Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

H 809.315.18

Harvard College Library

FROM

Dr. Harold Boroditch

Digitized by Google

Original from HARVARD UNIVERSITY

Generated on 2019-08-28 15:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-08-28 15:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
HARVARD UNIVERSITY

H 809.315.18

Harvard College Library

FROM

Dr. Harold Bowditch

Digitized by Google

Original from HARVARD UNIVERSITY

Generated on 2019-08-28 15:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-08-28 15:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
HARVARD UNIVERSITY

Generated on 2019-08-28 15:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
HARVARD UNIVERSITY

Das Schwarzbuch

der Schandtaten unserer Feinde

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-08-28 15:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
HARVARD UNIVERSITY

Das Schwarzbuch der Schandtaten unserer Feinde

Digitized by Google

Original from HARVARD UNIVERSITY

Generated on 2019-08-28 15:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-08-28 15:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

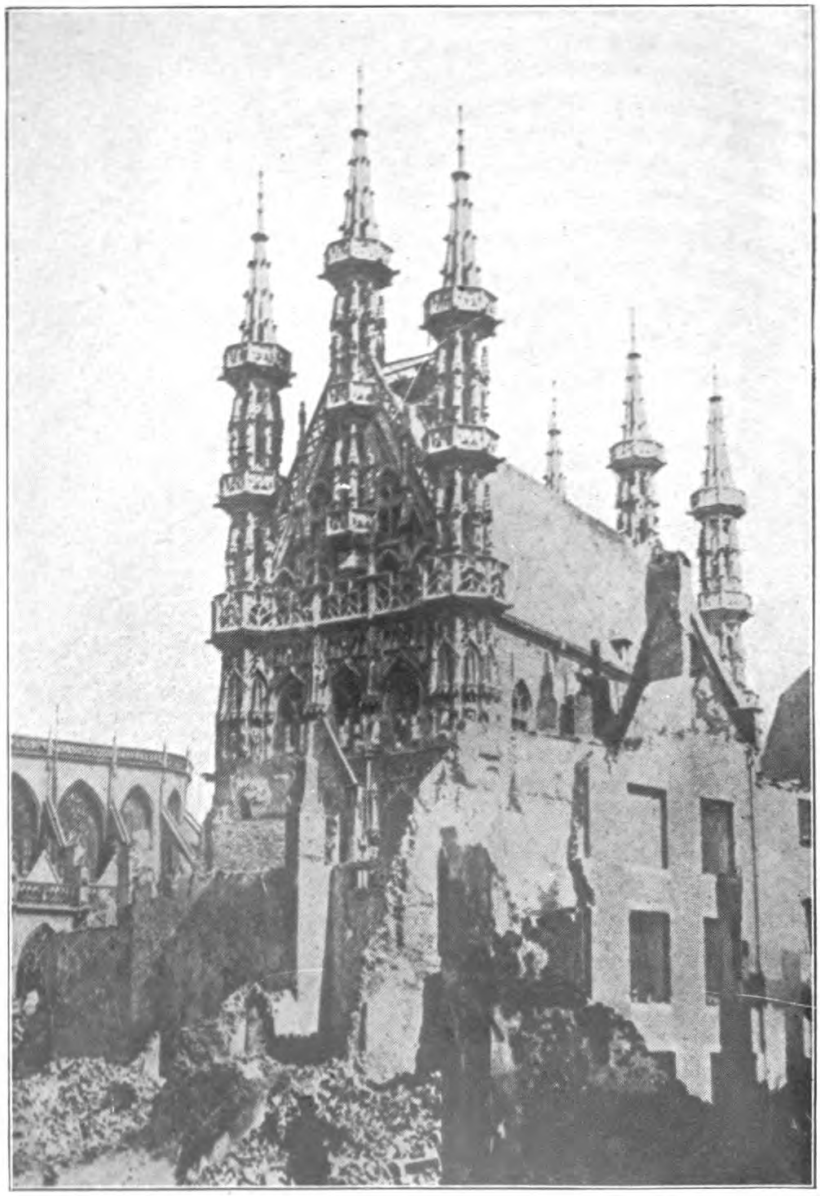
Digitized by Google

Original from
HARVARD UNIVERSITY

Generated on 2019-08-28 15:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
HARVARD UNIVERSITY



Wie das Ausland fälscht:
Das Rathaus in Loewen mit zerstörten Nachbargebäuden aufgenommen, um die Verleumdung von der Zerstörung des Rathauses zu beweisen.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Schwarzbuch

der Schandtaten unserer Feinde

Herausgegeben vom Kriegspolitischen
Kultur-Ausschuß der Deutsch-nordi-
schen Richard Wagner-Gesellschaft
für germanische Kunst und Kultur –

mit einem Nachwort von

Freiherrn Marschall v. Biberstein

1915

Wilhelm Borngräber Verlag
Berlin W

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

H809.315.18

HARVARD
Jul 26, 1921
Dr. Harold. Bowditch

Dies Werk iſt die zweite Veröffentlichung des Kriegspolitiſchen Kultur-Ausſchuſſes der Deutſch-nordiſchen Richard Wagner-Geſellſchaft und erſcheint im Auftrage von Kurt L. Walter v. d. Bleek u. Wilhelm Borngräber, den Organiſatoren des Freiwilligen Kriegs- und Kultur-Aufklärungskorps, korporativen Mitglieds des Deutſchen Wehr-Vereins

Generated on 2019-08-28 15:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY

Die Genfer Konvention —?

Wir alle wissen, daß der Krieg ein Ausnahmezustand in jeder Form ist. Daß er neue Werte schafft, aber vor allem alte große Werte zerstört. Daß er nach seiner Natur hart, unerbittlich, grausam handelt. Daß er um so wohltätiger wirkt, je heftiger er geführt wird, da dann Kraft und Macht der Kriegführenden bald erschöpft sind.

Neben dem Ausnahmezustand Krieg läuft aber auch der Krieg im Frieden fort.

Aber auch in diesem Kampf ums Dasein, einem Naturgesetz, das keine Zivilisation aufzuheben vermag, weil sie eben unter seinem Einfluß steht, wird der Stärkere siegen. Friedensapostel, deren Menschenliebe hoch geachtet werden muß, wähnen in dem Gang der Kultur ein langsames Streben nach der Utopie des ewigen Friedens zu erspähen. „Ein einziger Schritt bleibt noch zu tun: Herstellung eines wahren Völkerrechts als allgemeines Menschheitsgesetz, bindend für die Nationen — ähnlich wie in den einzelnen Staaten die allgemeinen Landesgesetze bindend für dessen Angehörige sind, so daß die einzelnen, wenn nötig, von der Gesamtheit aller anderen zur Befolgung gezwungen werden." Und sie können nur gezwungen werden durch Gewalt, also Krieg, den man doch vermeiden will.

Die Anerkennung und Beobachtung der allgemeinen Landesgesetze ist möglich, weil die sehr reelle Staatsgewalt darüber wacht.

Welche Gewalt soll über dem wahren Völkerrecht, dem allgemeinen Menschheitsrecht, wachen? Die Allgemeinheit der Völker, jener, die eben durch dies Recht gebunden werden sollen?

Praktisch ist aber jedes Recht hinfällig, das nicht mit Gewalt erzwungen werden kann, denn die Gewalt bleibt immer die ultima ratio.

Und wenn der Stärkere sich diesem Recht nicht beugen will, wer wird ihn daran hindern? Wieder die Allgemeinheit. Aber wenn dieser Stärkere stärker als die übrigen ist? Und welches Mittel bleibt zur Entscheidung, wer der Stärkere ist, als der offene Kampf, der Krieg?

Was bedeuten alle Friedenskongresse?

Hatten sie je praktischen Erfolg?

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Was bedeutet heute für England und seine Verbündeten die Genfer Konvention, die Haager Friedenskonferenz?

Ein feiner deutscher Kopf hat schöne Worte für die Notwendigkeit des Kriegs im Frieden und im Krieg gefunden: Wer ist im Recht: alles kämpft miteinander, und jedes hat Recht! Der Kampf ums Dasein ist der naturgemäße Zustand der Menschheit. Er ist der Motor der Weiterentwicklung, ohne ihn stockt und stirbt alles. Er treibt, belebt, zeugt, bewegt, und eben deshalb ist er auch unsere Aufgabe, ich möchte sagen: unsere Religion.

Alles kämpft — der Arme, der den Kommunismus verlangt, der Reiche, der ihn verdammt, der strebende Kopf, der verrottete Aristokrat, der Geistliche, der Soldat, der Republikaner, der behäbige Konstitutionelle, der Monarch, sie alle sind im Rechte — es handelt sich um ihr Dasein.

Es handelt sich darum, wer siegt.

Wer es auch sei, er muß über die Leichen der Besiegten hinwegschreiten, das ist Naturgesetz. Wer davor schaudernd zurückschreckt, bringt sich selbst um die Chancen der Existenz. Ein sogenannter versöhnender Abschluß ist bei solchem Grundgesetz freilich unmöglich. Der Kampf ist unendlich.

Zweierlei bedingt dieser gewaltige Kampf, wie wir ihn im Völkerringen sowohl als im einzelnen Menschenleben beobachten: daß der Zweck die Mittel heilige, ein Wort, dessen furchtbare Konsequenzen nicht erst bei seiner Anerkennung entstehen, sondern Faktum sind seit jeher — dann der Ausschluß der Liebe.

In der Tat, so weit und so viel wir die Geschichte durchblättern, nirgends verzeichnet sie eine Tat der Liebe, der großen allumspannenden Menschenliebe, die entscheidend eingewirkt hätte auf die Geschichte der Völker, ja nicht eine Geschichtshandlung ist zu nennen, die ein Volk aus Liebe, aus bewußter uneigennütziger Menschen- und Nächstenliebe vollbracht hätte.

Was allenfalls geschehen, haben einzelne getan, und die größte Wirkung solcher seltener Liebeshandlungen beschränkt sich darauf, ein großes Leid um Weniges zu lindern.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fremd steht die Masse einem Gefühl gegenüber, welches doch den einzelnen bewegt, von dem Schwärmer sagen, es sei ihr Leitstern alles Tuns und Lassens.

Wie wahr ist auch hier des Dichters Wort, der da spricht: „Kämpft und ringt, würgt und erhebt euch — lasset eure Interessen zusammen oder widereinander gehen, nützt eure Kräfte einzeln oder verbündet, überbietet euch mit den Waffen des Friedens oder des Kriegs, streitet um euer Dasein mit oder ohne Bewußtsein, mit Kühnheit oder feiger Zähigkeit, folgt dem ewigen Drange, der euch beherrscht, von der Geburt bis zum Tode — aber lügt nicht, daß ihr einander liebt."

Die Idee der Geistergemeinschaft und friedlichen Bruderliebe war eben nur eine Idee, die im Kampf ums Dasein unterlegen ist. Nur dem Schein nach drang sie durch, und er ist es, der die Menschheit gegenwärtig noch äfft. Der Kampf ist das Zauberwort, dem die Menschheit gehorcht. Sie teilt und schart sich heute nach ihrer Zunge, wie sie früher sich nach ihrem Glauben geschieden und nach anderer Gemeinsamkeit geschart, um völkerweise ihr Dasein zu erstreiten. Der Waffenstillstand ist das Aufatmen vom blutigen Kriege, und während desselben wird in anderer Weise weitergekämpft. Der Friede aber wäre Erschlaffung — Tod. Eine untergegangene Nation hat Frieden.

Was man tat, um die Greuel des Kriegs zu beschränken und zu mildern, waren völkerrechtliche Schranken der Kriegführung, die man errichtete. Schon im späten Altertum gab es solche. Das Christentum mehrte sie, und seit Grotius' Buch „Über das Recht des Krieges und Friedens" entwickelte sich ein Kriegsrecht oder Kriegsvölkerrecht als der Inbegriff von Rechtssätzen für den Kriegszustand teils durch den Kriegsgebrauch, teils durch Verträge von Staat zu Staat. Die neueste Zeit ergänzte es durch allgemeine Vereinbarungen wie die Genfer und andere Konventionen.

Es ist gut und nötig, sie sich kurz ins Gedächtnis zu rufen.

Der Grundgedanke der Genfer Konvention läßt sich Jahrhunderte weit zurückverfolgen, bis ins 16. Säkulum. Bis zum Abschluß der Genfer Konvention zählt man bereits 261 für einzelne Kriege oder bestimmte Zeiträume abgeschlossene Verträge, die den Grundgedanken der später berühmt gewordenen Konvention enthielten.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die erste Anregung zu ihr gab, wie bekannt, die großes Aufsehen erregende Schrift des Genfer Philanthropen Henri Dunant „Souvenirs de Solferino“ 1862, die von der traurigen Lage der Verwundeten von Solferino erzählte. Die Genfer Gemeinnützige Gesellschaft lud im Oktober des folgenden Jahres die europäischen Staaten zu einem, nicht amtlichen, Kongreß, der einen Plan entwarf, worauf 1864 auf Einladung des Schweizer Bundesrats Bevollmächtigte von 16 Staaten sich in Genf einfanden und die Genfer Konvention feststellten, die anfangs von nur 8 Staaten unterzeichnet ward, der sich dann aber alle europäischen und eine Reihe von fremden Staaten anschlossen.

Die Genfer Konvention regelte artikelweise das, was sie hervorgerufen hatte: die Lage der verwundeten Soldaten und was damit zusammenhing.

Sie bestimmte, daß die Hauptfeldlazarette und die Sanitätsdetachements als neutral anerkannt und demgemäß von den Kriegsparteien geschützt und geachtet werden sollten, solange sich Kranke oder Verwundete darin befänden. Erst wenn die Feldlazarette mit Militär besetzt würden, höre die Neutralität auf. Das Sanitäts- und Hilfspersonal der Hauptfeldlazarette und der Sanitätsdetachements einschließlich der mit der Aufsicht, Gesundheitspflege, Verwaltung und dem Transport der Verwundeten beauftragten Personen, sowie der Hilfsprediger, genießt solange die Wohltat der Neutralität, als es seinen Verpflichtungen obliegt und als Verwundete aufzunehmen oder zu verpflegen sind. Die genannten Personen können selbst nach der feindlichen Besitznahme fortfahren, in den von ihnen bedienten Hauptfeldlazaretten oder Sanitätsdetachements ihrem Amt obzuliegen oder sich zurückzuziehen, um sich den Truppen anzuschließen, zu denen sie gehören. Stellen sie ihre Tätigkeit ein, so wird die den Platz behauptende Armee dafür sorgen, daß sie den feindlichen Vorposten zugeführt werden. Das Material der Hauptfeldlazarette unterliegt den Kriegsgesetzen, und die zu den Lazaretten gehörigen Personen dürfen daher bei ihrem Rückzug nur die Gegenstände mitnehmen, die ihr Privateigentum sind. Das Sanitätsdetachement aber bleibt unter gleichen Umständen im Besitz seines Materials. Die Landesbewohner, die den Verwundeten zu Hilfe kommen, sollen geschont werden und frei bleiben. Die Generale der

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kriegführenden Mächte haben die Aufgabe, die Einwohner von dem an ihre Menschlichkeit ergehenden Rufe und der sich daraus ergebenden Neutralität in Kenntnis zu setzen. Jeder in einem Haus aufgenommene Verwundete soll demselben als Schutz dienen. Der Einwohner, der Verwundete bei sich aufnimmt, soll mit Truppeneinquartierung sowie mit einem Teil der etwa auferlegten Kriegskontribution verschont werden. Die verwundeten und erkrankten Soldaten sollen ohne Unterschied der Nationalität aufgenommen und verpflegt werden. Den Oberbefehlshabern soll es freistehen, die während des Gefechts verwundeten feindlichen Soldaten sofort den feindlichen Vorposten zu übergeben, wenn die Umstände es gestatten und beide Parteien einverstanden sind. Die, die nach ihrer Heilung als dienstunfähig befunden werden, sollen in ihre Heimat zurückgeschickt werden. Die anderen können ebenfalls zurückgeschickt werden, wenn sie sich verpflichten, während der Dauer des Krieges die Waffen nicht zu ergreifen. Die Evakuationszüge nebst dem sie leitenden Personal genießen unbedingte Neutralität. Bei den Feldlazaretten, den Verbandplätzen und Evakuationszügen soll als Neutralitätszeichen eine deutlich erkennbare und übereinstimmende Fahne aufgesteckt werden. Daneben muß unter allen Umständen die Nationalflagge aufgepflanzt werden. Für das unter dem Schutz der Neutralität stehende Personal soll eine Armbinde zulässig sein, aber die Verabfolgung einer solchen bleibt der Militärbehörde überlassen. Die Fahne und die Armbinde soll ein rotes Kreuz auf weißem Grunde tragen. Die Einzelheiten der Ausführung der Genfer Konvention soll von den Oberbefehlshabern der kriegführenden Armeen nach den Anweisungen ihrer betreffenden Regierungen und nach Maßgabe der in der Konvention ausgesprochenen allgemeinen Grundsätze angeordnet werden. Mißbrauch mit dem Neutralitätszeichen und sonstige Verletzungen der Genfer Konvention werden durch die Einzelstaaten geahndet.

Zur praktischen Anwendung kam sie zum erstenmal im Deutschen Krieg von 1866. Man arbeitete ständig an der Verbesserung und Ergänzung ihrer Bestimmungen. Im Jahre 1868 wurden auf Grund der Kriegserfahrung von 1866 Zusatzartikel, 14 an der Zahl, vereinbart, die zum kleineren Teil die Bestimmungen der Genfer Konvention näher ausführten, zum größeren Teil ihre Ausdehnung auf den Seekrieg

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bezweckten. Eine Ratifikation dieser Zusatzartikel seitens der beteiligten Mächte erfolgte aber nicht, jedoch wurde in einigen folgenden Kriegen, so 1870 zwischen Deutschland und Frankreich, 1898 zwischen Spanien und den Nordamerikastaaten ihre Befolgung verabredet. Im Jahre 1874 lud Rußland in Brüssel zu einer internationalen Konferenz, die eine umfassende Kodifikation des Kriegsrechts, darunter auch die Regelung der Behandlung verwundeter und kranker Soldaten, bezweckte. Aber diese Konferenz hatte kein praktisches Ergebnis. Anders die Konferenz der Schweizer Sanitätsstabsoffiziere 1892 zu Olten mit ihrem Entwurf einer Revision der Genfer Konvention in 9 Artikeln. Der Entwurf ist einfach und präzis gehalten — der alte Text war schlecht gefaßt —, übersichtlich und schematisch, so daß der Stoff von dem gemeinen Soldaten leichter auswendig gelernt werden kann. Inhaltlich wichtig ist, daß dem Sanitätspersonal nicht nur wie nach der Genfer Konvention Schutz verliehen wird, wenn es vom Feind bei der Pflege der Verwundeten oder sonst betroffen wird, sondern es ihm auch vorschreibt, das Personal müsse seine Verrichtungen auf Verlangen des Gegners fortsetzen. Eine dringliche Zusatzkonvention zur Genfer Konvention schlug das Institut für Internationales Recht in seiner Sitzung zu Cambridge 1895 dahin vor, daß den an der Konvention beteiligten Staaten die Pflicht auferlegt werde, gegen Verletzungen der Konvention strafgesetzliche Bestimmungen zu erlassen. Auch solle der Staat, der sich durch eine Verletzung der Genfer Konvention beschwert erachte, durch Vermittlung eines neutralen Staates auf Untersuchung der Sache antragen können und der verklagte Staat verpflichtet sein, diese Untersuchung durch seine Behörden vornehmen zu lassen und das Ergebnis dem neutralen Staat mitzuteilen, der, wenn statthaft, die Bestrafung des Zuwiderhandelnden zu veranlassen habe. — Einen Fortschritt erfuhr die Genfer Konvention durch die auf Veranlassung des Zaren Nikolaus II. im Haag zusammengetretene Friedenskonferenz vom Jahre 1899, auf deren Programm eine Reihe wichtiger Beratungsstoffe standen wie die Vereinbarung eines Zeitraums, innerhalb dessen die beteiligten Mächte auf jede Vermehrung ihrer Streitkräfte zu Wasser und zu Lande und auf jede Erhöhung ihres Kriegs- und Marinebudgets verzichteten, nach dessen Ablauf aber eine Verminderung der militärischen

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rüstungen und der Aufwendung für Heer und Marine eintreten sollte; das Verbot der Einführung neuer verbesserter Waffen und eines stärker wirkenden Pulvers; die Einschränkung der Anwendung gewisser Explosivstoffe im allgemeinen und Verbot, Geschosse oder explodierende Körper aus Luftballons herunterzuwerfen; Verbot der Benutzung unterseeischer Torpedoboote und ähnlicher Zerstörungsmittel, sowie Verbot, in Zukunft Kriegsschiffe mit Rammsporn zu bauen; die sinngemäße Ausdehnung der Bestimmungen der Genfer Konvention von 1864 auf den Seekrieg; Neutralisierung der während der Seegefechte oder nach ihnen mit der Rettung Schiffbrüchiger beauftragten Rettungsschiffe; die Revision der auf der Brüsseler Konferenz von 1874 ausgearbeiteten, aber nicht ratifizierten Erklärung betreffend die Kriegsbräuche und Kriegsgesetze; Vereinbarung, daß bei Kriegsgefahr die in Streit geratenen Nationen zuerst die guten Dienste Dritter in Anspruch nehmen oder die Entscheidung einer schiedsgerichtlichen Instanz anrufen sollten und eine Verständigung über ein einheitliches Verfahren bei Anwendung dieser Mittel.

Das Ergebnis der Konferenz bezüglich der Abrüstungsfrage war vorauszusehen. Da blieb es bei frommen Wünschen. Aber in dem Verbot, Geschosse zu verwenden, deren einziger Zweck es ist, erstickende oder giftige Gase zu verbreiten, stimmten die 26 Konferenzstaaten überein; auch in dem Verbot, Geschosse zu verwenden, die sich leicht im menschlichen Körper ausdehnen oder platt drücken, derart, wie die Geschosse mit hartem Mantel, deren Kern nicht ganz umhüllt oder mit Einschnitten versehen ist, ein Verbot, das sich in erster Linie auf die englischen sogenannten Dum-Dum-Geschosse bezog. Durch das Abkommen betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkriegs wurde das Geltungsgebiet der Genfer Konvention für den Landkrieg erweitert, insofern, als Artikel 21 des Abkommens bezüglich der Pflichten der Kriegsparteien in Ansehung der Pflege der Kranken und Verwundeten auf die Genfer Konvention und deren künftige Abänderungen verwies. Es wurde auch ein Abkommen betreffs der Anwendung der Grundsätze der Genfer Konvention auf den Seekrieg getroffen. Als unverletzlich und der Wegnahme durch die Kriegführenden entzogen wurden erklärt die militärischen Lazarettschiffe, die von den kriegführenden Staaten erbaut und

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eingerichtet werden, um den Verwundeten, Kranken und Schiffbrüchigen Hilfe zu bringen, ferner jene Lazarettschiffe, die ganz oder zum Teil auf Kosten von Privatpersonen oder von amtlich anerkannten Hilfsgesellschaften, auch neutraler Staaten, ausgerüstet werden, falls sie den kriegführenden Staaten mit Namen bekannt gemacht werden. Die militärischen Lazarettschiffe dürfen bei einem Aufenthalt in neutralen Häfen nicht nach den für Kriegsschiffe geltenden Regeln behandelt werden. Die Lazarettschiffe sind verpflichtet, den Verwundeten, Kranken und Schiffbrüchigen der Kriegsparteien ohne Unterschied der Nationalität Hilfe und Beistand zu gewähren. Sie dürfen zu keinerlei militärischen Zwecken benutzt werden und auch in keiner Weise die Bewegungen der Kriegsschiffe behindern. Sie handeln in und nach dem Kampf auf eigene Gefahr. Die Kriegsparteien üben ein Aufsichts- und Durchsuchungsrecht über sie aus, können ihre Hilfe ablehnen, ihnen befehlen, sich zu entfernen, ihnen eine bestimmte Fahrtrichtung vorschreiben, einen Kommissar an Bord geben und sie auch zurückhalten, wenn besonders erhebliche Umstände es erfordern. Die Kriegsparteien sollen die den Lazarettschiffen gegebenen Befehle, so weit wie möglich, in deren Schiffstagebuch eintragen. Die geschützten Schiffe sind kenntlich zu machen, und zwar die militärischen Lazarettschiffe durch einen äußeren weißen Anstrich mit einem wagerecht laufenden, etwa anderthalb Meter breiten grünen Streifen, die anderen Lazarettschiffe ebenso, nur muß der Streifen rot sein. Die Boote dieser Schiffe sowie die kleinen zum Lazarettdienst verwendeten Fahrzeuge müssen durch einen ähnlichen Anstrich kenntlich gemacht sein. Alle Lazarettschiffe sollen sich ferner durch Hissung einer weißen Flagge mit rotem Kreuz neben der Nationalflagge kenntlich machen. Geschützte Schiffe sind ferner Handelsschiffe, Jachten und andere kleine Fahrzeuge von Neutralen, die Verwundete, Kranke oder Schiffbrüchige der Kriegsparteien an Bord genommen haben. Sie können aus diesem Anlaß nicht weggenommen werden, doch bleiben sie der Wegnahme im Fall etwaiger Neutralitätsverletzungen ausgesetzt. Das geistliche, ärztliche und Lazarettpersonal weggenommener Schiffe ist unverletzlich und kann nicht kriegsgefangen gemacht werden. Es darf beim Verlassen des Schiffes die Gegenstände und chirurgischen Instrumente, die Privateigentum sind, mit sich nehmen. Es soll jedoch

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seine Dienste solange weiterleisten, als es notwendig erscheint, und kann sich erst dann zurückziehen, wenn der Befehlshaber des Schiffes es für zulässig erklärt. Kauffahrteischiffe der Kriegführenden, solange das Privateigentum im Seekrieg nicht als unverletzlich erklärt wird, unterliegen der Wegnahme, wenn sie auch Kranke oder Verwundete an Bord haben. Geschützte Personen sind die an Bord befindlichen Marine- und Militärpersonen, die verwundet oder krank sind. Sie sollen von der Partei, die das Schiff genommen hat, ohne Unterschied der Nationalität geschützt und gepflegt werden. Die in die Hände des Gegners fallenden Schiffbrüchigen, Verwundeten oder Kranken werden jedoch als kriegsgefangen angesehen. Der Partei, die sie gefangen nimmt, bleibt es überlassen, sie je nach den Umständen festzuhalten oder nach einem ihrer Häfen, nach einem neutralen Hafen oder selbst nach einem Hafen des Gegners zu befördern. Im letzteren Fall dürfen die so in ihre Heimat entlassenen Kriegsgefangenen während der Dauer des Krieges nicht mehr dienen. Gegenüber der Genfer Konvention bedeutet das Seekriegsabkommen einen Fortschritt insofern, als die Lazarettschiffe samt ihrem Material für unverletzlich erklärt wurden, während das Material der Feldspitäler den Kriegsgesetzen unterliegt, also Beute des Siegers wird, und die von der Genfer Konvention überhaupt nicht erwähnte freiwillige Krankenpflege als organischer Bestandteil des Kriegssanitätswesens erscheint. Wie bereits gesagt, kam es auf der Haager Konferenz zu einer Kodifikation des Kriegsrechts. Das Abkommen betreffs der Gesetze und Gebräuche des Landkrieges enthielt die wesentlichen Sätze des Landkriegsrechts, in einer Konvention zu fünf Artikeln und einer Anlage, Bestimmungen betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkriegs, die in vier Abschnitte gegliedert ist, deren erster davon handelt und bestimmt, daß die Gesetze, Rechte und Pflichten des Kriegs nicht nur für das Heer, sondern auch für die Milizen und Freiwilligenkorps gelten sollen, falls jemand an ihrer Spitze steht, der für das Verhalten seiner Untergebenen verantwortlich ist, falls sie ein bestimmtes aus der Ferne erkennbares Abzeichen tragen, die Waffen offen führen und die Kriegsgesetze und Gebräuche beobachten. Das zweite Kapitel gibt Vorschriften über die Behandlung von Kriegsgefangenen: Sie stehen unter der Gewalt der feindlichen Regierung,

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht in der Gewalt der Personen oder der Abteilungen, die sie gefangen nehmen. Sie sind also Gefangene des Staats. Alles, was ihnen persönlich gehört, bleibt ihr Eigentum außer Waffen, Pferden und Schriftstücken militärischen Inhalts. Die Kriegsgefangenen können in Städten, Festungen, Lagern oder an anderen Orten interniert werden, dagegen dürfen sie nicht eingesperrt werden, ohne daß es dringende Rücksichten der Sicherheit erfordern. Der Staat kann sie als Arbeiter verwenden, aber diese Arbeiten dürfen nicht übermäßig sein und in keiner Beziehung zu den Kriegsunternehmungen stehen. Die Kriegsgefangenen müssen bezüglich der Nahrung, Kleidung und Unterkunft ebenso behandelt werden wie die Truppen der Regierung, die sie gefangen nahm. Sie unterstehen den Gesetzen, Vorschriften und Befehlen, die in dem Heer des Staates gelten, in deren Gewalt sie sich befinden. Entwichene und wieder ergriffene Kriegsgefangene werden disziplinarisch bestraft. Nach gelungener Flucht wieder gefangene Kriegsgefangene können für die frühere Flucht nicht bestraft werden. Kriegsgefangene können auf Ehrenwort freigelassen werden, wenn die Gesetze ihres Landes dies gestatten. Ihre Regierung ist dann verpflichtet, keinerlei Dienste zu verlangen oder anzunehmen, die dem gegebenen Ehrenwort widersprechen. Jeder auf Ehrenwort entlassene Kriegsgefangene, der gegen den Staat, der ihn entließ, oder gegen dessen Verbündete die Waffen trägt, verliert, wieder ergriffen, das Recht der Behandlung als Kriegsgefangener und kann den Gerichten überliefert werden. Personen, die einem Heer folgen, ohne ihm unmittelbar anzugehören, wie Kriegsberichterstatter, Marketender und Lieferanten, haben, in Feindes Gewalt geraten, das Recht auf Behandlung als Kriegsgefangene. Kriegsgefangene Offiziere können den ihnen in dieser Lage nach den Vorschriften ihres Landes zukommenden Sold erhalten, den ihre Regierung zurückzuerstatten hat. Nach dem Friedensschluß sollen alle Kriegsgefangenen in kürzester Zeit in ihre Heimat entlassen werden. — Das dritte Kapitel verweist bezüglich der Behandlung und Pflege der Kranken und Verwundeten auf die Genfer Konvention. — Der zweite Abschnitt handelt von den Feindseligkeiten, und zwar im ersten Kapitel von den Mitteln zur Schädigung des Feindes, von Belagerungen und Bombardements, im zweiten von den Spionen: es darf auch ein auf frischer Tat ergriffener Spion nicht

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ohne vorausgegangenes Urteil bestraft werden. Das dritte Kapitel regelt Stellung und Behandlung der Parlamentäre: er ist unverletzlich, ebenso der ihn begleitende Trompeter oder Trommler, Fahnenträger und Dolmetscher; doch verliert er das Recht der Unverletzlichkeit, wenn ihm bestimmt bewiesen wird, daß er seine Stellung dazu benutzte, um Verrat zu üben oder dazu anzustiften. Das die zwischen den verhandelnden Parteien vereinbarten Kapitulationen behandelnde vierte Kapitel bestimmt, daß den Forderungen der militärischen Ehre Rechnung getragen werde. Das fünfte Kapitel regelt die Fragen des Waffenstillstandes. Die Handhabung der militärischen Gewalt auf besetztem feindlichem Gebiet behandelt der dritte Abschnitt, und der vierte die bei den Neutralen festgehaltenen Kriegführenden und in Pflege befindlichen Verwundeten. — Die Finalakte der Haager Konferenz umfaßte eine Reihe von Wünschen, deren mögliche Verwirklichung späteren Zusammenkünften vorbehalten bleiben sollte. Jede Konvention oder Deklaration bildete einen Akt für sich und konnte als solcher unterzeichnet oder ratifiziert werden. So geschah es mit der Konvention über die friedliche Erledigung internationaler Streitfälle und der über die Anwendung der Grundsätze der Genfer Konvention von 1864 auf den Seekrieg seitens sämtlicher Konferenzstaaten, während die Konvention über die Gesetze und Gebräuche des Landkriegs nicht die Unterschrift Chinas, die Deklaration betreffend das Verbot des Werfens von Geschossen und Sprengstoffen aus Luftschiffen u. a. nicht die Unterschrift Englands trägt usw. Einzelne Staaten vollzogen die Unterzeichnung resp. die Ratifikation unter Vorbehalten, so wurde bei der Seekriegskonvention der Artikel über die Unterbringung von Verwundeten auf neutralem Gebiet seitens Deutschlands, Englands und der Vereinigten Staaten von Nordamerika von der Ratifikation ausgeschlossen.

Die Genfer Konvention von 1864 samt ihren Ausführungen und Ergänzungen, die Haager Friedenskonferenz von 1899 nebst ihren Fortsetzungen sind also die Grundlage der kriegsvölkerrechtlichen Bestimmungen, an die sich die Konferenzstaaten freiwillig gebunden haben.

Unleugbar ist mit dieser jahrzehntelangen, auf Milderung und mögliche Beseitigung der Kriegsgreuel gerichteten Friedensarbeit viel im Sinn des Christentums und seines Stifters geschehen; aber betrachtet man

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die seit 1864 geführten Kriege, so sieht man, daß diese Arbeit eigentlich umsonst geleistet wurde. Ein praktischer Erfolg ist nicht zu verzeichnen. Diese ganze große, von den besten Hoffnungen und Absichten getragene Arbeit annulliert kurzerhand der Krieg.

In seinem Ausnahmezustand schaltet das Völkerrecht völlig aus.

Die Bemühungen sämtlicher Konventionen und Konferenzen erweisen sich als nutzlos und ergebnislos.

Der Stärkere setzt sich über Recht und Gesetz, mag es auch tausendfach verbrieft und versiegelt sein, hinweg, eben im Bewußtsein seiner Macht.

Proteste und Beschwerden bleiben unbeachtet, wie ungehört.

Man beobachte nur Englands Verhalten und Vorgehen gegenüber den Neutralen!

Wer wollte nur seine auf sie bezugnehmenden Verletzungen des Völkerrechts registrieren!

„Wenn ich bei Kriegsausbruch in Befehlsstellung bin, werde ich in meinen Befehlen bekannt geben: Das Wesen des Kriegs ist Gewalt. Mäßigung im Krieg ist Blödsinn. Schlagt zuerst, schlagt fest und schlagt überall!"

Der englische Seeoffizier, der das sagte, war Lord John Fisher. Er ist der erste Seelord der britischen Admiralität.

* * *

Wie dieser große Krieg seitens unserer Feinde geführt wurde, wie grausam und greuelvoll er sich von Anfang an gestaltete, wurde bald offenbar durch die Warnungen, die Deutschland an Rußland, Frankreich und Belgien ergehen lassen mußte.

Durch Vermittlung einer neutralen Macht wurde der russischen Regierung zur Kenntnis gebracht, daß nach übereinstimmenden Meldungen aus unserem östlichen Grenzgebiet die Russen, wo sie preußisches Gebiet betraten, gegen Ortschaften und deren wehrlose Bewohner sengend und plündernd vorgegangen wären, daß besonders schwere Ausschreitungen aus den Gegenden von Schirwindt, Lyck und Soldau gemeldet wären.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutschland erhebe vor der Öffentlichkeit Einspruch gegen eine solche dem Völkerrecht zuwiderlaufende Art der Kriegführung. Wenn durch sie die Kampfesweise einen besonders schroffen Charakter annehmen sollte, so treffe Rußland dafür allein die Verantwortung.

Der französischen Regierung wurde gleichfalls durch die Vermittlung einer neutralen Macht erklärt, daß die Meldungen der deutschen Truppen erkennen ließen, es werde dem Völkerrecht zuwider in Frankreich der Volkskrieg organisiert. In zahlreichen Fällen hätten Landeseinwohner unter dem Schutz der bürgerlichen Kleidung heimtückisch auf deutsche Soldaten geschossen. Deutschland erhebe Einspruch gegen eine derart dem Völkerrecht widersprechende Kriegführung. Die deutschen Truppen hätten Anweisung, jede feindliche Haltung der Landeseinwohner mit den schärfsten Maßregeln zu unterdrücken. Jeder Nicht-Soldat, der Waffen führe, jeder, der die deutschen rückwärtigen Verbindungen störe, Telegraphendrähte durchschneide, Sprengungen vornehme, kurz, in irgendeiner Weise unberechtigt an der Kriegshandlung teilnehme, werde sofort standrechtlich erschossen. Nehme die Kriegführung hierdurch einen besonders schroffen Charakter an, so treffe Deutschland dafür nicht die Verantwortung. Frankreich allein sei verantwortlich für die Ströme von Blut, die sie kosten werde.

Der belgischen Regierung wurde erklärt, daß sie Deutschlands aufrichtig gemeinte Anerbietungen, ihrem Lande die Schrecken des Kriegs zu ersparen, zurückgewiesen, daß sie dem deutschen durch die Maßnahmen der Gegner Deutschlands gebotenen Einmarsch bewaffneten Widerstand entgegengesetzt, also den Krieg gewollt habe. Trotz der Note vom 8. August 1914, in der die belgische Regierung mitteilte: sie werde gemäß dem Kriegsgebrauch den Krieg nur mit uniformierten Mannschaften führen, hätten in den Kämpfen um Lüttich zahlreiche Leute unter dem Schutz bürgerlicher Kleidung am Kampf teilgenommen. Sie hätten nicht nur auf die deutschen Truppen geschossen, sie hätten in grausamer Weise Verwundete erschlagen und Ärzte, die ihren Beruf erfüllten, niedergeschossen. Gleichzeitig hätte in Antwerpen der Pöbel deutsches Eigentum barbarisch verwüstet, Frauen und Kinder in bestialischer Weise niedergemetzelt. Deutschland fordere vor der ganzen gesitteten Welt Rechenschaft für das Blut dieser Unschuldigen, für die jeder Zivilisation hohn-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sprechende Art der Kriegführung Belgiens. Wenn der Krieg von nun an einen grausamen Charakter annehme, trage Belgien die Schuld. Um die deutschen Truppen vor der entfesselten Volksleidenschaft zu schützen, werde von nun an jeder Nichtuniformierte, der nicht durch deutlich erkennbare Abzeichen als zur Teilnahme am Kampf berechtigt bezeichnet sei, als außerhalb des Völkerrechts stehend behandelt werden, wenn er sich am Kampf beteilige, die deutschen rückwärtigen Verbindungen störe, Telegraphendrähte durchschneide, Sprengungen vornehme, kurz in irgendeiner Weise an der Kriegshandlung teilnehme; er werde als Franktireur behandelt und sofort standrechtlich erschossen werden.

Vierzehn Tage danach, am 28. August, protestierte die deutsche Heeresleitung gegen die durch unsere Gegner verbreiteten Nachrichten über Grausamkeiten der deutschen Kriegführung: wären Härten und strengste Maßregeln nötig geworden, so wären sie veranlaßt und herausgefordert durch Teilnahme der Zivilbevölkerung einschließlich Frauen an heimtückischen Überfällen auf unsere Truppen und durch bestialische an Verwundeten verübte Grausamkeiten. Die Verantwortung für die Schärfe, die in die Kriegführung hineingetragen worden, trügen allein die Regierungen und Behörden des von uns besetzten Landes, die ihre Bürger mit Waffen versehen und zur Teilnahme am Krieg aufgehetzt hätten. Überall da, wo die Bevölkerung sich feindseliger Handlungen enthalte, sei von unseren Truppen weder Mensch noch Gut beschädigt worden. Der deutsche Soldat sei kein Mordbrenner und Plünderer, er führe nur Krieg gegen das feindliche Heer. Die in ausländischen Blättern gebrachte Nachricht, die Deutschen trieben die Bevölkerung des Landes im Gefecht vor sich her, sei eine Lüge, die den moralischen Tiefstand ihres Urhebers kennzeichne. Jeder, der die hohe kulturelle Entwicklung unseres Volkes kenne, werde sie als solche von vornherein bezeichnen.

Alle diese Beschwerden und Proteste blieben ohne Wirkung.

Die Presse unserer Feinde nahm selbstverständlich von ihnen keine Notiz, und die Presse der anderen Staaten war entweder durchaus dreiverbandfreundlich oder doch nicht deutschfreundlich. Sie zeigte im besten Fall eine laue Neutralität, die immer bereit war, den Ausstreuungen unserer Feinde eher zu glauben als uns.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Da richtete im September der deutsche Kaiser an den Präsidenten der Vereinigten Staaten das folgende Telegramm:

Ich betrachte es als Meine Pflicht, Herr Präsident, Sie, als den hervorragendsten Vertreter der Grundsätze der Menschlichkeit, zu benachrichtigen, daß nach der Einnahme der französischen Festung Longwy Meine Truppen dort Tausende von Dum-Dum-Geschossen entdeckt haben, die durch eine besondere Regierungswerkstätte hergestellt waren. Ebensolche Geschosse wurden bei getöteten und verwundeten Soldaten und Gefangenen, auch britischer Truppen, gefunden. Sie wissen, welche schrecklichen Wunden und Leiden diese Kugeln verursachen und daß ihre Anwendung durch die anerkannten Grundsätze des internationalen Rechts streng verboten ist. Ich richte daher an Sie einen feierlichen Protest gegen diese Art der Kriegführung, welche dank den Methoden unserer Gegner eine der barbarischsten geworden ist, die man in der Geschichte kennt. Nicht nur haben sie diese grausamen Waffen angewendet, sondern die belgische Regierung hat die Teilnahme der belgischen Zivilbevölkerung an dem Kampf offen ermutigt und seit langem sorgfältig vorbereitet. Die selbst von Frauen und Geistlichen in diesem Guerillakrieg begangenen Grausamkeiten, auch an verwundeten Soldaten, Arztepersonal und Pflegerinnen (Ärzte wurden getötet, Lazarette durch Gewehrfeuer angegriffen) waren derartig, daß Meine Generale endlich gezwungen waren, die schärfsten Mittel zu ergreifen, um die Schuldigen zu bestrafen und die blutdürstige Bevölkerung von der Fortsetzung ihrer schimpflichen Mord- und Schandtaten abzuschrecken. Einige Dörfer und selbst die alte Stadt Löwen, mit Ausnahme des schönen Stadthauses, mußten in Selbstverteidigung und zum Schutz Meiner Truppen zerstört werden. Mein Herz blutet, wenn Ich sehe, daß solche Maßregeln unvermeidlich geworden sind, und wenn Ich an die zahllosen unschuldigen Leute denke, die ihr Heim und Eigentum verloren haben, infolge des barbarischen Betragens jener Verbrecher.

Wilhelm I. R.

Einen Monat später ließ die deutsche Regierung eine Denkschrift über die Verletzung der Genfer Konvention vom 6. Juli 1906 durch französische Truppen und Freischärler, sowie gegen deren völkerrechtswidriges

Digitized by Google

Original from HARVARD UNIVERSITY

Generated on 2019-08-28 15:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verhalten scharfer Protest erhoben wird, der französischen Regierung sowie den Regierungen der neutralen Staaten zugehen.

Denkschrift.

In dem gegenwärtigen Kriege haben französische Truppen und Freischärler die zur Verbesserung des Loses der Verwundeten und Kranken bei den im Felde stehenden Heeren getroffenen Bestimmungen der Genfer Konvention vom 6. Juli 1906, die von Deutschland und Frankreich ratifiziert worden ist, in flagranter Weise verletzt. Aus der großen Zahl bekannt gewordener Fälle werden in den Anlagen diejenigen aufgeführt, die bereits durch gerichtliche Vernehmungen oder dienstliche Meldungen einwandfrei festgestellt worden sind.

An der Spitze der Genfer Konvention steht einer der ersten Grundsätze des Kriegsrechts, daß nämlich die Verwundeten und Kranken des feindlichen Heeres in derselben Weise wie die Verwundeten und Kranken des eigenen Heeres geachtet und versorgt werden sollen (Artikel 1, Absatz 1). Diesem Grundsatz haben die französischen Truppen und Freischärler ins Gesicht geschlagen, indem sie deutsche Verwundete, die in ihre Hände gefallen waren, nicht nur roh behandelt, sondern sie auch beraubt, ja sogar und zwar teilweise in bestialischer Weise, verstümmelt und ermordet haben (Anlage 1 bis 8).

Für die beweglichen Sanitätsformationen ist in den Artikeln 6 und 14 der Genfer Konvention ein besonderer Schutz vorgesehen. Diesen Bestimmungen zuwider haben französische Truppen deutsche Automobile mit Verwundeten angegriffen (Anlage 6) und Sanitätswagen beschossen (Anlage 11 und 14), obwohl das Zeichen des Roten Kreuzes deutlich zu erkennen war; auch haben sie deutsche Lazarette überfallen und ihres Personals und ihrer Ausrüstung beraubt (Anlage 7).

In völkerrechtswidriger Weise haben sich ferner französische Truppen gegen den Artikel 9 der Genfer Konvention vergangen, der das Sanitätspersonal der kriegführenden Heere schützen, ja es als neutral behandelt wissen will. Wie sich aus den Anlagen ergibt, wurde der Führer einer Sanitätskolonne von einem französischen Truppenführer verhaftet und weggeschleppt (Anlage 9) und ein Arzt, der einem Verwundeten helfen wollte, von französischen Truppen erschossen (Anlage 10); auch wurden

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ärzte und Begleitmannschaften eines Sanitätswagens unter Feuer genommen (Anlage 11), sowie Krankenträger bei der Bergung von Verwundeten durch französische Truppen und Freischärler angegriffen, verwundet und getötet (Anlage 12 bis 14) oder zu Kriegsgefangenen gemacht (Anlage 15). Ebenso wurde ein deutscher Feldgeistlicher von französischen Truppen gefangen genommen und wie ein gemeiner Verbrecher behandelt (Anlage 8).

Die Kaiserlich Deutsche Regierung bringt mit Entrüstung diese dem Völkerrecht und der Menschlichkeit hohnsprechende Behandlung deutscher Verwundeten, deutscher Sanitätsformationen und deutschen Sanitätspersonals zur öffentlichen Kenntnis und legt hiermit gegen die unerhörten Verletzungen eines von allen Kulturstaaten geschlossenen Weltvertrages feierlich Verwahrung ein.

Berlin, den 10. Oktober 1914.

Anlage 1.

Militärgerichtliche Vernehmung des Grenadiers Peter Hänseler von der Garde-Ersatz-Brigade.

Verhandelt im Biwak Wald östlich Mississippi Farme, den 7. September 1914, 6 Uhr nachmittags:

Vor dem Gerichtsoffizier des III. Bataillons der Garde-Ersatz-Brigade erscheint der Grenadier Peter Hänseler der 2. Kompagnie und macht nach Vereidigung über die Vorgänge am 5. September 1914 an der Eisenbahnbrücke über die Meurthe nördlich Rehainviller folgende Aussagen:

Am 5. September früh wurde der Zug Schütze der 2. Kompagnie vorgeschickt mit dem Befehl, die Eisenbahnbrücke über die Meurthe nördlich Rehainviller zu besetzen. Der Zug Schütze besetzte das östliche Meurtheufer, von wo aus er die Brücke und das westliche Meurtheufer unter Feuer halten konnte. Ich befand mich am äußersten rechten Flügel des Zuges und hatte den Auftrag, den gegenüberliegenden Berg und das Gelände zu beobachten. Als der Befehl zum Rückzug gegeben wurde, geriet ich in einen Sumpf und blieb in demselben stecken. Als es mir gelungen war, mich freizumachen, war der Zug Schütze bereits ver-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schwunden, und die Franzosen hatten die Meurthe überschritten und mir den Rückzug abgeschnitten. Um mich nicht gefangen nehmen zu lassen, stellte ich mich tot, in der Hoffnung, eine Gelegenheit zu finden, mich zum Truppenteil durchschleichen zu können. Während ich dort lag, beobachtete ich folgende Vorgänge: Die Franzosen traten die liegengebliebenen Leute unseres Zuges mit den Füßen, und als sie Lebenszeichen durch Schreien und Stöhnen von sich gaben, hörte ich Schüsse; auch ich erhielt einen Fußtritt, verhielt mich aber nach dem Erlebten völlig ruhig, so daß es lediglich diesem Umstande zu verdanken ist, daß ich nicht erschossen worden bin. Bei eintretender Dunkelheit schlich ich mich nach meinen verwundeten Kameraden und stellte fest, daß meine verwundeten Nachbarn nach ihrer Lage tot sein mußten, während sie am Morgen nur leicht verwundet worden waren. In der Dunkelheit gelang es mir, mich zu meinem Truppenteil zurückzuschleichen.

Vorgelesen, genehmigt, unterschrieben:
gez. Peter Hänseler.
gez. von Alt-Stutterheim,
Adjutant und Gerichtsoffizier.

Anlage 2.

Militärgerichtliche Vernehmung des Jägers zu Pferde Franz Mewissen vom Jäger-Regiment zu Pferde Nr. 7.

Verhandelt Mersch auf dem Marsch von Luxemburg nach Diekirch, den 11. September 1914.

Gegenwärtig: Wagner, Oberkriegsgerichtsrat, Voetsch, Oberkriegsgerichtssekretär.

Es erscheint und erklärt, auf die Bedeutung des Eids hingewiesen, Jäger zu Pferde Mewissen, 4. Eskadron Jäger-Regiment zu Pferde Nr. 7:

a) zur Person: Franz, 22 Jahre alt, katholisch;

b) zur Sache: Ich weiß folgendes zu bekunden:

Nach dem Gefecht gegen die französischen Eskadrons am 7. d. M., etwa 7 km südwestlich von Arlons auf belgischem Gebiet, hatte ich mich in der Nacht in einem Strohdiemen versteckt. Von meinem Versteck aus habe ich gesehen, wie die Franzosen verwundete, deutsche, noch

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lebende Jäger zu Pferde mit ihren Lanzen erstachen. Ich sah sie in der hellen Nacht auf dem Gefechtsfelde umhergehen und hier und da sich bewegende daliegende Jäger zu Pferde erstechen. Einmal richtete sich ein Jäger über sein Pferd auf, er wurde sogleich erstochen.

Verlesen, genehmigt, unterschrieben:
gez. Jäger Mewissen.
Geschehen wie oben.
gez. Wagner. gez. Voetsch.

Anlage 3.

Gerichtliche Vernehmung des Musketiers Mündel vom Infanterie-Regiment Nr. 138.

Kaiserliches Amtsgericht. Anwesend: Amtsrichter Brehmer als Richter, Amtsgerichtssekretär Brubacher als Gerichtsschreiber.

Hochfelden, den 25. September 1914.

Von dem Ersatzreservisten Josef Schulte aus Backum bei Herten, Kreis Recklinghausen, vorgeführt und vorgestellt, erscheint der Musketier Theodor Mündel, Infanterie-Regiment Nr. 138, 9. Kompagnie, geboren am 30. Januar 1892 in Romansweiler im Elsaß, evangelisch, und erklärt:

Am 25. August 1914 bin ich in einem kleinen Ort, welcher hinter Lunéville gelegen ist, an der linken Schulter von einem Infanteriegeschoß verwundet worden.

Wir befanden uns bereits im Nahkampf mit den Franzosen. Sie waren nur ungefähr 30 Meter von uns entfernt. Es kamen dann an der Stelle, wo ich lag, mehrere Truppen vorüber, von denen, bis auf einen, Bajonette geführt und Tornister getragen wurden. Der eine hatte keinen Tornister und kein Bajonett, dagegen einen Revolver und einen Degen. Dieser fragte zunächst einen neben mir liegenden Gefreiten in gebrochenem Deutsch, an welcher Stelle er verwundet sei. Der Gefreite antwortete: „Am Fuß," und zeigte auf die Stelle hin. Hierauf schoß der Franzose dem Gefreiten mit dem Revolver durch den Kopf. Alsdann gingen die Franzosen gegen die deutsche Stellung vor. Nach einigen Minuten starb dann der Gefreite. Nach ungefähr einer Viertelstunde

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kamen die Franzosen wieder zurück durch den Wald an mir vorüber. Hierbei schlug mir ein Franzose mit dem Bajonettkolben gegen die rechte Schläfe und noch über die linke Schulter, wo ich bereits verletzt war. Bei dem Schlag gegen die rechte Schläfe erlitt ich über dem rechten Auge eine Verletzung, welche blutete. Diese Wunde verlief auf der rechten Seite der Augenbrauen. Hierzu habe ich zu bemerken, daß die Franzosen gesehen haben mußten, daß ich bereits vorher an der linken Schulter verwundet war, denn ich lag der Länge nach auf dem Boden, mit dem Kopf auf dem Tornister, und das Blut war bereits aus der verletzten Stelle der linken Schulter durch die Uniform herausgetreten.

Vorgelesen, genehmigt, unterschrieben:

gez. Mündel.

gez. Brehmer. gez. Brubacher.

Anlage 4.

Gerichtliche Vernehmung des Musketiers Kampen vom Infanterie-Regiment Nr. 78 und des ordinierenden Arztes Dr. Schlichthorst vom Reserve-Lazarett in Aurich.

Königliches Amtsgericht. Gegenwärtig: Amtsgerichtsrat Dieken als Richter, Aktuar Flemer als Gerichtsschreiber.

Geschehen zu Aurich im Reserve-Lazarett am 29. September 1914.

Es erschienen und wurden wie folgt vernommen:

1. Der Zeuge Kampen, auf die Bedeutung und Heiligkeit des Eides hingewiesen, erklärte:

zur Person: Ich heiße Gerd Kampen, bin 22 Jahre alt, lutherischen Bekenntnisses, Musketier in Osnabrück in der 8. Kompagnie des Infanterie-Regiments Nr. 78.

zur Sache: Am 29. August war ich in der Schlacht von St. Quentin in der Nähe des Dorfes Guise durch einen Schuß ins rechte Knie verwundet liegen geblieben. Als unsere Truppen sich etwas zurückgezogen hatten, kamen etwa gegen 9½ Uhr ungefähr 50 französische Soldaten unter Führung mehrerer Offiziere. Sie gingen im Zickzack übers Schlachtfeld, und ich sah, daß die Soldaten mit dem Bajonett auf mehrere am Boden liegende Verwundete einstachen. So stachen sie auch

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf einen Verwundeten, der höchstens zehn Schritt von mir entfernt lag. Als er um Hilfe rief, schoß ihn ein französischer Offizier mit der Pistole in den Mund, worauf er sofort tot war. Ich weiß bestimmt, daß der Täter ein Offizier war.
Sie kamen dann an mich heran. Ich stellte mich tot, sie stachen mehrfach mit dem Bajonett auf mich ein, aber nicht tief. Ich habe neun leichte Verletzungen davongetragen. Sie drehten mich auch mit den Bajonettspitzen auf die andere Seite. Ein Bajonettstich ist geführt von der rechten Seite quer durch den Helm und hat die linke Hand, die ich wohl an der linken Kopfseite liegen hatte, zwischen Ring- und kleinem Finger verletzt.
Die Feinde haben dann noch einige andere Verwundete in ähnlicher Weise behandelt und sich dann, da preußische Truppen erschienen, zurückgezogen.

Vorgelesen, genehmigt, unterschrieben:
gez. Gerd Kampen.

Der Zeuge wurde beeidigt.
2. Der Sachverständige Dr. Schlichthorst, auf die Bedeutung und Heiligkeit des Eides hingewiesen, erklärte:
zur Person: Ich heiße Ludwig Julius Paul Schlichthorst, bin 44 Jahre alt, lutherischen Bekenntnisses, praktischer Arzt in Norderney, zurzeit ordinierender Arzt im Reserve-Lazarett in Aurich, Adams-Garten.
zur Sache: Bei Einlieferung des Verwundeten sah ich neben der Hauptverletzung am rechten Knie an den übrigen Körperteilen mehrfach oberflächliche kleine Verletzungen, die zum Teil schon verheilt, zum Teil in guter Heilung begriffen waren. Nach Angabe des Verletzten sollen diese Wunden oder Narben von Bajonettstichen herrühren, die ihm französische Soldaten beibrachten, als er verwundet auf dem Schlachtfeld liegen geblieben war. Nach Art und Aussehen der Verletzungen hege ich keinen Zweifel an der Richtigkeit und Glaubwürdigkeit der Aussage des Verwundeten.

Vorgelesen, genehmigt, unterschrieben:
gez. Dr. Schlichthorst.

Der Sachverständige leistete den Sachverständigeneid.
gez. Dieken. gez. Flemer.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anlage 5.

Bericht der Oberärzte Dr. Neumann und Dr. Grünfelder vom bayerischen Pionier-Regiment an die Etappen-Kommandantur der VII. Armee über die Beraubung und Verstümmelung deutscher Soldaten bei Orchies.

Valenciennes, den 26. September 1914.

Das 1. Bataillon des bayerischen Pionier-Regiments hatte den Auftrag, gegen den Ort Orchies, 24 Kilometer von Valenciennes entfernt, vorzugehen. Als das Bataillon 500 Meter von Orchies entfernt war, bemerkte die Spitze im Straßengraben den Leichnam eines deutschen Kameraden vom Landwehr-Regiment Nr. 35. Es fielen sofort die bei sämtlichen Toten wiederkehrenden Erscheinungen auf, daß der Leichnam seiner Schuhe und Strümpfe beraubt und sämtlicher Erkennungszeichen bar war. Der Mann war von rückwärts niedergeschossen worden, lag aber auf dem Rücken und hatte Mund und Nasenlöcher mit Sägespänen vollgestopft. Der rechte Arm war wie beim größten Teil der Leute in typischer Abwehrstellung erstarrt; die Totenstarre war noch nicht vollkommen gelöst.

Nach weiterem Absuchen des großen Feldes fanden wir noch zwanzig Soldaten desselben Regiments. Ein Mann, der etwa 200 Meter vor der Windmühle vor dem Ort lag, hatte eine Hiebverletzung am rechten Ohr erhalten und war sodann, da die Verletzung nur eine Fleischwunde nach sich gezogen hatte, in barbarischer Weise mißhandelt worden; das linke Ohr war glatt abgeschnitten, das Gesicht blaurot, eine Folge des Erstickungstodes, an dem der Mann zugrunde ging; Mund, Nase und Augen waren mit Sägespänen vollgestopft, am Halse Würgezeichen zu sehen. Das Gras rings um den Toten war in einem Umkreis von etwa 20 Metern vollkommen niedergetreten, woraus hervorgeht, daß die barbarische Tat das Werk mehrerer war. Zu diesen Gefallenen gesellte sich noch ein Vizefeldwebel, dem das Schädeldach zertrümmert war, das Gehirn quoll heraus. Ein vierter zeigte an der linken Schläfe eine Schnittwunde, die nicht tödlich gewirkt haben kann; der Goldfinger war diesem Mann glatt am Knöchel abgeschnitten, und in der Bauchwand saßen vier Schußlöcher, die vom Pulverschmauch eingefaßt waren, ein Zeichen, daß die Schüsse aus unmittelbarer Nähe abgegeben waren;

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Einschußöffnungen entsprechend vier Ausschußöffnungen am Rücken. Außerdem waren noch fünf Leute erschlagen worden. Sie zeigten nur Verletzungen, die durch stumpfe Gewalt herbeigeführt sein konnten. Ein Mann hatte am rechten Nasenflügel einen Streifschuß, der die Oberlippe und das Kinn abriß. Das Gesicht war vom Pulverschmauch geschwärzt, die Wundränder verbrannt, ein Beweis für die unmittelbare Nähe des abgegebenen Schusses. Am barbarischsten schienen die Leute der Gegend mit einem Manne umgegangen zu sein, dem die Augen ausgestochen waren; das rechte Auge war vollkommen enthöhlt, das linke ausgelaufen. Die Todesursache dieses Menschen konnte nur auf diese Verletzung zurückgeführt werden.

Aus den festgestellten Tatsachen ergab sich, daß ein großer Teil der Leute unverwundet in die Hände der Feinde gefallen war, denn die Feinde hatten einen Fluchtversuch unserer Kameraden dadurch zu verhindern gesucht, daß sie ihnen die Hosenträger durchschnitten, sämtliche Knöpfe abgetrennt und sie der Schuhe beraubt hatten. Kein Mann hatte einen Ring mehr an der Hand; die Stelle, wo der Ring saß, war deutlich zu erkennen.

Das 1. Bataillon des bayerischen Pionier-Regiments beerdigte die 21 Leute in drei Gräbern an der Straße 500 Meter südöstlich von Orchies. Die Namen der Gefallenen wurden zum Teil festgestellt.

gez. Dr. Neumann,
Oberarzt des bayerischen Pionier-Regiments, 1. Bataillon, 1. Reserve-Kompagnie.

gez. Dr. Grünfelder,
Oberarzt der Reserve des bayerischen Pionier-Regiments, 1. Bataillon, 2. Kompagnie.

Anlage 6.

Meldung des Infanterie-Regiments Nr. 76 an die oberste Heeresleitung.

Bethencourt, den 10. September 1914.

Am 8. September sind zwei Automobile mit Verwundeten, die die Genfer Flagge führten, im Forêt domaniale von einer französischen Radfahrerabteilung unter Führung eines Offiziers überfallen worden.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verwundete und Fahrer wurden ermordet und beraubt. Nur zwei Mann sind verwundet entkommen und haben diese Angaben dem Stabsarzt ihres Bataillons gemacht, der sie der Sanitätskompagnie in Gondreville am 9. übergab.

gez. Schuster, Regimentskommandeur.

Anlage 7.

Meldung des Armeearztes der II. Armee an den Feldsanitätschef im Großen Hauptquartier.

Warmererville, den 26. September 1914.

Kriegslazarett des II. Armeekorps in Péronne von Franzosen allen Personals und Materials beraubt; Hunderte von Verwundeten ohne Pflege.

gez. Scheibe, Obergeneralarzt.

Anlage 8.

Auszug aus einem Bericht des deutschen katholischen Feldgeistlichen Redemptoristenpaters Bernhard Brinkmann über seine Gefangennahme in Frankreich.

Luxemburg, den 21. September 1914.

In meiner Eigenschaft als deutscher Feldgeistlicher begab ich mich am 7. September nach einem Gefecht bei Esternay nach Trefols, um Verwundeten beizustehen; diese waren aber bereits abgeholt. Darauf traf ich noch drei müde Soldaten, die dort zurückgeblieben waren. Nach einer Weile kam unerwartet eine französische Kavalleriepatrouille mit einem Kapitän. Die Soldaten flohen, ich blieb. Der Kapitän erklärte sofort, es geschehe mir nichts, ich sei frei; statt dessen wurde ich von Gendarmen abgeführt und in ein schmutziges Gefängnis ohne Fenster gebracht. Ich war hungrig und durstig, erhielt aber nichts.

Am folgenden Morgen wurden mir noch etwa 38 Gefangene zugesellt. Wir mußten einen 25 bis 30 Kilometer langen Marsch machen, ohne in dieser Zeit irgend etwas zum Essen zu erhalten. Am nächsten Morgen wurden wir mit der Bahn weiterbefördert. Nach einigen Stationen

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurde ich von den anderen Gefangenen getrennt und einer neuen Gendarmerie übergeben. Dann wurde ich unter Beschimpfungen und Drohungen der Bevölkerung zum Bahnhof in einen anderen Zug gebracht. Dort traf ich französische Zivilisten, die Ketten trugen. Einem von ihnen wurde die Kette von der einen Hand gelöst und um meine linke Hand geschlossen. Neben mir ein echter französischer Landstreicher von etwa 60 Jahren mit schmutziger Kleidung und mit einem Bündel Lumpen auf seinem Rücken. Mit ihm bin ich an derselben Kette drei Tage und eine Nacht hindurch gewesen. In diesem Aufzug durchzogen wir viele Dörfer unter Hohn und Spott der Bevölkerung.

Am ersten Abend bat ich, meine Kette für einen Augenblick lösen zu wollen, um meinen Mantel anziehen zu können als Schutz gegen das feuchte Lager. „Das ist nicht nötig," war die barsche Antwort, und man ging mit dem Licht hinaus. Essen und Trinken wurde nicht gereicht; ebensowenig am folgenden Morgen. Dank der Müdigkeit unserer Aufseher brauchten wir an diesem Tag nur wenig zu laufen, wir wurden auf einem Wagen befördert. Abends kamen wir nach Maisons, wo ein kleines Verhör im Quartier eines Generals stattfand. Dann ging es zur nächsten Gendarmerie. Hier wurden mir alle Sachen abgenommen: Uhr, Geld, selbst meine Hosenträger. Ich mußte ohne sie am folgenden Tage einen Weg von mehr als 20 Kilometer zu Fuß zurücklegen. Ja, sogar die Binde vom Roten Kreuz nahm man mir vom Arm hinweg, obschon ich mich im Besitz meiner Papiere befand, die ich vorgelegt hatte.

Endlich am Freitag, den 11. September, kamen wir nach Chateau-Thierry. Gegen 5 Uhr wurde ich zum Kriegsgericht zur Vernehmung geführt. Spät abends ging es zum Gefängnis zurück. Am folgenden Morgen um 8 Uhr langte bei der Polizei ein Schreiben über mich an. Es wurde mir verheimlicht. Es enthielt meine volle Freisprechung und Freilassung. Ich bin jetzt im Besitz dieses Aktenstückes. Trotz dieses Urteils wurde ich noch volle drei Tage als Gefangener am Bahnhof Chateau-Thierry zurückgehalten.

So hatte ich Gelegenheit, das folgende als Augen- und Ohrenzeuge wahrzunehmen:

Am Bahnhof traf ich ungefähr 300 Gefangene. Es waren fast nur

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verwundete und Kranke. Als die Franzosen in Chateau-Thierry einrückten, gingen sie in die Spitäler und Lazarette, wo sich deutsche Verwundete befanden; sie untersuchten deren Kleider und nahmen für sich, was ihnen beliebte, insbesondere Geld und Uhren. Wir wurden in einem offenen Güterschuppen untergebracht, der ungefähr einen Raum von etwa 5 bis 7 Meter Breite und 10 bis 12 Meter Länge den etwa 300 Gefangenen bot. Die eine Seite des Schuppens war ganz offen; die anderen Seiten hatten solche Öffnungen, daß Wind und Wetter freien Zutritt hatten. Es regnete und stürmte. Die Verwundeten lagen Tag und Nacht auf dem Steinboden, der nur stellenweise mit einer dünnen, ganz zerknickten Strohschicht bedeckt war. Die meisten Verwundeten hatten keine Mäntel, einzelne auch keine Kopfbedeckung. Es befanden sich im Schuppen zwei bessere Stellen, die mehr gegen die Witterung geschützt waren und auch mehr Stroh enthielten. Die Verwundeten wurden am Abend von denselben zurückgewiesen, die Aufseher nahmen dieselben für sich.

Unsere Nahrung am Bahnhof bestand in altem, verschimmeltem Kommißbrot. Die Schimmelfäden zogen sich meist quer durch das ganze Brot. Ebenso schlimm war es mit der Pflege der Wunden der Gefangenen bestellt. Viele hatten seit acht Tagen ihren Verband nicht mehr erneuert erhalten. Mehrere baten darum am Sonntagmorgen, es sei unbedingt nötig. Es wurde abgeschlagen. Erst am Sonntagabend hieß es: bloß die Schwerverwundeten, die den Verband notwendig erneuert haben müssen, können sich melden. Sie wurden dann zu den deutschen Ärzten geführt, die sich noch in Chateau-Thierry befanden. Diese mußten dann drei zurückbehalten zu einer sofortigen Operation wegen direkter Lebensgefahr.

Hieran möchte ich noch einige Einzelheiten knüpfen: Am Bahnhof in Chateau-Thierry sah ich einen französischen Soldaten, der eine Birne schälte und die Schalen auf den Boden warf. Ein Verwundeter bittet ihn durch einen Fingerzeig um die Erlaubnis, die Schalen nehmen zu dürfen. Da tritt der Franzose die Schalen zuerst noch mit seinem schmutzigen Schuh, dann durfte der Deutsche sie aufnehmen, um sie heißgierig zu verschlingen. Ein anderes Mal warf ein Franzose ein Stück Brot weg. Es fiel in die Nähe der Verwundeten. Da stieß ein

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anderer Franzose es mit seinem Fuß so weit weg, daß die Verwundeten es nicht mehr erreichen konnten. Einmal habe ich gesehen, wie auf dem Transportweg ein französischer Gendarm einen Gefangenen mit Füßen trat. Es war auf dem Weg von Esternay nach Sezanne.

gez. P. Brinkmann,
Redemptorist, katholischer Feldgeistlicher bei der 14. Division des VII. Armeekorps.

Anlage 9.

Meldung des Kaiserlichen Kreisdirektors an das Generalkommando des III. Armeekorps in Saarbrücken.

Chateau-Salins, den 7. August 1914.

Der Bürgermeister von Vic teilt mir mit, daß die Stadt Vic gestern nachmittag von zwei Schwadronen französischer Kavallerie und einer Kompagnie Infanterie besetzt wurde. Die Franzosen fragten sofort nach dem Postamt; dort stand eine gerade gebildete Sanitätskolonne unter Gerichtsassessor Eyles, die Leute hatten die Genfer Binde am Arm. Der Major wollte die Sanitätskolonne als Befreite begrüßen, was Gerichtsassessor Eyles scharf ablehnte. Er wurde sofort verhaftet und später von den Franzosen mitgenommen.

gez. Back.

Anlage 10.

Meldung der 27. Division (2. Königlich Württembergischen) an das Generalkommando.

Diedenhofen, 14. August 1914.

Nach bestimmter Aussage von Augenzeugen wurde der Oberarzt Dr. Stamer, Ulanen-Regiment 19 (Eskadron Landbeck) bei Villers la Montagne nicht von Franktireurs, sondern von französischen Schützen (Radfahrern) aus nächster Entfernung erschossen.

Oberarzt Dr. Stamer war vom Rittmeister Landbeck zurückgeschickt worden, um einem verunglückten Ulanen zu helfen. Die französischen Schützen mußten die Rote-Kreuzbinde unbedingt sehen, und bildet

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dieser Vorfall eine augenscheinliche Verletzung des Völkerrechts durch reguläre französische Truppen.

gez. Graf von Pfeil.

Anlage 11.

Meldung des Bataillonsarztes des 2. Bataillons des Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 123.

Andolsheim, 23. August 1914.

Ich melde, daß in dem Gefecht bei Günzbach am 19. August 1914 der Feind das „Rote Kreuz" beschossen hat. Ich verband mit Unterarzt Dr. Futterer zusammen die Verwundeten zunächst in der Gefechtslinie, dann auf einem Verbandplatz in Günzbach.

Die Beschießung durch den Feind konnte bis dahin nicht als Absicht angesprochen werden.

Als jedoch das Gefecht abgebrochen und das Schießen eingestellt war, wurde jeder Versuch, die Verwundeten in nahegelegene passende Räume zu bringen, durch Feuer auf die Krankenträger erschwert.

Der mit großer „Roten-Kreuzflagge" versehene Sanitätswagen erhielt bei seiner Abfahrt Schnellfeuer; ein Mann der Bedienungsmannschaft fiel. Unterarzt Dr. Futterer und ich verließen als letzte Günzbach und waren eine große freie Strecke lang (etwa 500 m) heftigem Gewehrfeuer ausgesetzt.

Da das Zeichen des „Roten Kreuzes" bei dem klaren Wetter weithin kenntlich sein mußte und der Feind in etwa 400 m Entfernung lag, muß angenommen werden, daß er das „Rote Kreuzabzeichen" nicht beachten wollte.

gez. Mallenberg,
Bataillonsarzt.

Anlage 12.

Meldung der 6. Infanteriedivision an das Generalkommando des III. bayerischen Armeekorps.

Arracourt, 27. August, 11 Uhr vormittags.

Am 26. August nachmittags wurde das vor der hiesigen Gefechtsfront der Division gelegene Gefechtsfeld (in der Gegend von Maire) durch

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Krankenträgerpatrouillen der Sanitätskompagnie nach liegen gebliebenen Verwundeten abgesucht. Diese Patrouillen wurden von französischer Infanterie, ohne Rücksicht auf das Rote Kreuz, beschossen und zersprengt; zurzeit fehlen noch etwa 100 Mann der Sanitätskompagnie.

gez. von Gebsattel.

Anlage 13.

Meldung des Etappendelegierten Grafen Reichenbach an den stellvertretenden Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege in Berlin.

Valenciennes, den 24. September 1914.

Gestern sind in der Umgegend des hiesigen Etappenhauptortes in sonst sicherer Gegend mit Krankentransportabteilung auch 13 Mann freiwilliger Krankenpflege beim Heranschaffen von Verwundeten durch Bevölkerung überfallen, trotz deutlicher Rote-Kreuz-Abzeichen. Sechs Mann von uns tot, einer verletzt. Vernehmungsprotokolle folgen später, auch nach Möglichkeit Verwendungsbücher der Gefallenen.

gez. Graf Reichenbach.

Anlage 14.

Meldung des Kommandeurs der 2. Sanitätskompagnie an die 10. Infanterie-Division.

St. Maurice, den 24. September 1914.

Als am 22. d. M. die Krankenträger der 2. Sanitätskompagnie mit dem Absuchen des Gefechtsfeldes nach Verwundeten beschäftigt waren, erschien plötzlich an der Ostspitze des St. Remiger Waldes feindliche Infanterie, etwa 40 bis 50 Mann, unter Führung von zwei Offizieren. Obwohl diese sahen oder jedenfalls sehen mußten, daß sie vor sich nur Krankenträger hatten, die auf Tragen schon Verwundete trugen oder mit Tragen nach Verwundeten suchten, und obwohl sie ferner die in der Nähe befindlichen Krankenwagen unbedingt sehen mußten, eröffneten sie sofort auf etwa 50 Meter Entfernung auf die Krankenträger und Krankenwagen ein heftiges Feuer; einige von ihnen liefen sogar mit dem Rufe „Vive la France“ auf den ihnen zunächst befindlichen Krankenwagen zu, erschossen die drei in denselben bereits eingelieferten Verwundeten, den Wagengefreiten, den Fahrer und die beiden Pferde.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die 2. Sanitätskompagnie hat durch dies Vorgehen der Franzosen den Verlust von 8 Toten, 9 Schwerverletzten und 2 Leichtverwundeten zu beklagen.
Die meisten noch übriggebliebenen Krankenträger haben unbedeutende Streifschüsse erhalten.

gez. Uecker,
Rittmeister und Kommandeur.

Anlage 15.

Meldung des Oberarztes der Landwehr 1 beim Feldlazarett 1 an das stellvertretende Generalkommando des XIV. Armeekorps.

Ulm, den 23. September 1914.

Bei dem Abzug der deutschen Truppen und der Feldlazarette 1, 4, 10 und 11 des XIV. Armeekorps am 11. September 1914 blieben mit mir 5 Krankenwärter des Feldlazaretts 1 des XIV. Armeekorps in Baccarat zur Pflege der deutschen und französischen Schwerverwundeten zurück. Die fünf Krankenwärter wurden am 14. September 1914 von der französischen Militärbehörde nach Rambervillers gebracht, dort gleich den Gefangenen behandelt, und es wurde ihnen von einem französischen Gendarmen die Genfer Neutralitätsbinde entfernt. Ich selbst war ebenfalls am 14. September 1914 nach Rambervillers verbracht worden, wurde am 18. September 1914 von dort ab nach der Schweiz geführt und bekam trotz meiner ausdrücklichen Bitte meine fünf Krankenwärter nicht mit. Es wurde mir vielmehr eröffnet: „Ce ne sont plus vos hommes."
Die Namen der entgegen der Genfer Konvention zurückbehaltenen Krankenwärter sind:

1. Sanitätsunteroffizier der Reserve Robert Korn,
2. Krankenwärter der Reserve Gefreiter Alfons Fischer,
3. Krankenwärter der Reserve Gefreiter Johann Alois Schuster,
4. Krankenwärter Hermann Eckel,
5. Pferdepfleger Walter Reinhardt.

gez. Dr. Starck.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Was in dieser Denkschrift der französischen Regierung zur Kenntnis gebracht und öffentlich an den Pranger gestellt wird, das läßt sich auch den andern gegen uns im Kampfe stehenden Feinden vorhalten und brandmarken.

Jede Anlage der Denkschrift könnte weit ergänzt und vermehrt werden und würde deutlichen Beweis dafür bringen, welchen Kulturstand unsere Gegner zeigen, die nicht müde werden, die dümmsten und unwahrscheinlichsten Geschichten in die Welt zu setzen und zu verbreiten, Geschichten über das deutsche Hunnentum. An diesen frechen und albernen Erfindungen beteiligen sich Leute, bei denen man wenigstens einen gewissen Grad von geistigem Niveau voraussetzen zu können meinen sollte, wie der belgische Gesandte im Haag. Aber die Borniertheit, Verleumdungswut und fanatischer Haß haben sich bei unseren Gegnern so tief eingefressen, systematisch genährt von einer Presse, die entweder national total verblendet oder erkauft ist, daß die wenigen, die sich in diesen erregten, wilden Zeitläuften einen klaren Blick bewahrt haben, zu zählen sind.

Eine der Legenden, die man sorgsam von Regierungs wegen verbreitete — es ist die Regierung Englands —, war, daß man im deutschen Heere Dum-Dum-Geschosse verwende.

Diese Legende tauchte prompt auf, als wir schon genügende Beweise dafür in den Händen hatten, daß unsere festländischen Gegner samt und sonders so gut wie England derartige völkerrechtlich verpönte Geschosse brauchten. Am 4. September wurde ein Flugblatt in holländischer Sprache in den Straßen von Rotterdam verteilt, das als „Amtliche Mitteilung des Englischen Generalkonsuls für die Niederlande" sich auch mit den Dum-Dum-Geschossen befaßte und erklärte: „Wie wir vernehmen, sind zahlreiche Gerüchte im Umlauf, wonach sogenannte Dum-Dum-Geschosse im Besitz englischer Soldaten gefunden sein sollen. Ebenso verlautet, daß bei dem letzten Seegefecht bei Helgoland mehr Deutsche durch die englischen Kriegsschiffboote hätten gerettet werden können, doch habe man sie ertrinken lassen, ohne alle möglichen Anstrengungen zu ihrer Rettung gemacht zu haben. Beide Gerüchte und Erklärungen sind ganz und gar unwahr und böswillig in Umlauf gesetzt.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kein einziges Dum-Dum-Geschoß ist von englischen Soldaten verwendet worden . . ."

Diese amtliche Mitteilung des englischen Generalkonsuls für die Niederlande in Rotterdam ist nichts als einer der gewöhnlichen britischen Versuche, die Wahrheit zu unterdrücken und die neutralen Staaten in der gröblichsten, aber herkömmlichen englischen Weise zu täuschen.

Bereits am 28. August ward offiziell von deutscher Seite erklärt, daß nach dienstlichen Meldungen sowohl bei den Franzosen wie auch bei den Engländern in den Taschen der gefallenen und verwundeten Soldaten zahlreiche Dum-Dum-Geschosse gefunden worden wären, woran die Bemerkung geknüpft war, daß wir gezwungen würden, gegen die Verwendung dieser völkerrechtswidrigen Geschosse mit Gegenmaßregeln allerschärfster Art vorzugehen.

Der italienische Militärschriftsteller Lorenzo d'Adda hält irrtümlich die Dum-Dum-Geschosse für Geschosse mit Explosionszündhütchen, also für Geschosse, die durch die Petersburger Konvention von 1862 bereits verboten waren, nach der Sprenggeschosse unter 400 Gramm nicht verfeuert werden dürfen. Die berüchtigten Geschosse sind aber eine englische Erfindung. Nach Einführung des kleinkalibrigen Gewehrs, dessen Geschoß zwecks sicherer Führung mit einem Stahlmantel umgeben war, glaubten die Engländer bei ihren Kämpfen gegen die wilden Gebirgsstämme die Beobachtung gemacht zu haben, daß die davon getroffenen Feinde nicht sofort kampfunfähig wurden, sondern ihre Angriffsbewegung noch lange fortsetzten. Um die Schußwunden gefährlicher zu machen, feilten die englischen Soldaten die Geschoßspitze ab, so daß das Blei zutage trat und beim Auftreffen des Geschosses den Mantel sprengte. Später wurden solche Geschosse in der Staatsfabrik Dum-Dum in der Nähe von Kalkutta hergestellt. Man fertigte zwei verschiedene Muster davon, bei dem einen wurde der Geschoßkopf von dem Mantel befreit, bei dem zweiten wurden in die ummantelte Spitze eine Höhlung in der Richtung der Geschoßachse gebohrt. Beide Male war der Zweck, die Verwundungen schwerer heilbar zu machen.

Die dritte Deklaration der Haager Friedenskonferenz von 1899 untersagte bekanntlich die Verwendung von Geschossen, die sich im menschlichen Körper leicht ausdehnen oder abplatten, als unmenschlich. Diese

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deklaration wurde wohl von Frankreich, aber nicht von England unterzeichnet, so daß also England formell das Recht hat, diese von der ganzen zivilisierten Welt als unmenschlich gebrandmarkten Geschosse zu verwenden. Frankreich dagegen hat sich durch den Gebrauch solcher Geschosse eines schweren Bruchs der von ihm einegegangenen völkerrechtlichen Verpflichtungen schuldig gemacht. Bei den Gefangenen sind tatsächlich Geschosse mit Stahlmantel, die in der Spitze mit einer Maschine ausgehöhlt sind, gefunden worden. Die normalen Geschosse sind massiv aus einer Kupferlegierung, die natürlich nicht in dieser Weise umgearbeitet werden können. Aber unter diesen hat man solche gefunden, die an der Spitze schräg abgefeilt oder eingekerbt waren, aus keinem anderen Grunde, als damit das auftreffende Geschoß beim Eindringen in den menschlichen Körper sich quer stellt und schwere Wunden erzeugt.

Die Zerstörungen, die als Wirkungen der Dum-Dum-Geschosse beobachtet werden, in Verbindung mit der auffallend großen Austrittsöffnung haben vielfach auf Explosionsgeschosse schließen lassen, während das Geschoß nur ein massiver, an der Spitze mit einer Aushöhlung versehener Körper ist. Der trichterförmige Hohlraum an der Spitze des Geschosses wird bei der großen Geschwindigkeit desselben mit Luft von hoher Spannung gefüllt, die noch durch den Luftballen vermehrt wird, den die Kugel vor sich hertreibt. Diese Spannung ist unmittelbar abhängig von der Geschwindigkeit des Geschosses, gleicht sich also mit der äußeren Luft aus, sobald das Geschoß zur Ruhe gelangt, wobei das frühere Volumen wieder angenommen wird. Diese Volumendifferenz ist nun unter Umständen sehr groß. Bei einer Geschoßgeschwindigkeit von 800 Metern ergibt sich unter Benutzung des durch die letztjährigen Versuche festgestellten Luftwiderstandskoeffizienten — 0,6 — eine Spannung von 38,4 Atm. für die im Trichter befindliche Luft, welche sich explosiv geltend macht, sobald das Geschoß zur Ruhe kommt. Wird die Geschoßgeschwindigkeit verringert, so kommt naturgemäß nur ein entsprechender Teil zur Geltung. Immerhin wurde, wenn die Geschwindigkeit infolge des Körperwiderstandes auch nur auf die Hälfte gebracht wurde, noch eine Spannung von 9,6 Atm. zur Wirkung gelangen. Anstatt des eingeschlossenen Kubikzentimeters — angenommen — Luft

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

würde in diesem Fall ein Ballen von 9,6 Kubikzentimetern den Austritt erzwingen, wodurch die vergrößerte Austrittsöffnung, die bei den Dum-Dum-Geschossen beobachtet wird, erklärlich erscheint.

Auf eine besonders raffinierte und grausame Form englischer Patronen wurde in einer Sitzung des Tübinger Medizinisch-naturwissenschaftlichen Vereins die Aufmerksamkeit gelenkt. Nach einem Bericht der Deutschen Medizinischen Wochenschrift zeigte Dr. Fleischer Stahlmantel-Geschosse aus Blei mit einer Aluminiumspitze, die in einem gestürmten Schützengraben der schottischen Garde gefunden wurden. Die Aluminiumspitze läßt sich sehr leicht abknipsen, und so entsteht ein Dum-Dum-Geschoß von entsetzlicher Wirkung, die durch Röntgenaufnahmen bei den verwundeten deutschen Soldaten erhärtet wird. Aber selbst wenn die Spitze nicht abgeknipst wird, ist dem Geschoß, da das vordere Drittel aus einem sehr viel leichteren Material besteht, eine „Umkehrwirkung" eigen, die schwere Zerreißungen hervorruft.

Die Verwendung von Dum-Dum-Geschossen durch englische Soldaten ist einwandfrei und wissenschaftlich unwiderleglich durch den Stabsarzt Haenisch nachgewiesen worden, der aus der Röntgenabteilung des Allgemeinen Krankenhauses Hamburg-Barmbeck unter anderm einen genau untersuchten Fall von Unterschenkelschuß bei einem Unteroffizier des 247. Infanterie-Regiments mitteilt, bei dem das Röntgenbild eine kolossale Zertrümmerung im Bereich des Unterschenkels und der Fußgelenkknochen ergab, außerdem aber ein Infanterieprojektil, dessen eigenartige Veränderungen auf das Vorhandensein zweier Bleikerne hinwiesen. Schon mehrfach war die Rede von englischen Infanteriegeschossen, die den unserigen fast vollständig gleichen, unter dem unveränderten Mantel indessen statt eines vollen Bleikerns zwei Kerne enthalten, und zwar einen kleinen in der Spitze und einen größeren im Hauptteil des Geschosses. Röntgenaufnahmen von nicht abgeschossenen englischen Geschossen zeigen ganz deutlich diesen zweifachen Kern. Außerdem erbringt der von Stabsarzt Haenisch in der Münchner medizinischen Wochenschrift veröffentlichte Fall den unwiderleglichen Beweis, daß englische Infanteriegeschosse auf Explosionswirkung hin besonders konstruiert und als solche tatsächlich auch verwendet worden sind.

Wenn es nun noch Beweise durch Engländer selbst für die Verwendung

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Dum-Dum-Geschosse bedarf, so stehen sie uns auch reichlich genug zur Verfügung.

In den Angaben eines in Aldershot entwichenen Freiwilligen des 11. englischen Husarenregiments, des Jockeis John Pinkus, findet man die folgende sehr bezeichnende Stelle: „Vor dem Schießunterricht wird hervorgehoben, daß zwar in diesem Krieg Dum-Dum-Geschosse nicht verwandt werden sollen, daß man solche aber sehr leicht herstellen könne durch Behandlung mit dem Taschenmesser oder durch Abschleifen an Steinen."

Die englische Regierung glaubt aber, und man darf annehmen, mit Recht, daß ihren Soldaten die Herstellung der Dum-Dum zu unbequem ist, und darum liefert sie sie selbst.

Man zeigte einem gefangenen englischen Stabsoffizier eines der bei englischen Soldaten gefundenen Dum-Dum-Geschosse. Er bestritt nicht, daß derartige Geschosse gebraucht würden, und meinte, es seien ja nur Explosivgeschosse verboten. Man müsse doch mit den Patronen schießen, die die Regierung liefere.

Die dem ersten in der Kriegspressekonferenz geöffneten Paket entstammenden Dum-Dum-Patronen trugen am Boden der Messinghülse die Prägung „Art. Dept. Ive" (ungekürzt „Artilleriedepot Ive"). Dies Ive liegt in England in der Grafschaft Cornwall. Man pflegt die Depots so anzulegen, daß eine vorkommende Explosion möglichst wenig Schaden anrichten kann, weshalb man für das in Frage stehende Depot die Nähe des abgelegenen kleinen Orts in Cornwall gewählt hat.

Zwei der in deutsche Kriegsgefangenschaft geratenen englischen Offiziere äußerten sich bei einer amtlichen Vernehmung über die Verwendung von Dum-Dum-Geschossen in der englischen Armee in sehr charakteristischer Weise. Die Vernommenen sind der Oberst Gordon vom Gordon-Highländerregiment, Adjutant des Königs von England, und der Oberstleutnant Neish vom 1. Gordon-Highländerregiment.

Aus den beglaubigten Aussagen dieser Offiziere geht hervor, daß beiden von der englischen Regierung Revolverpatronen mit abgeplattetem Geschoß geliefert worden sind:

In Plymouth erhielt ich die Revolvermunition. Sie war vorne abgeplattet. Da ich im Zweifel war, ob die Munition völkerrechtlich ein-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wandfrei war und keinen bestimmten Aufschluß von meiner vorgesetzten Behörde hierüber erhalten konnte, vergrub ich meine Revolvermunition. Vier Tage vor der Schlacht bei Mons, woselbst ich zum ersten Male mit der deutschen Armee zusammenstieß, verstaute ich meinen Revolver bei der schweren Bagage und habe ihn niemals wieder getragen. Die Revolvermunition war dieselbe, wie sie mir und den anderen Offizieren des Gordon-Highländerregiments im letzten Juni zur Erledigung des jährlichen Revolverübungsschießens ausgehändigt worden war.
19. September 1914.

V. E. Gordon, Colonel,
Gordon-Highländers,
A. D. C. to the King.

Geschrieben in meiner Gegenwart:

Frhr. v. Lersner, Lt. d. Res. Hus.-Regt. Nr. 7.

Frhr. v. Berckheim, Lt. d. Res. 2. G.-Drag.-Regt.

Was die Revolvermunition betrifft, so war das gelieferte Geschoß vorne abgeplattet. Ich habe zum ersten Male dieses Geschoß während dieses Sommers bei den jährlichen Gefechtsübungen gesehen.
Auf Veranlassung des Freiherrn von Lersner gebe ich Obenstehendes summarisch schriftlich ab auf mündliche Fragen, die er mir vorgelegt hat.
Torgau, 19. September 1914.

F. H. Neish, Lt.-Colonel,
1. Gordon-Highländers.

Geschrieben in meiner Gegenwart:

Frhr. v. Lersner, Lt. d. Res. Hus.-Regt. Nr. 7.

Frhr. v. Berckheim, Lt. d. Res. 2. G.-Drag.-Regt.

Bei meiner Gefangennahme am 27. August in Bertrix (?) um 3 Uhr morgens hatte ich nur drei spitze Revolverkugeln im Besitz. Ich hatte mir dieselbe von einem anderen Offizier geborgt. Ich besaß keine anderen vorne abgeplatteten Patronen als die mir ausgehändigten, welche ich vergraben hatte. Ich kann mich nicht erinnern, wo ich die

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Patronen vergrub, aber es war sicherlich einige Tage vor dem Beginn der Schlacht bei Mons am 23. August.
Torgau, 19. September 1914.

F. H. Neish, Lt.-Colonel,
1. Gordon-Highländers.

Geschrieben in meiner Gegenwart:

Frhr. v. Lersner,
Lt. d. Res. Hus.-Regt. Nr. 7.

Frhr. v. Berckheim,
Lt. d. Res. 2. G.-Drag.-Regt.

Es ist durchaus bezeichnend, daß beide Offiziere an der völkerrechtlichen Zulässigkeit dieser Munition zweifelten und sie deshalb vergruben.
Wie kann England angesichts dieser Zeugnisse aus dem Mund hoher englischer Offiziere auf seinem fortwährenden Leugnen, es würden und wären keine Dum-Dum-Geschosse verwendet, beharren?
Dazu gehört die ganze britische Heuchelei, die sich um so entrüsteter gebärdet, je stärker die Tatsachen sie aufdecken.
Der Staatsangehörige einer neutralen Macht, der Schwede Dr. Ekgren, konnte sich durch vielfache Beobachtungen bei deutschen Verwundeten von der Verwendung der Dum-Dum-Geschosse bei Englands Verbündeten überzeugen. Zurückkommend von einer mit amtlicher Erlaubnis unternommenen kurzen Reise, die ihn von Berlin nach Frankfurt a. M. und der Festung Mainz führte, um in Deutschland einige Lazarette zum Studium der Verwundungen zu besuchen, hielt er es für unabweisbare Pflicht, zu berichten, daß er sowohl in den Krankenhäusern Frankfurts wie in dem Festungsgarnisonlazarett zu Mainz verwundete deutsche Soldaten sah und untersuchte, deren Verletzungen derart schwer waren und deren Wunden (mit kleiner sowohl Einschuß- wie Ausschußöffnung und einer gewaltigen explosionsähnlichen Zerstörung im Innern des des Wundkanals selbst) einen so eigenartigen Charakter trugen, daß man mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit annehmen konnte, es seien in diesen Fällen stumpf gemachte und sogar ausgehöhlte Projektile oder sogenannte Dum-Dum-Geschosse völkerrechtswidrig verwendet worden. Auf welche Entfernung die Schüsse abgefeuert worden sind, spielt ja erfahrungsgemäß eine große Rolle, auch ist die Frage

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Querschüssen ja von einem gewissen Gewicht, doch dürfte sie in den genannten Fällen kaum von größerer Bedeutung sein, erklärt Ekgren: Das mir in einem Fall (Städtisches Krankenhaus Sachsenhausen) gezeigte Röntgenbild legt auch meiner Ansicht nach für die deutliche Einwirkung einer im Innern der Wunde stattgefundenen Explosion beredtes Zeugnis ab. Außerdem sei erwähnt, daß eine Reihe von verwundeten deutschen Soldaten mir bei derselben Gelegenheit offen und freiwillig erklärten, sie hätten auf den französischen und belgischen Schlachtfeldern, bei gefallenen Feinden und auch sonst Dum-Dum-Geschosse vorgefunden; ja ein beim nächtlichen Sturmangriff bei Vitry schwer verwundeter Landwehrmann gibt sogar mit Bestimmtheit an, bei Montmedy eine ganze Kiste voll von im allgemeinen in verschnürten, französisch gestempelten Paketen verpackter Patronen mit Dum-Dum-Geschossen gesehen zu haben. Er will auch eine Handvoll davon mitgenommen und in seinen Tornister gesteckt haben, dieser ist ihm aber im Kampfgetümmel verloren gegangen. Seine eigene Verwundung stammt augenscheinlich von einem Dum-Dum-Geschoß her. In meinem Besitz ist auch gegenwärtig ein mir von einem anderen Verwundeten geschenktes kleines Dum-Dum-Geschoß, das von ihm am 9. September bei Vitry aus dem ihm auffallend großen Revolver eines gefallenen französischen Offiziers herausgeholt wurde. Dies Geschoß zeigt die gewöhnliche Form von Dum-Dum-Geschossen, ist etwa 4 Zentimeter hoch, etwa 1½ Zentimeter im Durchmesser, vorn an der Spitze in eine breite Form etwa einen halben Zentimeter quer abgestumpft und kraterähnlich bis zu einer Tiefe von etwa 1 Zentimeter ausgehöhlt, ist mit Ausnahme der Spitze von einer Nickelkapsel umgeben und trägt unten an der Basis die gestempelten Buchstaben „T. E.“, wahrscheinlich die Fabrikmarke, denn sie ist sicher Fabrik- und keine Handarbeit. Den letzteren Typus mit einer wahrscheinlich mit dem Taschenmesser gemachten Aushöhlung habe ich auch gesehen. Von Verstümmlungen war ich nicht selbst in der Lage, welche zu beobachten, es wurden mir aber von einer Reihe von Verwundeten erzählt, sie wüßten Fälle von wahrscheinlich mit einem Messer oder mit dem Bajonett ausgestochenen Augen und, in einem von mir genau aufgezeichneten Fall, sogar abgeschnittenen äußeren Genitalien. Diese Wahrnehmung wurde

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bei Neuf-Chateau in Belgien gemacht. Es muß noch besonders hervorgehoben werden, daß alle diese braven Soldaten aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands von einer geradezu bestrickenden Glaubwürdigkeit und biederen unerschütterlichen Ehrlichkeit waren, die auf mich einen vorzüglichen Eindruck zu machen nicht verfehlt hat, obgleich ich durch einen über sechzehnjährigen früheren Aufenthalt in Berlin das geistig und moralisch hochstehende deutsche Volk kennen gelernt habe. Sämtliche Soldaten haben sich auch von selbst dargeboten, falls nötig, ihre Angaben durch den Eid zu erhärten. Die Namen der von mir hier kurz angegebenen Verwundeten, die Nummer ihres Regiments und die Kompagnie habe ich mir genau notiert und werde später nach meiner baldigen Heimkehr nach Stockholm erlauben, dieselben nicht nur in der Fachpresse, sondern auch in der dortigen Zeitung „Aftenbladet" mit näheren Angaben zu veröffentlichen.

Die französische Regierung hat natürlich ebenso rasch und entrüstet wie die englische dagegen protestiert, daß man deutscherseits behaupte, sie versorge ihr Heer mit Dum-Dum-Geschossen. Man solle sich doch die Verwundungen der Deutschen ansehen, erklärt sie zuversichtlich, schon aus der Untersuchung dieser werde die Nichtigkeit der ungeheuerlichen Beschuldigung sich ergeben. Möglicherweise seien an einige Soldaten „unbeabsichtigterweise" Schachteln mit Dum-Dum-Geschossen verteilt worden; allein aus den Rechnungen des Kriegsministeriums sei ersichtlich, daß seit 16 Jahren keine Rede von regelmäßiger Anfertigung verbotener Patronen sein könne. In dieser Erklärung gibt es von vornherein sichtbare Widersprüche: Wenn seit 16 Jahren keine verbotenen Patronen mehr angefertigt werden, kann eigentlich doch auch keine unbeabsichtigte Verteilung solcher statthaben. Sehr naiv ist die Berufung auf die Rechnungen des Kriegsministeriums. Das wäre doch mehr wie töricht, wenn es derartige Dinge durch die Bücher gehen ließe.

Später hat die französische Regierung noch eine ähnlich kindliche Ausrede gefunden. Eine amtliche französische Note erklärt nämlich, daß die in Longwy gefundenen, in der deutschen Presse abgebildeten Patronen ausschließlich für Scheibenschießübungen der Vereinigungen für militärische Vorbereitung bestimmt gewesen seien, wie schon aus der Aufschrift

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Cartouches de stand“ hervorgehe. Da diese Vereinigungen zumeist nur notdürftig ausgebaute Schießstände besäßen, so hätten ihnen an der Spitze ausgehöhlte Patronen zur Verfügung gestellt werden müssen, damit die Anfangsgeschwindigkeit gemindert und gehindert werde, daß das Geschoß am Ziel die allzu dünne Sicherung durchschlage. Solche Patronen würden in der Armee nicht einmal zu Schießübungen verwandt. Man habe niemals daran gedacht, sie im Kriege zu verwenden, da sie die Ausnützung der ballistischen Eigenschaften des französischen Gewehrs unmöglich machten.

Ein Helfer erstand der französischen Regierung in dem Arzt Rochard, der erklärte, es sei unmöglich, durch die Untersuchung der Beschaffenheit von Wunden wissenschaftlich festzustellen, ob sie durch Dum-Dum-Geschosse verursacht worden seien. Das Geschoß könne vor dem Eindringen in den Körper auf einen harten Gegenstand, wie Gewehr, Säbel oder Uniformknopf, aufprallen und dadurch an der Spitze plattgedrückt werden, so daß die Wirkung eines Dum-Dum-Geschosses eintrete. Die Verwendung von Dum-Dum-Geschossen könne ausschließlich dadurch bewiesen werden, daß das Vorhandensein nicht abgefeuerter derartiger Geschosse festgestellt werde. Aus dieser Herabsetzung des Wertes der wissenschaftlichen Untersuchung, wie man ganz richtig bemerkt hat, spricht deutlich das schlechte Gewissen derer, die das Ergebnis einer solchen Feststellung fürchten müssen. Aber außerdem ist Rochards Erklärung insofern wertvoll, als sie die Unwiderleglichkeit des deutschen Beweismaterials bekräftigt, das bekanntlich in Tausenden von französischen Dum-Dum-Geschossen besteht, die auf Schlachtfeldern und im Besitz von Gefangenen gefunden wurden.

Kein Wunder, daß seitens deutscher Soldaten sich heftiger Einspruch gegen solche barbarische Kriegführung der Nation erhebt, die — mit größtem Unrecht, wie sich noch weiter ergeben wird — den Anspruch erhebt, an der Spitze der Kultur zu marschieren, wie die Phrase lautet. Gestern blieb, so schreibt der Wehrmann M. Schnabrich-Hanau, in einer Schießscharte an unseren Schützengräben ein französisches Infanteriegeschoß stecken. Als wir es heraus machten, fanden wir, daß das Geschoß vorne platt gefeilt war und hinter der Spitze auf beiden Seiten eingekerbt ist, also so zurechtgefeilt ist, daß es viel schlimmer wie ein

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dum-Dum-Geschoß wirken muß. Wer einen solchen Schuß bekommt, ist verloren, denn ein solches Geschoß reißt faustgroße Löcher. Das gefundene Geschoß ist dem Bataillonsstab 2/88 übergeben und wird jedenfalls ans Hauptquartier geschickt. Ich hätte es selbst nicht geglaubt, wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte. Unsere ganzen Kameraden sind über eine solche Kampfesweise empört.

Beim deutschen Kriegsministerium ging am 7. September folgende Mitteilung des Armeeoberkommandos der fünften Armee ein: Der Leutnant der Reserve, Bader, Führer der Fernsprechabteilung, Detachement Kämpffer, hat hierher gemeldet, daß er bei der Einrichtung einer Feldtelegraphenstation in Longwy eine große Menge von angebohrten Infanteriegeschossen, die in Kisten verpackt waren, vorgefunden habe. Ein Stück ist beigefügt. — Das Geschoß der beigefügten Patrone zeigt an der Spitze eine tiefe, von einer Maschine hergestellte Einbohrung und ist somit ein sogenanntes Dum-Dum-Geschoß. Zwei Tage später hörte man, daß in den Taschen gefangener französischer Soldaten, insbesonders bei Schirmeck, Montmedy und Longwy, zahlreiche Stahlmantelgeschosse gefunden worden wären, die auf maschinellem Wege an der Spitze mit einer 5 mm weiten und 7 mm tiefen Bohrung versehen waren. Bei Fort Longwy wurde eine maschinelle Einrichtung vorgefunden, die dazu diente, die Geschosse fertiger Patronen in der bezeichneten Weise zu verändern. Auch wurden dort ganze Kisten mit solchen Patronen erbeutet. Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß Patronen in dieser Form von der französischen Heeresleitung an Truppen ausgegeben wurden. — Andere bei gefangenen Franzosen vorgefundene Patronen waren teils durch Einkerben mit stark hervortretenden Graten versehen, teils an den Spitzen abgekniffen, teils sogar gespalten. Militärische Untersuchung hat festgestellt, daß Mannschaften auf Befehl ihrer Offiziere Patronen in dieser Weise behandelten.

Wie von England und Frankreich, wurde auch seitens Rußlands und Belgiens die Verwendung von Dum-Dum-Geschossen festgestellt.

Unter der von den russischen Truppen auf dem Schlachtfeld von Krasnik zurückgelassenen Gewehrmunition befanden sich auch Geschosse, deren harter Mantel an der Spitze den Bleikern freiläßt. Das öster-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reichisch-ungarische Ministerium des Äußeren gab diese Verletzung der dritten Haager Deklaration von 1899 den Regierungen der verbündeten und neutralen Mächte darauf bekannt.

Der Berichterstatter der „Kölnischen Volkszeitung", Georg Goetz, meldet von der Verwendung der Dum-Dum-Geschosse seitens der Belgier: „Gestern war ich Zeuge eines Gefechts in der Nähe von Löwen, wohin ich in einem Generalstabsautomobil gelangt war. Es handelte sich um einen Zusammenstoß mit größeren Massen versprengter belgischer Truppen, die sich wieder gesammelt hatten. Dort konnte ich an Verwundeten zum erstenmal die Wirkung von Dum-Dum-Geschossen sehen. Eine Wunde am Schenkel eines Mannes war 18 Zentimeter lang und 7 Zentimeter breit an einigen Stellen. Dabei war noch der Knochen vollständig zersplittert. Der betreffende Oberarzt versicherte mir, daß nach dem Schußkanal geurteilt die Wunde bei einem gewöhnlichen S-Geschoß der belgischen Munition vollkommen ungefährlich gewesen wäre und keine Knochenverletzungen hervorgerufen hätte. Bei einigen Gefangenen fanden wir dann auch noch eine Menge Dum-Dum-Geschosse, deren Arbeit die Merkmale des Großbetriebs an sich hatten, die also fabrikmäßig hergestellt sein müssen. Leider konnte man gegen die Besitzer dieser Geschosse nichts anderes anternehmen, als sie gefangen nehmen. Denn angeblich wußten die meisten gar nicht, daß sie mit Dum-Dum geschossen hatten. Einige Gefangene sagten allerdings aus, daß sie wohl gewußt hätten, von ihrem Waffenmagazin Dum-Dum-Geschosse erhalten zu haben. Einige, die sich geweigert hätten, die Geschosse anzunehmen, seien sofort entwaffnet und standrechtlich abgeurteilt worden. Darauf hätten alle übrigen, auch die den Charakter des Geschosses kannten, bedingungslos diese Munition angenommen und auch verschossen. Wenn die Aussagen dieser Gefangenen, von denen einer vor dem Krieg Vertreter eines deutschen Zinkhüttenbetriebs für Belgien gewesen ist, wahr sind, so dürfte damit erwiesen sein, daß der Gebrauch der Dum-Dum-Geschosse von der belgischen Heeresverwaltung offiziell anbefohlen ist."

Angesichts unseres großen Beweismaterials ist das Leugnen unserer Feinde, diese völkerrechtswidrigen Geschosse verwandt zu haben, nutzlos.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie versuchen es mit immer neuen Ausflüchten.
Sie scheuen nicht zurück vor direkten amtlichen Lügen.
Ihre Agenten, ob hohe Diplomaten oder Journalisten, protestieren entrüstet gegen die deutsche Anklage.
Aber die Anklage, daß England samt seinen Bundesgenossen mit Dum-Dum schießt, ist bewiesen.
Am 30. Oktober 1914 konnte man auf den Mauern von Cambrai folgenden Anschlag lesen:

Englische Kriegführung.

Jedem — Soldaten und Einwohner — ist gestattet, unter Aufsicht der Wache das ausgestellte Gewehr und eine Anzahl Dum-Dum-Geschosse, wie sie mit abgebrochenen Spitzen in den Taschen der englischen Patrouillen gefunden wurden, zu besichtigen. Der Bleikern der Patrone besteht aus zwei Teilen, die durch den Stahlmantel zusammengehalten werden. Durch das Hineinstecken der Geschoßspitze in das Loch der Magazinsperre und durch leichten Druck bricht die Geschoßspitze ab; die Patrone wird zum Dum-Dum-Geschoß. Das ist die roheste Art der Kriegführung! Das Dum-Dum-Geschoß ist zum Schutz der Menschen gegen die Bestien Asiens und Afrikas erfunden. Ein Schuß soll das größte Tier zerreißen. Die Haager Konvention verbietet ausdrücklich die Verwendung solcher Mordwerkzeuge gegen Menschen. Die Anwendung der Dum-Dum-Geschosse zeigt, auf welch niedriger Stufe das „Kulturvolk" der Engländer steht!
Cambrai, den 30. Oktober 1914.

von Hellingrath,
Generalleutnant und Etappeninspekteur.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die englischen Hunnen:

England hat, wie man weiß, sich nicht nur als der „Polizeimann auf dem Meere", sondern auch als der auf dem Lande gebärdet.
Niemand, der England und seine Geschichte kennt, wird die Berechtigung des Inselreiches dazu einsehen.
Seine Polizeigewalt auf dem Meere ist echt russisch und besteht in diesem Krieg darin, daß es in größtem Stil Seeraub treibt, ohne sich im geringsten durch völkerrechtliche Gesetze beirren und beeinflussen zu lassen.
Seine Polizeigewalt auf dem Lande ist gleichfalls russisch und gipfelt darin, allen anderen Nationen Vorschriften zu machen, an die es sich selbst nie kehrt.
Noch in jedem Krieg hat das Inselreich entrüstet und laut seiner Erregung über Greuel aller Art Ausdruck gegeben und sich als den Hüter des Anstands, der Sitte auch im Krieg aufgespielt.
Es hat aber völlig vergessen, wie es selbst gehandelt hat und noch handelt.
Hilflos, wie es militärisch Deutschland gegenüber ist zu Lande, hat es überall nach Hilfe gerufen und sich nicht gescheut, Wilde aller Schattierungen in seine Dienste zu nehmen: Hereros, Buschmänner, Kongoneger, Maoris, und der edle Lord Beresford hat schon seiner Freude Ausdruck gegeben, wenn einmal die bengalischen Lanzenreiter und die Gurkhas auf dem Potsdamer Platz in Berlin lagern würden.
England ist mit diesem Mittel, Wilde gegen Christen zu führen, durchaus und seit langem vertraut. So stellte es im amerikanischen Befreiungskrieg 1775—1783 Rothäute mit Tomahawk und Skalpiermesser in seine Reihen, wie es heute afrikanische Kopfabschneider als Mitkämpfer begrüßt. Damals wie heute auch fanden sich ehrenwerte Männer wie Lord Suffolk, die diese Maßregel verteidigten. Aber sie wurden gründlich durch Lord Chatham, den älteren Pitt, abgeführt, der im Oberhause durch einen feierlichen, flammenden, von tiefem sittlichen und religiösen Ernst getragenen Protest gegen eine derartige unwürdige und barbarische Kriegführung sich wandte:
Meine Herren, wer hat es gewagt, die Unbilden und das Elend des

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kriegs zu vergrößern, indem er den Tomahawk und das Skalpiermesser des Wilden unseren Waffen zugesellt und ihnen gleichgestellt hat? Wer hat es gewagt, die wilden, unmenschlichen Bewohner der Wälder mit zivilisierten Völkern zu verbünden? Wer hat es gewagt, den unbarmherzigen Indianern die Verteidigung bestrittener Rechte zu übertragen, die Schrecken ihres barbarischen Kriegs gegen unsere Brüder auszuspielen? Meine Herren, diese Greuel schreien laut nach Abhilfe und Strafe. Aber, meine Herren, diese barbarischen Maßregeln sind verteidigt worden, nicht nur als begründet durch Politik und Notwendigkeit, sondern auch durch die Moral.

„Denn es ist durchaus erlaubt," sagte Lord Suffolk, „alle Mittel, die Gott und die Natur in unsere Hände gegeben haben, zu gebrauchen." Ich bin erstaunt, ich bin empört, solche Grundsätze vertreten zu hören, ihr Geständnis in diesem Hause und in diesem Lande zu vernehmen. Meine Herren, ich beabsichtige nicht, Ihre Aufmerksamkeit so lange in Anspruch zu nehmen; aber ich kann meine Empörung nicht unterdrücken, ich muß sprechen. Meine Herren, es ergeht an uns als Mitglieder dieses Hauses, als Männer, als Christen, der Ruf, gegen solche schreckliche Barbarei Einspruch zu erheben! — „Die Gott und die Natur in unsere Hände gegeben haben!" Welche Begriffe von Gott und der Natur der edle Lord haben mag, weiß ich nicht; aber ich weiß, daß solche verabscheuungswürdigen Grundsätze der Religion und der Menschlichkeit in gleicher Weise zuwiderlaufen. Wie! Dürfen wir den Mordtaten der Skalpiermesser und den Grausamkeiten, mit denen die Wilden ihre unglücklichen Opfer quälen, die Weihe Gottes und der Natur zugestehen? Solche Ansichten sprechen jedem Gesetz der Moral Hohn, jedem Gefühl der Menschlichkeit, der Ehre. Die verabscheuungswürdigen Grundsätze und ihr noch verächtlicheres Geständnis erregen die tiefste Empörung. Ich rufe die hohe Geistlichkeit an und die hier gegenwärtige weise Gerichtsbarkeit, die Religion ihres Gottes zu verteidigen, die Gerechtigkeit ihres Landes zu stützen. Ich rufe die Bischöfe an, die unbefleckte Heiligkeit ihres Gewandes zu schützen; ich rufe die Richter an, die Reinheit ihres Kleides zu wahren, uns vor dieser Schande zu retten. Ich wende mich an das Standesbewußtsein Eurer Lordschaften, die Würde Ihrer Vorfahren zu ehren, Ihre eigene

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu erhalten. Ich rufe das Denken und Fühlen meines Volkes an, für den nationalen Charakter einzutreten. Ich flehe den Geist der Verfassung an. Von den Teppichen, die diese Wände schmücken, blickt der unsterbliche Ahnherr dieses edlen Lords herab, voller Entrüstung über die Schande seines Landes. Vergebens hat er für die Freiheit gekämpft, vergebens die Religion Britanniens befestigt, wenn diese Greuel unter uns geduldet werden, wenn geduldet wird, daß die erbarmungslosen, blutdürstigen Indianer ausgesandt werden — gegen wen? — Gegen unsere Mitbrüder, daß ihr Land verwüstet wird, ihre Wohnsitze zerstört werden, ihr Geschlecht und ihr Name ausgelöscht werden mit Hilfe und Beistand dieser zügellosen Wilden. Spanien kann sich nicht länger rühmen, das barbarischste Volk zu sein. Es sandte Bluthunde aus, um die unglücklichen Eingeborenen von Mexiko zu vernichten; wir, noch ruchloser als jene, lassen die unmenschlichen Horden gegen unsere Landsleute in Amerika los, die uns teuer sind durch jedes Band, das die Menschheit heiligt. Feierlich rufe ich Eure Lordschaften und alle Stände unseres Volkes an, diesem ehrlosen Vorgehen den untilgbaren Stempel öffentlichen Abscheues aufzudrücken. Ganz besonders rufe ich die ehrwürdigen Vertreter unserer Religion an, diese Schande von uns zu tun; laßt sie ein Reinigungsopfer darbringen, um das Land von dieser großen und tödlichen Sünde zu befreien. Meine Herren, ich bin alt und schwach und jetzt nicht fähig, mehr zu sagen; aber meine Gefühle und meine Empörung waren so stark, daß ich nicht weniger sagen konnte. Ich hätte des Nachts nicht schlafen und auf meinen Kissen keine Ruhe finden können, hätte ich meinem unbesiegbaren Abscheu gegen diese widernatürlichen, ungeheuerlichen Grundsätze nicht Ausdruck verliehen.

So sprach damals Pitt.

Nicht anders hat sich über die Zuziehung wilder Völker in die Kriege zwischen zivilisierten Nationen einer der größten Geschichtschreiber Englands, Gibbon, geäußert.

Und heute?

Zu den kultivierteren Farbigen, die England gegen uns aufbot, zählen wohl die Japaner.

Es genügt, für ihr Verhalten einen unverdächtigen Zeugen anzuführen, den Staatsangehörigen einer neutralen Macht. Ein schwedischer Missionar

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in Kiautschou berichtet dem „Svenska Morgenbladet", daß sie seit dem 14. September japanische Soldaten gehabt hätten, was nicht zum wenigsten die Chinesen erschreckt habe; denn von altersher hegten diese keine Freundschaftsgefühle gegen die Japaner. Der Missionar, der den Brief vor der Eroberung Tsingtaus absandte, schreibt: „Von der ersten Stunde, seit die Japaner hier landeten, führten sie sich sehr schlecht auf. Sie zogen auf Raubzüge in Stadt und Land und nahmen rücksichtslos alles, was ihnen in den Weg kam und ihrem Geschmack zusagte, Hühner, Eier, alle erdenklichen Waren, Geld, Kleider, Heu und Hafer für ihre Pferde, Früchte usw., sogar der Haarschmuck der Frauen und deren Ringe blieben nicht verschont. Das Schlimmste jedoch war die schamlose Jagd auf Frauen und Mädchen, um sie zu vergewaltigen."

Für die zivilisierte Kriegführung der Engländer selbst genügen als Beispiele einige kurze Anführungen aus dem indischen Aufstand und aus dem Burenkrieg.

Ein Chronist des frühen Mittelalters erklärte bereits, daß unter sämtlichen Germanen die Angelsachsen im einzelnen die vorzüglichsten Charaktere hervorbringen, im allgemeinen aber das niedrigste sittliche Niveau behaupten.

Man weiß, daß die englische Geschichte reich an unnützen Grausamkeiten ist.

Man hat gelesen, daß in Spanien englische Truppen in den Napoleonischen Kriegen mit geradezu viehischer Roheit bei dem Sturm auf Badajoz hausten, während ihre deutschen Hilfstruppen, die deutsche Legion und die Braunschweiger, sich davon fernhielten.

Nach der Schlacht von Belle-Alliance wagte Wellington allerlei Vorwürfe gegen die Preußen auf dem Marsch auf Paris zu erheben und mußte es erleben, daß ihm, der auch preußischer Feldmarschall war, einer der ruhmbedeckten preußischen Heerführer, General von Grolman, im Militärwochenblatt eine Abfertigung zuteil werden ließ, wie sie so scharf kaum je ein hochgestellter General öffentlich empfangen hat.

In dem großen indischen Aufstand, durch dessen Anzettelung Rußland England für den Krimkrieg dankte und nach dessen Unterdrückung erst

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das angloindische Reich geschaffen wurde, waren englische Frauen und Kinder von den Empörern scheußlich abgeschlachtet worden.
Die Engländer vergalten diese Grausamkeiten mit noch ausgesuchteren. Man konnte in den Londoner illustrierten Blättern sehen, wie die Sepoys vor die Kanonen gebunden und dann in die Luft geblasen wurden. Dadurch nahm man ihnen nach ihren Begriffen das Jenseits, denn die Fortdauer resp. das Wiedererstehen des toten Körpers ist nach dem vorherrschenden Hinduglauben an dessen äußere Vollständigkeit geknüpft.
General Neil ließ schuldige Inder Blutlachen wegfegen, bevor sie erschossen wurden, und bemerkte in seinem Tagesbefehl ausdrücklich dabei, dies geschehe, weil sie dadurch nach ihrem Glauben für ewig verunreinigt würden.
Man weiß anscheinend in dem heutigen England nicht mehr, mit wie unsagbaren Greueln die Erstürmung von Delhi verbunden war.
Im offenen Unterhaus erhob damals die englische Opposition entrüsteten Einspruch gegen die Art, wie die englischen Soldaten in die Wohnungen der Fürsten eingedrungen waren und dort die Frauen durch Feuertortur zur Herausgabe ihrer Juwelen gezwungen hatten.
Daß die englische Kriegführung nicht gesitteter geworden, erfuhr man durch den Burenkrieg: Die unabhängige Oranjeflußrepublik hatte mit dem Burenstaat Transvaal ein Bündnis geschlossen zur Abwehr des englischen Angriffs, England den Krieg erklärt und noch nicht Frieden geschlossen. Trotzdem erklärte eine Proklamation des englischen Oberbefehlshabers, daß alle Einwohner der Oranjeflußrepublik, die bis zu einem bestimmten Zeitpunkt die Waffen nicht niedergelegt hätten, als Rebellen an ihrer Person und an ihrem Eigentum gestraft werden sollten. Hätte die Republik mit England Frieden geschlossen und einzelne Einwohner oder Scharen trotzdem den Kampf fortgesetzt, so wären sie Rebellen gewesen, die keinen Anspruch auf Behandlung nach Völkerrecht hatten. Aber Friede war nicht geschlossen, und die Kämpfenden waren regelrechte Soldaten. Mithin war die Proklamation eine grobe Verletzung des Völkerrechts. Andere Proklamationen des englischen Oberbefehlshabers bestimmten Strafen, die diejenigen Männer Transvaals

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(also Buren) treffen sollten, die die Waffen nicht niederlegten. Als ob die Buren nicht das Recht hatten, Soldaten zu sein und ihr Land gegen das angreifende England zu verteidigen!

Das furchtbare clearing of the country, Klarmachen des Landes, wie die Engländer es nannten, wurde so betrieben: die englischen Truppen in den verschiedenen Gegenden des Burenlandes wurden in Gruppen von 6 bis 7 zusammengetan. Sie durchstreiften das Land nach allen Richtungen, pochten mit den Gewehren an die Häuser und befahlen der Hausfrau — die Männer waren im Krieg — mit ihren Kindern, sofort das Haus zu verlassen, wofür höchstens zehn Minuten Zeit gelassen wurde, so daß kaum das Allernötigste zusammen gerafft werden konnte. Mutter und Kinder wurden in ein Gefährt gepackt und in die mörderischen Konzentrationslager geschleppt, aber vor der Abfahrt steckten die Soldaten das Haus in Brand, das mit allem Hausrat niedergebrannt wurde. Auch die im Felde stehende Ernte wurde in Brand gesteckt, Mühlen, Wasserleitungen zerstört, das Vieh fortgetrieben oder getötet, kurzum das Land in eine Wüste verwandelt, um den Buren den Aufenthalt darin unmöglich zu machen.

Es geschah damals genau das Gleiche seitens der Engländer, wie heute seitens der Russen in Ostpreußen und Galizien.

Die Lage der Frauen und Kinder in den Konzentrationslagern war schrecklich. Sie wohnten, der Hitze, Kälte und Regen ausgesetzt, in undichten Zelten, fast ohne allen Hausrat, meist ohne Betten. Es fehlte an Nahrung, Milch, Wasser, Seife, an allem Nötigsten. Krankheiten und Sterblichkeiten räumten furchtbar auf. Die Sterblichkeit unter den Erwachsenen — in England 1,8 Prozent der Bevölkerung in einem Jahre — stieg in den Konzentrationslagern auf 264, die der Burenkinder auf die erschreckende Zahl 433 pro Tausend und Jahr, so daß von 1000 Kindern nach zwei Jahren 866 tot waren.

Die Frauen und Kinder der Buren, die trotz alledem weiterkämpften, wurden auf halbe Rationen gesetzt, also dem Halbverhungern preisgegeben zur Strafe dafür, daß ihre Männer und Väter ihre Freiheit tapfer verteidigten.

Wenn man all diese Entsetzlichkeiten in den Berichten des Engländers Methuen, der Miß Hobhouse, einer Augenzeugin, und anderer englischer

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und nicht englischer Augenzeugen liest, so empfindet man mit furchtbarer Deutlichkeit diese ganze Grausamkeit. Die amtlichen Stellen haben die Wahrheit dieser Berichte nicht bestritten, das furchtbare Verfahren aber als eine unvermeidliche Art der dortigen Kriegführung zu rechtfertigen gesucht.

Charakteristisch ist nun für England, das in solcher Weise, wie durch Engländer selbst festgestellt ist, Krieg führte, die heuchlerische Erregung über deutsche Kriegführung, die zu verleumden es nicht müde wird, die Beschimpfung deutscher Offiziere und Mannschaften, die gegen Franktireurs vorgehen, die heimtückisch auf deutsche Truppen schießen.

Es vergißt auch da wieder einmal, wie rücksichtslos es selbst in Ägypten im tiefen Frieden jede Ausschreitung gegen seine Soldaten ahndete: Im Juni 1906 war eine englische Truppenabteilung auf dem Marsch von Kairo nach Alexandrien. Auf der Rast gingen einige Offiziere in das Dorf Denschawi und begannen, ohne die Erlaubnis des zufällig abwesenden Dorfvorstehers abzuwarten, nach Tauben zu schießen. Dies erregte die Fellachen, die sich um die Offiziere drängten, sie bedrohten und versuchten, ihnen die Waffen abzunehmen. In dem Gewirr ging ein Gewehr los, und der Schuß verletzte eine Frau. Auch entstand, angeblich von Hetzern angelegt, ein Brand, und schließlich wurden die Offiziere überwältigt und mit Stöcken und Steinen übel mißhandelt. Ein Hauptmann versuchte Hilfe zu holen, brach aber unterwegs tot zusammen, wie die Untersuchung ergab am Hitzschlag als Folge von Hieben über den Kopf. Nach einer Verordnung vom 25. Februar 1895 hat nun ein Sondergericht über Verbrechen zu urteilen, die gegen Angehörige des englischen Besatzungsheeres verübt werden. Ein solches Gericht trat auch in diesem Fall zusammen und verurteilte vier Angeklagte zum Tode, vier zu lebenslänglichem Zuchthaus, drei zu je 15 Jahren Gefängnis, sechs zu je 7 Jahren und drei zu je einem Jahr Gefängnis, sowie fünf zu je 50 Peitschenhieben. In einer Stunde waren die Verhandlungen beendigt. Ein Angeklagter, ein siebzigjähriger Greis, der nichts weiter aussagen konnte, als daß er die englischen Offiziere nicht kenne, wurde mit den drei anderen Tags darauf gehängt. Nach deutschem Recht hätte es sich im schlimmsten Fall um Körperverletzung mit tödlichem Ausgang gehandelt, die mit höchstens zwei

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jahren bestraft wird. Aber das englische Gericht nahm Aufruhr an gegen Offiziere des Besatzungsheeres und begründete damit seine drakonischen Strafen. In der arabischen Bevölkerung rief der Vorfall und seine Sühne ungeheure Erregung hervor, und auch die europäischen in Ägypten erscheinenden Zeitungen waren mit dem strengen Urteil nicht einverstanden. Etwas später wurden einige Eingeborene wegen Tätlichkeiten gegen einen englischen Soldaten zu zehn und sieben Jahren Zuchthaus verurteilt.

Daß der englische Soldat aber durchaus nicht das Muster der Disziplin ist, als der er hingestellt wird, erfahren wir durch das gewiß unverdächtige Zeugnis englischer Offiziere. Aus dem Befehlsbuch eines gefallenen englischen Offiziers ersehen wir, daß die Engländer allen Grund haben, strenge Mannszucht in ihrem Heer zu halten.

In dem Tagesbefehl an II. Bataillon Royal Scoth Füsiliers heißt es (in deutscher Übersetzung):

Tagesbefehl

oc. B. Coy II. Bataillon Royal Scoth Füsiliers.

Da viele Fälle vorgekommen sind, in denen von britischen Truppen besetzte Häuser geplündert worden sind und viel Schaden angerichtet worden ist, muß daran erinnert werden, daß unsere Truppen augenblicklich in dem Lande unserer Verbündeten operieren.

Hier wird erstens die Tatsache offiziell festgestellt, daß englische Soldaten plündern, und zwar im Land der Bundesgenossen, dann aber — und das ist sehr deutlich zwischen den Zeilen zu lesen — wird erklärt, daß das Plündern in Feindesland erlaubt ist.

Noch mehrere Stellen aus den englischen Tagesbefehlen sind bezeichnend:

(In deutscher Übersetzung.)

Tagesbefehl

des Oberleutnants Baird Smith, Kommandeur der Royal Scoth Füsiliers.

Terband, 19. 10. 14.

Auszug aus Armeetagesbefehl.

a) —

b) Zurückbleiben hinter der Truppe (straggling), Nachzügler.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Oberkommandierende bemerkt mit Unwillen, daß das Zurückbleiben hinter der Truppe bei den Korps der im Felde stehenden britischen Kräfte noch anhält, und er hat Grund zu der Annahme, daß in bestimmten Fällen nicht genügend Anstrengungen gemacht werden, um zur Truppe zurückzugelangen.

d) Teilweise Zivilkleidung ist streng verboten.

e) Abzeichen. Der Gebrauch der Soldaten, ihre Regimentsabzeichen zu veräußern, wird strengstens untersagt.

Die ein Kommando führenden Offiziere haben die notwendigen Maßregeln zu ergreifen, um zu verhindern, daß Verwüstungen (damage) angerichtet werden.

Wenn eine Wiederholung der bereits berichteten Zustände eintritt, hat der kommandierende General die strengsten disziplinarischen Maßregeln zu treffen.

Diese Auszüge sprechen für sich selber und bedürfen keiner Erläuterung.

Auch in der Hinsicht, wie die Engländer im Land ihrer Bundesgenossen hausten, erinnern sie lebhaft an die Russen, die sich nicht genug an Proklamationen tun können, die von den schönsten Versprechungen strotzen, und dann die vollkommensten Mordbrenner sind. Die deutsche Verwaltung hat die genaue Feststellung des Schadens angeordnet, den die Engländer durch Vernichtung und Beraubung an Privateigentum knapp vor Übergabe der Antwerpener Festung begingen. Nach den Ermittlungen bis ungefähr Mitte November 1914 beträgt der Schaden belgischer und neutraler Handelsfirmen allein, Brüsseler Privatmeldungen zufolge, mindestens 200 Millionen Frank. Die Engländer zerstörten und raubten alles, was sie im Hafen und in den Lagerhäusern vorfanden, ohne sich darum zu kümmern, wem die Waren gehörten.

Daß Soldaten, die sich im Bundesland derart benehmen, keine Kulturträger im Kriege sind, bedarf keiner Versicherung. Dem Berichterstatter des Stettiner Generalanzeigers, Hugo Caeker, wurde durch einen Major bekanntgegeben, welche unglaublichen und unmenschlichen Greueltaten sich die Träger der britischen Humanität gegen unsere Truppen und vor allem gegen unsere Verwundeten haben zu-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schulden kommen lassen: „Nicht genug, daß sie die Hände aufheben, weiße Fahnen schwenken, um beim Herannahen unserer Soldaten hinterrücks zu schießen, viel schlimmer sind die Entsetzlichkeiten gegen unsere Verwundeten. Und das sind behördlich beglaubigte Tatsachen, nicht Gerücht und nicht Gerede. Unbeschreiblich war die Erbitterung unserer Ärzte, die selbst unsere verstümmelten Verwundeten gesehen haben."

Der Art, wie sich die Mannschaften benehmen, entspricht die der Offiziere vollkommen, wie man aus der Vernehmung des Kriegsfreiwilligen Erich Kallies, zurzeit in einem Lazarett in Leipzig-Plagwitz, ersieht. Er schildert seine Erlebnisse in dem gerichtlichen Protokoll:

Leipzig-Plagwitz, den 28. November 1914.

An einem Abend zwischen 9 und 10 Uhr wurde ich in der Gegend zwischen Merken und Nachtigall (Belgien) von einer englischen Vorpostenabteilung gefangengenommen. Das Datum kann ich nicht mehr genau angeben. Es war, glaube ich, Ende Oktober, bestimmt weiß ich, daß es an einem Sonntagabend gewesen ist.

Ich wurde etwa 2 bis 3 Stunden lang hinter die Schützenlinie auf einen Biwakplatz geführt und dort an einen Baum gebunden. Auf dem Marsch dorthin wurde ich von einem feindlichen Soldaten zweimal mit dem Gewehrkolben in den Rücken gestoßen.

Am Montag vormittag etwa gegen 8 oder 8¼ Uhr wurde ich von dem Baum wieder losgebunden.

Hier wurde die Vernehmung unterbrochen, weil Callies hohes Fieber hatte und von einer weiteren Anstrengung eine Verschlimmerung seines Zustandes zu befürchten war. Bei seiner Vernehmung am 4. Dezember fährt er in seiner Schilderung fort:

Nachdem ich vom Baum losgebunden worden war, wurde ich zu einer Gruppe höherer Offiziere geführt. Einer von ihnen, der fließend Deutsch sprach, fragte mich danach aus, wo die Stellung unserer schweren Artillerie sei, wo der Generalstab stehe, wo Schützenlinien seien, was für Truppen vorhanden seien und wo die Munitionskolonnen sich befänden. Auf alle diese Fragen gab ich Auskunft, indem ich irgend etwas erfand, da ich das, was ich ausgefragt wurde, nicht wußte. Wenn ich etwas wußte, sagte ich nicht die Wahrheit.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nach Beendigung des Verhörs wurde mir auf Befehl eines Fliegeroffiziers durch zwei Soldaten, die zu meiner Bewachung befehligt waren, der Waffenrock ausgezogen. Weswegen das geschah, konnte ich mir nicht denken. Ich habe den Waffenrock nie wieder zu sehen bekommen. Ich wurde in Begleitung des Fliegeroffiziers nach dem Flugplatz geführt; dort mußte ich mit dem Fliegeroffizier den Flugapparat besteigen. Vorher hatte mir der Offizier auf einer Skizze die Orte erst bezeichnet, durch die er fahren wollte, und hatte mir befohlen, ihm die Truppen, die an diesen Orten ständen, zu verraten.

Wir waren etwa 4 bis 5 Stunden in der Luft.

Nach unserer Landung wurde ich wieder verhört. Ich versuchte es jetzt, mir damit zu helfen, daß ich nicht antwortete. Da wurde ich auf Befehl des mich verhörenden Offiziers von Mannschaften solange ins Gesicht geschlagen, bis ich etwas sagte. Ich sagte dann teils Erfundenes, teils Unwahres.

Am nächsten Tag (Dienstag) mußte ich wieder mit dem Fliegeroffizier aufsteigen. Er hatte mir vor dem Aufsteigen befohlen, an den Stellen, wo er Schleifen fahren würde, Bomben zu werfen, und im Weigerungsfalle gedroht, mich mit dem Revolver zu erschießen. Ich warf die Bomben an den mir angegebenen Stellen nicht. Der Flieger holte mit der Bombe nach mir aus, als wollte er sie nach mir schleudern, tat es aber nicht. Nach unserer Landung wurde ich wieder verhört, und wenn ich nicht antworten wollte, so lange in das Gesicht geschlagen, bis ich eine Antwort gab. Am Mittwoch und Donnerstag wiederholten sich die Flüge. Am Donnerstag wurde der Flugapparat von einem Geschoß getroffen und zum Landen genötigt. Dem Flieger gelang die Landung in einiger Entfernung von unseren Truppen. Während er eine Zeit wegging, um Wasser zur Kühlung seines Apparates zu holen, floh ich und gelangte, ohne daß ich durch seine Schüsse verletzt worden wäre, zu den Unsrigen.

Wir waren jedesmal etwa 4 bis 5 Stunden in der Luft und zwar in einer Höhe von 2200 bis 2500 Meter, das konnte ich von einem Höhenmesser, der in dem Flugapparat angebracht war, mit Genauigkeit ablesen. Es war bitterkalt, und es herrschte ein scharfer, schneidender Luftzug. Der Fliegeroffizier war mit voller Uniform, Polz und Leder-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mantel bekleidet und hatte außerdem Mund- und Augenschutz. Ich trug die volle Fußbekleidung, Hose und Unterhose, zwei baumwollene Eigentumshemden und eine rote wollene Jacke. Ich fror entsetzlich und empfand Stiche in der linken Seite und Brust, und die Augen schmerzten stark.

Zu essen bekam ich während meiner Gefangenschaft täglich etwa ein halbes Pfund Brot nach der Landung. Zu trinken bekam ich überhaupt nichts. Ich litt stark an Durst, und die Nahrung war ungenügend.

Versuche, meine Lage durch Bitten zu verbessern, schlugen fehl. Jedesmal, wenn ich etwas sagen wollte, wurde ich angefahren, ich sollte schweigen und nur antworten, wenn ich gefragt würde.

Ich erkrankte, wahrscheinlich infolge der mir widerfahrenen Behandlung, an Rippenfellentzündung, Lungenkatarrh und an rheumatischen Schmerzen am ganzen Körper. Heute bin ich das erstemal wieder auf. Ich empfinde aber noch rheumatische Schmerzen und Stiche auf der Brust. Der Arzt sagt, es würde ungefähr noch drei Monate dauern, bis ich wiederhergestellt wäre.

Callies wurde das Protokoll vom 28. November 1914 und das Protokoll von heute vorgelesen; er genehmigte beide Protokolle als richtig, und er wurde zu seinen Aussagen vorschriftsmäßig beeidigt.

Er bekräftigte die Richtigkeit der mündlichen Verhandlung und der Niederschrift durch seine Unterschrift.

gez. Erich Callies.

gez. Drechsel. gez. Schneider.

Das Protokoll trägt folgenden Zusatz:

Die Angaben des Callies machten einen durchaus glaubwürdigen Eindruck. Er war vor seiner Vernehmung unter Hinweis auf den zu leistenden Eid und unter Verwarnung vor jeder Übertreibung eindringlichst ermahnt worden, sich streng an die Wahrheit zu halten.

gez. Drechsel.

In diesem Protokoll hat man den Beweis für eine schwere Verletzung des Kriegsrechts seitens der Engländer, denn in dem Protokoll der zweiten Haager Friedenskonferenz heißt es unter „Ordnung und Gebräuche des Landkriegs" im Artikel 23 ausdrücklich: „Den Krieg-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

führenden ist ebenfalls untersagt, Angehörige der Gegenpartei zur Teilnahme an den Kriegsunternehmungen gegen ihr Land zu zwingen."
Dazu kommt die ganze Grausamkeit gegen den Gefangenen, der ganz ungenügend gekleidet war für derartige Höhenflüge, der unzureichend verpflegt und auf das schimpflichste behandelt wurde.
Wäre der geschilderte Fall bei einer anderen Nation vorgekommen, so wären seitens Englands die leidenschaftlichsten Proteste nicht ausgeblieben. Aber er entspricht nur dem ganzen Geist britischer Kriegführung, die von Völkerrecht nichts weiß. „Ich habe hier," so heißt es in dem Brief vom 19. August 1914 eines Seemanns, der durch den Krieg genötigt wurde, in Hafnarfjord auf Island als Kapitän eines Fischdampfers zu landen, „mit einem norwegischen Kapitän gesprochen, der mit angesehen hat, wie englische Kriegsschiffe harmlose Heringslogger und Fischdampfer in Grund gebohrt haben. Die Leute haben nur ihr nacktes Leben gerettet und sind von den Kriegsschiffen als Gefangene aufgenommen worden."
Danach nimmt es nicht mehr Wunder, daß England in der gleichen tapferen Weise Krieg gegen Lazarettschiffe führt, da es alle völkerrechtlichen Abschlüsse völlig mißachtet.
In den letzten Oktobertagen wurde aus dem Haag berichtet, daß ein Fischdampfer die Leichen des Zahlmeisters und eines Mannes von „S 117" nach Ymuiden gebracht hätte. Letzterer trug die Erkennungsmarke 15. Die Besatzung des Dampfers teilte mit, daß noch mehrere Leichen, alle mit Schwimmwesten, an der Stelle trieben, wo diese beiden aufgefischt worden wären.
Die Mitteilung bezog sich auf die Besatzungen der vier deutschen Torpedoboote, die am 17. Oktober in jenen Gewässern von einem englischen Kreuzer und vier Zerstörern in den Grund geschossen wurden. Nach dem Untergang der vier Boote wurde von deutscher Seite das Lazarettschiff „Ophelia" ausgeschickt, um nach Überlebenden an Ort und Stelle zu suchen. Die „Ophelia" aber wurde von dem englischen Kreuzer „Yarmouth" angehalten, beschlagnahmt und nach einem englischen Hafen gebracht. Als Grund der Beschlagnahme wurde zunächst angegeben, das Lazarettschiff habe Minen an Bord. Als die Durchsuchung erwies, daß dies nicht der Fall war, erklärte der englische

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Offizier die an Bord der „Ophelia" befindliche funkentelegraphische Einrichtung als gefährlich und als Ursache für die Beschlagnahme.
Nun herrschte aber auf der Haager Friedenskonferenz 1907 Einverständnis unter den Vertretern aller Mächte darüber, daß das Vorhandensein einer funkentelegraphischen Einrichtung an Bord eines Lazarettschiffs kein Grund für den Verlust des dem Lazarettschiff gebührenden Schutzes sei. Auch die englischen Delegierten unterzeichneten jene Konvention, während die englische Regierung später deren Ratifizierung verweigerte; das ist übrigens ein von England oft beliebtes Verfahren, um zunächst in der internationalen Öffentlichkeit als eifriger und aufrichtiger Vertreter der Humanität zu erscheinen, ohne sich aber zu binden, und um dann im Krieg im Gegensatz zur Humanität von dieser Freiheit rücksichtslosen Gebrauch zu machen. — Es unterliegt keinem Zweifel, daß, hätte die „Ophelia" ihren Auftrag erfüllen können, sie noch eine beträchtliche Zahl von Überlebenden hätte auffischen können, denn nach der hölländischen Meldung waren die aufgefischten und noch an der Stelle treibenden Leichen sämtlich mit Schwimmwesten versehen, und man weiß, daß Schwimmende sich so tagelang lebend im Wasser gehalten haben.
Es steht also fest, daß der englische Kreuzer absichtlich das Rettungswerk hinderte, daß er grausam und unmenschlich handelte.
Die Besatzung des deutschen Lazarettschiffs wurde in Gravesend als Kriegsgefangene an Land gebracht. Die Ärzte und Krankenpfleger der „Ophelia", jeder mit dem Abzeichen des Roten Kreuzes versehen, wurden, durch eine Abteilung Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett bewacht, durch Gravesend hindurchgeführt. Dort hatte man die Bevölkerung bereits vorbereitet: das „harmlos aussehende Rote-Kreuz-Schiff" sei vor Yarmouth (in Wirklichkeit wurde die „Ophelia" nahe der holländischen Küste beschlagnahmt) aufgegriffen worden, und man hätte bald festgestellt, daß hier ein niederträchtiger Betrug vorliege. Daß man keine Minen gefunden habe, mache wenig aus, denn, wie „Daily Telegraph" sagt: „die See ist weit und tief". Die Bewohner von Gravesend mußten nach den Presseberichten das Lazarettschiff für ein verkapptes Werkzeug deutscher Niedertracht halten. Die Folge war,

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß bei ihrem Durchmarsch durch Gravesend die Besatzung der „Ophelia" in empörender Weise insultiert wurde. Dichte Menschenmassen umgaben sie, und nach der befriedigten Feststellung des „Daily Telegraph" kam ein Weiberhaufe angestürzt, der schreiend verlangte, man solle ihnen die Deutschen nur überlassen, sie würden sie schon zurichten. Ein englischer Soldat riß einem der Deutschen sein Abzeichen des Roten Kreuzes ab, das dieser, wie das genannte Blatt sagt, augenscheinlich entehrt hatte. Unter Gebrüll und Schmähungen ging der Zug dann weiter, und wiederholt wurde von der Menge begonnen, die Deutschen tätlich zu mißhandeln. Der „Daily Telegraph" schließt: „Gefangen, erniedrigt, entehrt und gedemütigt und ein Gegenstand der Verachtung gelangte der Zug auf dem Bahnhof an, um nach Chatam instradiert zu werden."

Aus dem Bericht der englischen Zeitung geht hervor, daß die englischen Begleitmannschaften leicht die Deutschen hätten schützen können und daß nur ein Wort des begleitenden Offiziers genügt hätte, die Beschimpfung und Mißhandlung der deutschen Ärzte und Sanitätsgehilfen und des Zeichens des Roten Kreuzes, das sie trugen, zu verhindern.

Daß der Pöbel in England weiter keiner Aufmunterung bedarf, gegen die Deutschen und Österreicher vorzugehen, haben die Vorgänge in London und anderen englischen Städten gezeigt, die sich in der zweiten Hälfte des Oktober abspielten. Nach dem „Daily Chronicle" war die Ursache des Angriffs unbekannt, aber die Planmäßigkeit des Überfalls wurde durch die Tatsache wahrscheinlich, daß der Pöbel gleichzeitig in Southwark, Cornwall und Deptford in Aktion trat. Nach einem Bericht wurde die Menge in Deptford durch eine Bemerkung verwundeter Soldaten aufgeregt, die, als sie an einem mit Kunden gefüllten deutschen Laden vorüberkamen, ausriefen: „Haben wir dafür gekämpft?" Nach einer anderen Lesart erregte der Anblick einer großen Zahl belgischer Flüchtlinge in Deptford die Wut der Menge gegen die Deutschen. Jedenfalls begann ein organischer Angriff auf der Highstreet in Deptford. Am Sonnabend um zehn Uhr abends wurde ein Hagel von Steinen und Ziegeln auf die Schaufenster des Schweinemetzgers Pfister geschleudert. Die Menge stürmte den Laden, warf die Fleischwaren weg und zertrampelte sie, demolierte

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Mobiliar der Privatwohnung usw. Die Menge, die jetzt einige tausend Mann zählte, bewegte sich nun die Highstreet aufwärts und ließ ihre Wut an allen deutschen Läden, meist Fleischern und Bäckern, aus. Die Schaufenster wurden zertrümmert, die Lebensmittel vernichtet und die Möbel aus den Fenstern auf die Straße geworfen. Die zweihundert Mann starke Polizei war nicht imstande, den Pöbel zu zügeln. Erst mit Hilfe von 350 herbeigerufenen Trainsoldaten wurde die Ordnung wiederhergestellt. Der Aufruhr dauerte drei Stunden an. Ähnliche Angriffe, obwohl kleineren Umfangs, fanden gleichzeitig in Southwark und Cornwall statt. Daß der englischen Polizei die Fähigkeit abgeht, derartige Ausschreitungen nach Gebühr zu strafen, ersieht man daraus, daß am 27. Oktober der Polizeirichter von Deptford unter der Bedingung künftigen Wohlverhaltens einen Soldaten freiließ, der in Uniform an den gegen die Deutschen gerichteten Ausschreitungen teilgenommen hatte und von der Polizei im Schlafzimmer eines geplünderten Hauses im Besitz eines gestohlenen Ringes und einer gestohlenen Uhr verhaftet wurde — ein Verfahren, das nach dem Urteil des „Daily Chronicle" eine direkte Ermutigung des Verbrechers ist.

Wie sich die englischen Soldaten selbst im Lande ihrer Bundesgenossen benehmen, dafür finden wir in dem Feldpostbrief eines Berliners hinreichende Aufklärung: „Ich muß jetzt täglich als Radfahrordonnanz nach Ch... unweit C. zum Regimentsstab zum Befehlsempfang. Auf der Fahrt nach Qu., wenige Kilometer von Ch., begegnete ich einem Zug flüchtiger Bewohner der Ortschaften, die zwischen den beiden kämpfenden Heeren gelegen sind. Die armen Leute, mehrere hundert an der Zahl, wurden auf unseren Fuhrwerken transportiert, unter Bedeckung unserer Soldaten, oder fuhren auf eigenen zweirädrigen Karren. Sie wurden nach den von uns besetzten Gebieten gebracht und vorläufig dort verpflegt. Gestern wurde in Ch. ein ganzer Eisenbahnzug derartiger Nachbarbewohner von Paris verladen. Die Ärmsten erzählten weinend, daß ihre Dörfer von den Engländern besetzt worden seien. Das erste, was die britischen Truppen taten, war, daß sie die Einwohner der Ortschaften aus den Häusern heraustrieben, ohne Rücksicht auf Frauen und Kinder zu nehmen, und es sich dann in den Gebäuden bequem machten. Sie trieben unter An-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

drohung des Erschießens die Dörfler gegen unsere Schützenlinien. Unsere Soldaten mußten, als sie die Bedauernswerten sahen, das Feuer einstellen, nahmen sie freundlich auf und brachten sie dann rückwärts. Die Unglücklichen haben nur einige Betten und Stroh gerettet, als einziges Möbelstück sah ich einen Kinderwagen. Es waren fast nur alte Männer, Frauen und Kinder. Sie erzählten auch, daß das französische Militär die gefangenen deutschen Soldaten in den Bereich unserer Feuerlinie schicke und sie dort Schutzgräben und Schanzarbeiten machen lasse.

Es ist klar, daß, wenn die Engländer sich derart im Lande ihrer Verbündeten benehmen, sie gegen die Deutschen und Österreicher im eigenen Land noch viel härter vorgehen. In der zweiten Hälfte des Oktober beschloß die englische Regierung alle im Lande wohnenden deutschen und österreichischen Untertanen, die im wehrpflichtigen Alter stehen, zu internieren. Mit der Durchführung dieses Beschlusses wurde sofort begonnen. Als Ursache für diesen Beschluß gab man an, daß die Meldungen von umfangreicher Wirksamkeit, die deutsche Spione in Antwerpen vor dem Fall der Stadt entfaltet hätten, starke Erregung in England hervorgerufen hätte. Johnson Hicks erklärte im Unterhaus, McKenna hätte am 9. September angegeben, daß sich 50633 Deutsche und 16141 Österreicher im Lande befänden. Wenn man auf die polizeilich nicht Registrierten 10 Prozent rechnete, würde die Gesamtsumme über 73000 betragen.

Es ist begreiflich, daß die deutsche Regierung unter dem Druck der öffentlichen Meinung zu einer Retorsionsmaßregel griff. Sie stellte fest, daß die Regierungen Englands, Frankreichs und Rußlands zunächst so gut wie sämtlichen, bei Ausbruch des Kriegs in ihren Ländern befindlichen Deutschen die Erlaubnis zur Abreise versagt hätte; die in Deutschland sich aufhaltenden Angehörigen der drei Mächte wären darauf in gleicher Weise behandelt worden. Inzwischen hätten sich diese Mächte bereit erklärt, die deutschen Frauen und die nicht als wehrfähig angesehenen Deutschen ungehindert abreisen zu lassen, während sie die Wehrfähigen nach wie vor zurückbehielten; infolgedessen werde auch in Deutschland den im entsprechenden Alter stehenden Angehörigen der drei Mächte die Abreise nicht gestattet. Die in England und Frankreich

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zurückgehaltenen wehrfähigen Deutschen wären anfangs in nicht unerheblicher Anzahl und in letzter Zeit fast ausnahmslos festgenommen worden und würden als Kriegsgefangene behandelt, während in Deutschland bisher nur verdächtige feindliche Staatsangehörige festgenommen worden wären. Nunmehr hätten die wehrfähigen Engländer in Deutschland das gleiche Schicksal erfahren, nachdem die britische Regierung der Aufforderung, die deutschen Wehrfähigen innerhalb einer bestimmten Zeit zu entlassen, nicht nachgekommen wäre. Die französische Regierung wäre gleichfalls zu einer Erklärung über die Behandlung der wehrfähigen Deutschen aufgefordert worden; von ihrer Antwort würde die weitere Behandlung der wehrfähigen Franzosen in Deutschland abhängen. Die wehrfähigen Deutschen in Rußland wären zum großen Teil nach den östlichen Gouvernements geschickt worden, sollten sich dort aber im wesentlichen auf freiem Fuß befinden; nach dem Ergebnis der hierüber angestellten Ermittlungen würden sich die Gegenmaßregeln richten, die etwa gegenüber den wehrfähigen Russen in Deutschland zu treffen wären. Nach zuverlässigen Nachrichten würden die Deutschen im feindlichen Ausland, abgesehen von der Beschränkung ihrer persönlichen Freiheit, zum Teil einwandfrei, zum Teil aber mit unnötiger Härte, ja geradezu unwürdig behandelt. Auf Ansuchen der deutschen Regierung seien die mit dem Schutz der deutschen Interessen in den feindlichen Ländern beauftragten diplomatischen und konsularischen Vertreter der Vereinigten Staaten von Amerika mit der Untersuchung dieser Mißstände betraut worden; gegebenenfalls würden sie mit größtem Nachdruck sofortige Abhilfe verlangen. Sollte dieser Weg nicht zum Ziel führen, so würden auch die feindlichen Ausländer in Deutschland strenger behandelt werden müssen. Dabei würde allerdings nicht ein Wettstreit in der Brutalität gegen feindliche Staasangehörige eröffnet werden können; wohl aber würde Deutschland es sich vorbehalten, seinerzeit die feindlichen Regierungen und deren Organe für das, was sie gegen unsere Angehörigen gesündigt hätten, zur Verantwortung zu ziehen.

Nach diesen Anfang November abgegebenen Erklärungen hat dann die deutsche Regierung auch gegen Rußland und Frankreich zu den gleichen Retorsionsmaßregeln gegriffen.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir haben eine Reihe von Aussagen von deutschen Gefangenen über die Kost und Behandlung in den Konzentrationslagern.

Ein deutscher Seemann, der wegen vorgerückten Alters aus Dorchester, wo er interniert gewesen, entlassen wurde, erklärt: „In einem Teller heißen Wassers mit einigen darauf schwimmenden Fettaugen, 23 Gramm Fleisch und trockenem Brot, daraus besteht die tägliche, sich immer gleichbleibende Beköstigung. Dazu als Massenunterkunftsraum ein ehemaliger Pferdestall eines nach Frankreich geschickten berittenen Truppenteils. Schlafstellen so hart und dürftig, daß auch nicht die bescheidensten Ansprüche befriedigt werden können. Als geistige Kost Nachrichten aus den Lügenfabriken der englischen Presse. Krankheiten nicht selten, besonders Schwächezustände infolge unzureichender Ernährung und Dysenterie aus gleicher Ursache oder als Folge der menschenunwürdigen Behandlung in den ‚concentration camps'. Lasse man sich nicht durch anders lautende Nachrichten täuschen; denn Briefe, die auch nur die sanfteste Kritik enthalten, werden vom Vorsteher des Prisoner Waroffice einfach in den Papierkorb geworfen."

Professor Agahd veröffentlicht einen Brief einer aus London zurückgekehrten Dame an ihn, worin es heißt: „. . . Viele sind in die Konzentrationslager verbannt worden. Mein Schwager befindet sich in einem derselben — Olympia — und läßt uns durch Freunde Nachrichten über die Behandlung, die er dort erfährt, zukommen, die uns unglaublich erscheinen könnten. Die sogenannten ‚Kriegsgefangenen', in Wirklichkeit Privatleute, die ohne den geringsten Grund oder mit dem geringsten Grund dort interniert sind — müssen täglich 5 Stunden Steine klopfen. Dabei bekommen sie die mangelhafteste Nahrung, müssen auf Brettern schlafen und entbehren den nötigsten Komfort in jeder Beziehung."

Ein aus dem englischen Konzentrationslager in Fremly bei Aldershot Befreiter teilt der „Chemnitzer Volksstimme" mit, daß infolge der schlechten Behandlung und Verpflegung in einer Woche siebzehn deutsche Zivilgefangene gestorben seien. Sie hätten in der ersten Zeit auf dem nackten Erdboden schlafen müssen.

In dem Gefangenenlager auf der Insel Man entstand bekanntlich infolge der schlechten Nahrungsmittel ein Aufruhr, der eine Reihe von Menschen-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

leben kostete. Die Aufsichtsbehörden des Lagers gaben selbst zu, daß eine Schiffsladung Kartoffeln wurmstichig gewesen sei und daß die Gefangenen die Nahrung zurückgewiesen hätten. Festgestellt ist durch einen Vertreter der „Press Association", der das Lager besuchte, daß es, am 17. November eröffnet mit fünf Baracken für 1000 Gefangene, 1334 beherbergte, also überfüllt war, daß die sanitären Verhältnisse und die Kost, was Güte und Menge betraf, zu wünschen übrig ließen.

Ein verwundet in England liegender Soldat schreibt in einem der „Frankfurter Zeitung" zur Verfügung gestellten Brief: „Wenn Ihr diesen Brief erhaltet, bin ich vielleicht schon tot; denn als Schwerkranker schreibe ich Euch. Neunzig Mann von uns sind durch die Franzosen gefangen genommen worden, die uns sehr anständig behandelten und die Verwundeten sehr zart verbanden und uns überhaupt als Menschen angesehen haben. Durch die aller Menschlichkeit hohnsprechende Härte der Engländer wurden aber viele von uns so krank, daß viele schon gestorben sind. Die Engländer, denen wir dann überliefert wurden, haben uns auf die gemeinste Weise behandelt. Dicht zusammengepfercht standen wir im Eisenbahnwagen. Ein Kamerad, der Englisch sprach und gegen die Behandlung protestierte, wurde in Ketten gelegt und von uns getrennt. Wir haben ihn nie wiedergesehen. Während der Zeit der Überführung nach London-Richmond, dem jetzigen Lager, haben wir 31 Stunden nichts zu essen oder zu trinken erhalten, obgleich wir oft darum baten. In den überfüllten Waggons wurden viele krank, und die andern stürzten später über ein schmutziges Wasserfaß her, nur um zu trinken. Mancher hat sich da den Tod geholt. Obgleich in der Nähe des Gefangenenlagers eine große außer Betrieb befindliche Fabrik sich befindet, müssen wir in Zelten während der kalten Nächte auf faulem Stroh schlafen. Schon in der ersten Woche starben einige Leute, jetzt aber mehren sich die Sterbefälle von Tag zu Tag. In der letzten Woche starben allein 46 Mann, die sämtlich an Lungenentzündung und Unterleibskrankheiten zugrunde gegangen sind. Das Essen ist fast ein Hundefutter und höchst selten überhaupt gar gekocht und häufig in geradezu ungenießbarem Zustande. Die Bewachungsmannschaft ist aus den rohesten und gemeinsten Elementen zusammengesetzt, und Kolbenstöße sowie Fuß-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tritte sind an der Tagesordnung. Wir sind bereits so matt, daß wir uns über die Behandlung usw. gar nicht mehr aufregen. Als einer der Gefangenen nach erneuten Fußtritten die Geduld verlor und seinen Peiniger niederschlug, wurde er sofort abgeführt und erschossen, um als abschreckendes Beispiel zu dienen, wie es später in einer Bekanntmachung hieß. Wenn es einen Gott gibt, wird er es den Engländern mit Zinsen heimzahlen. Dafür werden unsere Brüder schon sorgen, wenn sie unsere Leiden erfahren. Ich schreibe dieses, damit es in den deutschen Zeitungen veröffentlicht wird. Der lange Brief hat mir viel Mühe und Anstrengung gekostet und den Rest meiner Kräfte erschöpft. Ihr wißt jetzt wenigstens, wie wir behandelt werden und was diejenigen erwartet, die das Unglück haben, in englische Gefangenschaft zu geraten. Tausendmal lieber auf dem Schlachtfeld fallen inmitten der Kameraden, als solch ein Schicksal!"

Daß man aus Briefen deutscher Kriegsgefangener, die dem englischen Zensor vorgelegt werden müssen, nicht volle Wahrheit erfährt, bedarf keiner Erklärung; sie müssen sehr vorsichtig abgefaßt werden, wenn sie befördert werden sollen. Aber auch aus ihnen ersehen wir, daß zum mindesten über die Kost geklagt wird. So erfahren wir aus einem Schreiben Martin Trojans aus dem Gefangenenlager in Rottneß Island, daß die Gefangenen während des Transports bestohlen wurden und über keinen Pfennig Geld verfügen. „Oh, wie viel besser es wohl die englischen kriegsgefangenen Offiziere in Deutschland haben werden."

Ein in einem englischen Konzentrationslager in Newbury, einem Städtchen etwa 1½ Stunden südöstlich von London, internierter Deutscher, der durch Vermittlung des chilenischen Gesandten Augustin Edwards in London die Freiheit wiedererlangte, gab den deutschen Behörden einen längeren Bericht über seine Erlebnisse in diesem Lager, der in vollem Gegensatz zu den die Verhältnisse in den englischen Konzentrationslagern schildernden Berichten der englischen Presse steht: „Alle Berichte, die aus England einlaufen, sagen nicht die Wahrheit, da die Zensur nicht ein wahres Wort durchgehen läßt. Wir waren auf der Rennbahn untergebracht, und zwar teils in Pferdeboxen, teils in Zelten. Es gab 150 Boxen. Die Größe dieser Ställe betrug 3×4. In diesem Raum,

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in dem sonst ein edles Rennpferd steht, wohnten je nachdem 8 bis 12 Mann. Im Lager waren 1200 Mann untergebracht, darunter 200 verwundete deutsche Soldaten. Wir erhielten etwas feuchtes Stroh, kaum genug, um den Steinboden zu bedecken, und jeder Mann zwei Pferdedecken, die noch voller Pferdeschinn waren, so daß man schon nach einer Nacht ein pechschwarzes Hemd aufweisen konnte. Wir hatten weder einen Schemel, noch Tisch, noch Licht, so daß wir uns gewöhnlich um fünf Uhr schon schlafen legten. Tagelang mußten wir in der Box hocken, weil das Wasser fußhoch stand und sogar in die Ställe von unten und oben eindrang. Die Dächer waren nämlich nicht dicht, so daß es lustig hineinregnete. Wir kamen an am 12. Oktober. Ich verließ das Lager am 23. Oktober. Wie mir von absolut glaubwürdigen Herren versichert wurde, war das Stroh seit dem 18. September nicht erneuert worden. Tatsächlich strömte es auch einen pestilenzartigen Geruch aus. Die Leute, die in den Zelten untergebracht waren, hatten es ganz schlimm. Der Zellstoff ist nämlich nicht wasserdicht, so daß das Innere des Zeltes einen Brei und eine Wasserlache bildete. Die Leute mußten sich Bretter zusammensuchen, um erst auf diese das Stroh zu legen, da sie sonst buchstäblich im Dreck gelegen hätten. Nun zu den famosen Mahlzeiten. Morgens ein Becher Tee mit Brot und etwas Margarine. Mittags sage und schreibe zwei Kartoffeln, ein Stück Fleisch, 150 Gramm, und um 4 Uhr die letzte Mahlzeit, wieder Tee mit Brot. Schon am 15. Oktober wurde uns bekanntgegeben, daß wir von nun an 200 Gramm Brot täglich erhalten würden, und zwar ohne Margarine, und anstatt 150 Gramm Fleisch nur 100 Gramm. Es ist klar, daß kein Mensch satt werden konnte. Die Soldaten erhielten keinerlei Löhnung und waren, da alle ohne Geld, absolut auf die Kost angewiesen und mußten sich bei dieser Verpflegung von ihren Wunden erholen. Bei den unglaublich kleinen Rationen sind doch noch Unterschleife der Lieferanten vorgekommen. Man kam den Leuten aber Gott sei Dank auf die Spur. Jedenfalls haben wir wochenlang noch weniger bekommen als das Wenige, was uns zukam. Leute aller Stände und Berufsklassen waren bunt durcheinander gewürfelt. Deutsche Londoner Kellner, Barbiere, Trödler, Seeleute, Grafen, Barone, Reserveoffiziere, Ärzte, Gelehrte usw. Einige Beispiele: Baron Horst,

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Baron Wurmb, Freiherr von Pappenheim, zehn deutsche Ärzte, der österreichische Militärattaché in Buenos-Aires, von Döhring, eine Zeitlang auch der deutsche Militärattaché in Buenos-Aires, Herr v. Schewen, Hauptmann a. D. Beutler, früher Infanterieregiment Nr. 76, Hamburg, der aus Südwest kam. Ferner Graf Roedern usw.. Wie schon erwähnt, befanden sich auch im Lager zehn deutsche Ärzte, die bei der englischen Regierung beantragt hatten, in Hospitälern Dienst tun zu dürfen, mit dem Hinweis, daß ihre Tätigkeit ja Freund wie Feind zugute komme. Es wurde ihnen jedoch nicht gestattet, und so mußten sie untätig liegen bleiben. Um in den Hospitälern Platz zu schaffen für die englischen Verwundeten, wurden unsere Soldaten halbgeheilt entlassen und ins Lager geschickt. Ich habe Leute, namentlich der Garde, gesehen, die, auf zwei Krücken gestützt, sich kaum vorwärtsbewegen konnten. Ferner sah ich mit eigenen Augen Soldaten, die eitrige und brandige offene Wunden hatten. Auch Wunden, aus denen die Nähfäden noch nicht herausgezogen waren. Bände könnte ich noch erzählen und ungezählte Beispiele anführen für die menschenunwürdige Behandlung. Ja, ja, die Gentlemen! Im Lager waren hauptsächlich Gardeschützen, 4. 9. Jäger, 53. und 13. Infanterieregiment und Kavallerie. Auch Gardeinfanteristen. Zum Schluß will ich noch erwähnen, daß in England 23 Konzentrationslager bestehen, von denen Newbury das beste sein soll. Wie muß es erst in den anderen aussehen!"

Naturgemäß gehen die Engländer in unseren Kolonien und in ihrem Kolonialbesitz auch mit aller Härte gegen die Deutschen und Österreicher vor.

Von einem aus Kanada nach New York gekommenen Besucher erfährt die „New Yorker Staatszeitung", daß nahe Kingston, Ontario, und nahe Winnipeg zwei der größeren Öffentlichkeit bisher unbekannte Detentionslager für Deutsche und Österreicher-Ungaren bestehen. In dem ersteren Lager sind etwa vier- bis fünftausend der Unglücklichen mit Frauen und Kindern hinter elektrisch geladenen Drahtgittern eingesperrt. Da sie keine Besuche empfangen dürfen, und da das Lager drei Meilen von Kingston entfernt in der Wildnis liegt, kann man nichts über die Behandlung der Internierten erfahren. Bezeichnend für die Art, in

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der jetzt drüben jenseits der Grenze alles, was einen Tropfen deutschen Blutes in den Adern hat, gleich wildem Getier zusammengetrieben und eingepfercht wird, ist die Schilderung des kanadischen Gewährsmanns, wie auf der Reise nach New York unterwegs in Hamilton, Ontario, vier Österreicher und in Niagara Falls, Ontario, ein junger Deutscher, Karl Müller mit Frau und zwei Kindern, der zu seinen Verwandten nach Wisconsin wollte, vom Zuge heruntergezerrt und in Gefangenschaft geschleppt wurden. In den kleineren Städten suchen Geheimbeamte die Straßen nach deutsch Ausschauenden ab; wer sich irgendwo durch seinen Akzent verdächtig macht, wird festgenommen und, falls sich nicht gleich seine deutsche Abstammung ergibt, zu weiterem Verhör nach Ottawa gesandt. Seit der Explosion in Montreal sind die dortigen Behörden in ihrer Deutschenhatz noch rigoroser vorgegangen, und alle Regierungsgebäude sowie alle Waffenhallen werden ständig von Posten bewacht, da man Attentate befürchtet.

Wie tapfer die Engländer Krieg gegen Frauen und Kinder führen, hat man in diesem Buch bereits in der kurzen Schilderung der Konzentrationslager der Burenfrauen gelesen.

Nun haben wir Nachrichten über die Ereignisse in Südwestafrika, besonders in Lüderitzbucht, und über die Besetzung dieses Orts durch die englisch-südafrikanischen Streitkräfte. Die Berichte stammen von den Angehörigen neutraler Staaten, die sich dort aufhielten und dann von den Engländern ausgewiesen wurden. In dem einen Bericht wird besonders hervorgehoben, in welcher gemeinen Weise die Engländer bei der Überführung von Deutschen, darunter Frauen und Kindern, von Lüderitzbucht nach Kapstadt vorgingen: „Am 26. September, nachmittags 4 Uhr, wurden wir eingeschifft; mit mir zusammen fuhren genau 100 Personen, 56 Männer, der Rest Frauen und Kinder. Wir wurden mit dem Viehtransportdampfer ‚Clou Macmillan' nach Kapstadt geführt. Es befanden sich an Bord keine Kabinen, sondern wir waren beauftragt, Bettzeug mitzubringen. Die Verhältnisse an Bord dieses schmutzigen Viehdampfers, wo wir in Ställen unter Deck untergebracht wurden, waren unglaublich elend; nur Engländer können es wagen, einer wehrlosen und friedlichen Zivilbevölkerung derartiges zu bieten!"

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Lüderitzbucht wie in Kamerun und Togo brachten die Engländer ohne weiteres alle Nichtkämpfer und alle Frauen und Kinder als Kriegsgefangene außer Landes und in Konzentrationslager, ein Verfahren, das jedem Völkerrecht und jeder bei zivilisierten Völkern hergebrachten Kriegführung Hohn spricht.

Auch die in Deutschland eingetroffenen wenigen Augenzeugen der Einnahme von Duala berichten übereinstimmend, daß die Franzosen und Engländer dabei ihrem Namen als Kulturnation wenig Ehre gemacht haben. Schon die zwangsweise Ausweisung der gesamten Zivilbevölkerung der Stadt, mit Einschluß von Frauen und Kindern etwa 700 Seelen, und ihre gewaltsame Überführung nach den Gefangenenlagern in England auf einem kleinen, durchaus unzureichenden Frachtdampfer stellte eine schwere Verletzung des Völkerrechts dar. Weit empörender ist es, zu hören, daß die „Sieger" planmäßig darauf hingearbeitet haben, das Ansehen der weißen deutschen Bevölkerung bei den Eingeborenen zu zerstören. Die schwarzen Regimenter aus Nigerien wie die französischen Senegalschützen sprachen direkt von einem Feldzug gegen die „twenty-five-colony", mit der gründlich aufgeräumt werden müsse, damit kein deutscher Richter sich in Zukunft anmaßen könne, gegen einen Neger 25 Stockhiebe als Strafe zu verhängen. Die englischen und französischen Offiziere entblödeten sich nicht, die Schwarzen in ihrem anmaßenden Hochmut gegen alles Deutschtum möglichst zu bestärken. Dabei gingen sie so weit, daß sie deutsche Frauen in ihrer Wohnung durch schwarze Soldaten gefangen nehmen ließen, die dann die Frauen unter ständiger Drohung mit Waffengebrauch durch die Stadt zum gemeinsamen Sammelplatz trieben, wo die Einschiffung erfolgte. Wer nur einigermaßen mit afrikanischen Verhältnissen vertraut ist, weiß, daß nach solchem Verfahren das Ansehen der weißen Frau, die Unantastbarkeit ihrer weiblichen Ehre bei den sinnlichen Schwarzen vernichtet ist. Ebensowenig wie gegenüber Frauenwürde haben die Franzosen und Engländer bezüglich der religiösen Einrichtungen irgendwelche Rücksichten walten lassen. Die Missionare und Ordensschwestern wurden ebenso wie die übrige Zivilbevölkerung des Landes verwiesen. Von glaubwürdiger Seite wird berichtet, daß die katholische Kirche ausgeräumt und als Pferdestall benutzt wurde. Daß

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bei solchem empörenden Vorgehen das Privateigentum der ausgewiesenen Deutschen nicht die geringste Schonung fand, liegt auf der Hand. Viele von ihnen wurden stehenden Fußes festgenommen und ohne jedes Gepäck im Tropenanzug in das winterliche Europa übergeführt. Ihr persönliches Eigentum wurde eine willkommene Beute der Schwarzen. Nicht einmal die Faktoreien, die mit ihren Handelsgütern doch einen erheblichen Wert für den Sieger darstellten, waren vor den beutegierigen Schwarzen sicher. Eine ganze Anzahl derselben war von den wilden Horden geplündert, ehe es dem energischen Eingreifen der neuen Gewalthaber gelang, Einhalt zu tun.

Aus allem ist ersichtlich, daß der Haß der Engländer gegen Deutsche und Österreicher jegliche Schonung ausgeschaltet hat. Man fürchtet jetzt eine deutsche Invasion, und bereits heute erheben sich englische Stimmen, die den Franktireurkrieg nach belgischem und französischem Vorbild predigen und verteidigen. Von ihnen sei nur der bekannte Schriftsteller H. J. Wells genannt, der sich nicht scheut, zu erklären: „Wenn wir eines Morgens deutsche Soldaten in England finden, so werden wir kämpfen. Können wir nicht mit Gewehren kämpfen, so werden wir mit Schrotflinten kämpfen. Und wenn wir nicht nach den Kriegsregeln kämpfen können, so werden wir nach eigenem Ermessen kämpfen. Viele Männer und nicht wenige Frauen werden ausziehen, um Deutsche zu schießen. Nach den belgischen Vorgängen werden sie sich nicht zurückhalten lassen. Wenn die Sachverständigen ein pedantisches Einschreiten versuchen werden, so werden wir die Sachverständigen erschießen. Ich weiß, daß ich hierbei für eine so hinreichende Zahl von Leuten spreche, daß es für eine sachverständig belehrte Minderheit nutzlos, hoffnungslos gefährlich und töricht sein wird, ‚zahm' zu bleiben. Sie werden erschossen, ihre Häuser werden verbrannt werden, unsertwegen, nach den von den Deutschen aufgestellten Grundsätzen und Regeln; daher können sie ebensogut an erster Stelle ausziehen und sich im voraus für ihre unvermeidlichen Kümmernisse mit einigem Schießen trösten. Und wenn die Deutschen auf ihrem Streifzug, durch die See von ihrem Rückhalt abgeschnitten, voraussichtlich schlecht ausgestattet, gegen eine Übermacht kämpfend, von Furcht eingegebene Maßregeln nach belgischem Muster ins Werk setzen sollten, so werden

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wir jeden deutschen Nachzügler, an den wir mit der Flinte herankommen, massakrieren. Natürlich. Solch Vorgehen mag blutig sein, ist aber durch die Lage geboten. Wir werden die Offiziere hängen und die Mannschaften erschießen. Ein deutscher Einbruch in England wird nicht bekämpft, sondern gelyncht werden."

Diese Auslassung druckten am 31. Oktober die „Times".

In derselben Zeitung aber findet man die folgende ebenso klare wie sachgemäße Entgegnung:

„Als ein Flüchtling aus Belgien und einer, der während des Feldzugs 1870/71 in Frankreich war, bin ich nicht wenig überrascht darüber, wie wenig meine Landsleute aus der Erfahrung lernen und wie wenig sie sich klarmachen, was es heißt, einen Feind im Besitz von Teilen ihres Vaterlandes zu wissen. Wenn die Sache nicht so ernsthaft wäre, würde ich darüber lachen, Ihre Korrespondenten die britische Regierung um eine authentische Auskunft darüber fragen zu sehen, was ein britischer Zivilist im Falle einer Invasion tun solle. Als ob die britische Regierung darin ein Wort mitzusprechen hätte! Die deutsche Regierung ist die einzige, deren Wort in einem solchen Falle ins Gewicht fallen würde, und sie hat niemals ein Geheimnis daraus gemacht, welches ihre Meinung in dem Falle ist, nämlich, daß, wenn ein Nichtkombattant auf einen deutschen Soldaten feuert oder ihn sonst beschädigt oder beleidigt, es für die Deutschen gesetzmäßig ist, so viel Zivilisten, als sie für angemessen halten, zu erschießen, und diejenige Stadt, in der geschossen wird, ganz oder teilweise zu zerstören. Und sie weist auf Löwen, Mecheln und andere Städte hin zum Beweise, daß sie gewillt ist, ihrer Meinung Ausdruck zu verleihen.

Anstatt diese verrückten Fragen zu stellen, würde es meiner Meinung nach besser sein, wenn die britischen Behörden mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln das britische Volk darüber aufklären wollten, daß, welche Provokation oder welche Beleidigung auch immer vorliegen möge, derjenige Zivilist, der dem Feinde Widerstand leistet, ein Feind seiner Mitbürger ist.

Ihr ergebenster
Frank Lethbridge,
britischer Konsul zu Gent (auf Urlaub)."

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn man nur die hier gegebene Auslese britischer Völkerrechtsverstöße aufmerksam betrachtet, muß man sich wundern, woher England die Stirn hat, sich stets als den Hüter der Moral und Menschlichkeit aufzuspielen. Es zeigt sich in keiner Weise besser als seine festländischen Bundesgenossen, die sich, wie Frankreich und Belgien, fortdauernd als Kulturträger und Kulturpioniere gebärden, während sie in diesem Krieg sich als das Gegenteil gezeigt haben.

Uns kommt, wenn wir von Englands Vergehen und Verbrechen in diesem Krieg lesen, das Wort des deutschen Soldaten, der schwerverwundet aus dem Gefangenenlager von Richmond heimschrieb, in den Sinn:

„Wenn es einen Gott gibt, wird er es den Engländern mit Zinsen heimzahlen."

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die belgischen Greuel:

Am 8. August 1914 wurde über Belgien der Belagerungszustand verhängt. Alle Deutschen wurden in der Nacht des 8. August aufgefordert, das Land baldigst zu verlassen. Was sich in den darauf folgenden Tagen in den belgischen Städten ereignete, übertrifft alles, was sich die glühendste Phantasie ausmalen kann. Seit der Kriegserklärung am 4. August, Dienstag vormittag, demolierte der Pöbel alle Geschäfte, die Deutschen gehörten oder deutsche Produkte anboten. Jedes Schild mit deutscher Anspielung wurde entfernt und jeder, der ein deutsches Aussehen hatte, tätlich auf der Straße angegriffen oder der Spionage verdächtigt. Die unwahrscheinlichsten Dinge wurden kolportiert und von der Presse verbreitet, unter anderm, daß von deutschen Soldaten der Versuch gemacht worden sei, den Kommandanten der Festung Lüttich, den General Léman, der sich wacker geschlagen, zu ermorden. Auch verbreiteten einzelne Blätter die Nachricht, unsere Soldaten seien mangelhaft verpflegt und ergingen sich in heftigen Angriffen auf den deutschen Kaiser. Kurz, der Deutschenhaß wurde in fanatischster Weise gepredigt. Der Brüsseler Vertreter von Wolffs Telegraphischem Bureau, der in der Sonnabendnacht mit etwa 1000 Deutschen Brüssel verließ, konnte feststellen, daß der Fall von Lüttich um diese Zeit in Belgien noch nicht bekanntgegeben war. Durch Umfrage bei aus Antwerpen und Brüssel geflüchteten Deutschen stellte er fest, daß die belgische Bevölkerung noch bestialischer hauste, als anfänglich angenommen worden war. Der Mob schonte nicht einmal Frauen, und alle Deutschen in Brüssel mußten sich tagelang versteckt halten. Unter den wegen Spionage Verhafteten befand sich auch ein Prinz von Croy mit seinen beiden deutschen Chauffeuren; er wurde verdächtigt, vor einiger Zeit ein Diner gegeben zu haben, an dem etwa 20 deutsche Offiziere teilgenommen hätten. Die deutschen Großkaufleute in Antwerpen, denen vornehmlich der Hafen seinen Aufschwung verdankte, wären scheußlich behandelt worden; auch sie wurden der Spionage verdächtigt. Der bekannte Hotelbesitzer Weber in Antwerpen wurde vom Mob ermordet. — Das waren aber nur allgemeine Feststellungen und solche aus den ersten Tagen.

Der deutsche Reichskanzler ordnete, um ein auf einwandfreier Grund-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lage beruhendes Urteil über die Gewalttätigkeiten zu gewinnen, die beim Ausbruch des Kriegs in Belgien gegen von dort vertriebene Deutsche von belgischen Behörden und von der belgischen Bevölkerung verübt wurden, eine besondere Untersuchung an und ernannte zu deren Durchführung einen Reichskommissar. Dieser unterzog die nach Tausenden zählenden Anzeigen von Gewalttätigkeiten gegen Leib, Leben und Gut der ausgewiesenen Deutschen einer sorgfältigen Prüfung. Er ließ, soweit nicht urkundliche Beweise vorgelegt werden konnten, die von den Flüchtlingen behaupteten Tatsachen durch eidliche Vernehmung zu richterlichem Protokoll feststellen. Der Reichskommissar hat zur Aufklärung der von den Feinden Deutschlands systematisch irregeführten öffentlichen Meinung des Auslandes eine Anzahl besonders bezeichnender Aussagen der Öffentlichkeit übergeben.

Sie sprechen für sich und benötigen keinen Kommentar.

Drogist Otto St., zuletzt in Antwerpen: Ich bin nicht mißhandelt worden. Dagegen sah ich am 5. August auf dem Wege zum Bahnhof auf der Kaisersley etwa 20—30 Leichen deutscher Männer, welche kurz vorher erschossen waren; einige Schüsse hatte ich noch gehört. Dann sah ich, wie vor dem Hauptbahnhof 3 Deutsche vom Pöbel erschossen wurden. Einer Frau wurde ein Kind aus den Armen gerissen und eins, das sie an der Hand führte, fortgeschleppt. Was aus der Frau und den Kindern geworden ist, weiß ich nicht. Einigen deutschen Frauen, hatte man die Kleider vom Leibe gerissen, und ich sah, wie man sie an den Haaren über die Straße schleifte. Die Gewalttätigkeiten wurden vom Pöbel begangen. Polizeibeamte oder Mitglieder der Bürgergarde haben sich daran nicht beteiligt. Ich habe aber nicht gesehen, daß Polizeibeamte den Pöbel zurückgehalten haben.

Ehefrau Franz R. aus Antwerpen: An mir und meinen Angehörigen sind Gewalttätigkeiten nicht verübt worden, abgesehen davon, daß mein Mann und ich, als ich diesen zur Bahn begleitete, ungefähr zwei Stunden im Wartesaale mit vielen anderen Deutschen zusammen festgehalten wurden. Hierbei ist jedoch nicht roh verfahren worden. Ein Deutscher, der dem Pöbel, der bei einem deutschen Hause Gewalttätigkeiten verübte, seine Mißbilligung zum Ausdruck brachte, wurde sofort angefallen, geschlagen, die Kleider wurden ihm vom Leibe gerissen, er wurde zur

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erde geworfen und dann weiter durch Schlagen und Treten mißhandelt. Ich sah, daß ihm schließlich die Eingeweide aus dem Leibe traten. — Auch sah ich, wie ein Arbeiter mit einem Dolchmesser in verschiedene Häuser hineinlief mit dem Ruf: „Die Deutschen müssen verrecken." — Als ich mich zur Bahn begab, sah ich, wie deutsche Seeleute, welche Tags vorher angekommen waren und sich zum Bahnhof begaben, von dem Pöbel angefallen und geschlagen wurden, so daß sie zum Teil ihr Gepäck zurücklassen mußten. Sie hatten nachher blau aufgelaufene Gesichter. Das Umherziehen des Pöbels durch die Straßen und die Gewalttätigkeiten begannen am Dienstag, den 4. August, abends.

Eugen Sch., Direktor der Antwerpener Werke, 30 Jahre alt: Die Hauptschuld an der Erbitterung gegen die Deutschen und an deren Belästigung in Antwerpen trägt nach meiner Überzeugung der Bürgermeister de Vos, der, als noch alles ruhig war, am 3. August eine öffentliche Bekanntmachung erließ: Die Deutschen hätten ihr Wort gebrochen, seien in Limburg einmarschiert und befänden sich im Vormarsch in ganz Belgien. — Gleichzeitig ließ er Sturm blasen, um die Bürgerwache zu alarmieren. Die Bekanntmachung enthielt zwar keine direkte Aufforderung zu Gewalttätigkeiten gegen die Deutschen, aber einige Redewendungen wie: „die Vaterstadt ist in Gefahr" usw. verursachten doch große Erregung gegen die Deutschen. Als ich am 3. August vormittags mich in mein Bureau begab, sah ich, wie 6 bis 8 Flamländer einen deutschen Matrosen mit Gummiknütteln und Eisenstäben halbtot schlugen und am Platz liegen ließen. Dies spielte sich in der Rue Canale St. Pièrre ab. An der Ecke derselben Straße sah ich später, wie ein deutscher Hafenarbeiter von einem Belgier in einer Wirtschaft zusammengestochen wurde. Direkt an dieser Ecke befindet sich eine Polizeiwache; die Polizisten ließen sich aber nicht sehen. Der deutsche Konsul, zu dem ich mich begab, riet mir, schleunigst zu fliehen und mich vor allem nicht vor dem Konsulatsgebäude aufzuhalten, da die Haltung des Pöbels immer gefährlicher werde. Tatsächlich wurde auch einige Stunden später ein Angriff auf das Konsulatsgebäude gemacht und Fahnen und Wappen heruntergerissen. Ich erreichte bald darauf mit einem Militärzug die holländische Grenze. Bei der Abfahrt sah ich noch am Bahnhof, wie der Pöbel auf die Nachricht hin „die

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutschen marschierten gegen Lüttich" einige Deutsche insultierten und prügelten.

Katharina St., 19 Jahre alt, Büfettmädchen, beheimatet in Anzing: Am 2. August v. J. reiste mein Dienstherr nach Deutschland ab, um sich beim Militär zu stellen, worauf wir die Restauration schlossen. Als ich am gleichen Tage abends an den Hafen hinaus kam, war in den Wirtschaften „Hamburger Büfett", „Admiralshof", „Kaiserhof", „Deutscher Kaiser", „Berliner Rangen", „Stadt Dortmund", „Bremer Küche" und „Imperial" bereits alles kurz und klein geschlagen. Vom Hafen ging ich gegen den Bahnhof und sah, wie die in der Nähe des Bahnhofs gelegenen deutschen Hotels „Braun", „Weber" und „Germania" vom Pöbel gerade gestürmt und ausgeplündert wurden. In der folgenden Nacht sah ich von meinem Zimmer aus, wie in gleicher Weise das unserer Restauration gegenüberliegende deutsche Hotel „Artistenheim" ausgeplündert wurde. Am nächsten Vormittag drangen die Belgier in unsere Restauration ein, eigneten sich sämtliche Vorräte an und nötigten mich unter Drohungen, das Restaurant sofort zu verlassen und an den Bahnhof zu gehen, ohne mir auch nur soviel Zeit zu lassen, um meine Koffer mit meinen Kleidungsstücken und meiner Wäsche und ungefähr 60 bis 70 Frank erspartem Gelde mitzunehmen. Auf dem Weg zum Bahnhof bemerkte ich, daß ein Mädchen im Alter von 10 bis 12 Jahren von einem oberen Stockwerk eines Hauses an der Hauptstraße, die vom Bahnhof in die Stadt hereinführt, auf die Straße heruntergeworfen wurde. Das Kind fiel in nächster Nähe von mir auf das Trottoir auf. Weiteres konnte ich nicht sehen, weil ich selbst in großer Angst und Aufregung zum Bahnhof lief. Die Polizei und das Militär schritt gegen die Ausschreitungen des Pöbels nicht ein.

Kaufmann Albert B., früher in Antwerpen: Ich wurde von der Hauptwache nach dem Zentralbahnhof gebracht. Auf meinem Transport sah ich in der Kopperstraat, wie deutsche Mädchen, denen die Kleider größtenteils heruntergerissen waren, von belgischen Frauenzimmern mißhandelt wurden. Sie wurden geschlagen und an den Haaren gezerrt. Auf dem Bahnhof selber traf ich eine Dame aus Frankfurt, die ich einmal mit ihrem Mann kennen gelernt hatte. Ihr Mann war bereits abgereist.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie selbst hatte zwei Kinder bei sich im Alter von vier und zwei Jahren. Ich habe ihr das ältere Kind abgenommen. Sie folgte mir nach und erzählte mir, man hätte ihr das zweite Kind aufgespießt und dabei gerufen: „Seht, wie der Vogel singt." Aus eigener Wahrnehmung weiß ich das nicht. Mir erschienen die Angaben aber glaubhaft; denn das Kind fehlte auch.

Maria B., zu Egglfing, beheimatet zu Billigheim: Seit etwa einem Jahre war ich Gouvernante in Paris. Ich reiste am Sonntag, den 2. August, nach Brüssel ab. Einige Minuten nach Mitternacht kam unser Zug an der belgischen Grenzstation, deren Namen mir unbekannt ist, an. Dort wurde befohlen, daß alle Deutschen den Zug zu verlassen hätten. Ich verließ ebenso wie die anderen deutschen Mitreisenden den Wagen. Nur einer der deutschen Passagiere weigerte sich, auszusteigen. Es war dies ein Herr im Alter von etwa 30 Jahren. Dieser bemerkte, er habe ein Billett bis nach Brüssel und sei daher berechtigt, den Zug, der ja direkt bis nach Brüssel fahre, bis dahin zu benutzen. Auf diese Worte riß ihn einer der Bahnbeamten aus der Abteiltür, unter der er stand, herunter zu Boden, und zwar so, daß er auf die Knie fiel. Einige andere Personen, offenbar gleichfalls Bahnbedienstete, schlugen mit Eisenstäben, wie sie zum Untersuchen der Eisenbahnwagen verwendet werden, auf den am Boden liegenden Mann ein, so daß in kurzem sein Gesicht blutüberströmt war. Die Leute, die ihn mißhandelt hatten, rissen ihn dann wieder in die Höhe, führten ihn über die Bahngeleise und übergaben ihn zwei militärisch gekleideten, mit Gewehren mit aufgepflanztem Bajonett bewaffneten Schutzwachen, die einer der Leute inzwischen herbeigeholt hatte. Wir selbst wurden von Bahnbediensteten über das Bahngeleise aus dem Bahnhof geführt. Dort stand zu beiden Seiten des Ausganges eine große Menschenmenge: Männer, Weiber und Kinder. Die Leute empfingen uns mit Pfuirufen und Schmähreden; dabei fiel uns die ganze Gesellschaft an und schlug mit Stöcken und Zaunpfählen auf uns ein. Ich selbst erhielt Schläge mit einer Zaunlatte auf Rücken und die Arme, die mich heftig schmerzten. Frauen rissen mir den Hut herunter und zerrten mich an den Haaren. Die Wirkung der Schläge war derart, daß ich einige Tage hindurch den linken Arm nicht heben konnte und daß ich jetzt noch am Arm

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Flecken habe. Eine lederne Handtasche, die ich in den Händen hielt, wurde mir weggerissen und entwendet.

Max R., 40 Jahre alt, Schlachter in . . .: Anfang August 1914, abends um 10 Uhr, warnten uns einige bekannte Belgier, indem sie uns benachrichtigten, daß einige Tausend Menschen am Kai heraufgezogen kämen und alles, was den Deutschen gehöre, entzwei schlügen. Wir verschlossen darauf alle Türen und zogen uns in das Dachgeschoß zurück. Von hier aus sahen wir aus den Dachfenstern. Durch die Straße wälzte sich eine große Menschenmenge. Diese bestand größtenteils aus Hafen- und Fabrikarbeitern. Auch Soldaten von der St. Anneckeschen Artillerie und Frauen befanden sich darunter. Die Menge kann wohl mehrere Tausend Personen umfaßt haben, denn die ganze Straße wimmelte von Menschen. Diese brüllten wie Tiere und riefen: „Nieder mit dem Muff, hoch lebe Frankreich!" Die Menge zertrümmerte sämtliche Fenster der deutschen Häuser und plünderte diese dann aus. Sie warf alles, was sie vorfand, durch die Fenster auf die Straße. Was zu groß oder zu schwer war, wurde zerschlagen und stückweise hinausgeworfen. So flogen Teile von Pianos, Büfetts, Tischen, Stühlen und sonstigen Einrichtungsgegenständen auf die Straße. Uns gegenüber befand sich der „Deutsche Hof" und das Haus des Becker. Diese beiden Fälle konnte ich besonders genau beobachten. Bei Becker war dessen Ehefrau allein zu Hause. Ihr Mann war als Reservist bereits nach Deutschland abgereist. Die Menge drang in das mehrstöckige Haus ein. Ich sah dann, daß die Frau Becker, die bekleidet war, an den Haaren aus dem obersten Stockwerk die Treppen hinuntergezogen und dann noch in derselben Weise durch den mit Glasstücken versehenen Schaufensterrahmen auf die Straße gezogen wurde. Dieses konnte ich genau sehen, da das Treppenhaus mit Fenstern versehen und hell beleuchtet war. Auf der Straßenecke Löwen- und Bergstraße ließen sie die Frau liegen.

Seemann August W., zuletzt in Antwerpen: Wir gingen am 5. August zum Bahnhof, um nach Deutschland zu fahren. Vor dem Bahnhof war viel Volk, und ich sah, wie verschiedene Deutsche, die mir zum Teil auch von Ansehen bekannt waren, von belgischem Pöbel mißhandelt wurden. Er schlug auf die Deutschen blind ein. Polizeisoldaten standen dabei, sahen

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

untätig zu und lachten. Einem der Deutschen wurden bei dieser Schlägerei zwei Finger abgeschnitten. Dieser Mann erreichte unverbunden den Zug. Ein anderer Deutscher wurde durch Faustschläge im Gesicht schwer mißhandelt und bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Johanna L., 20 Jahre alt, Dienstmagd in Norden: An dem Nachmittag, als ich auf der Straße hörte, daß die Deutschen Antwerpen verlassen müßten, sah ich auf der Straße einen Auflauf. Als ich näher herankam, sah ich zwischen den Leuten eine Frau mit einem kleinen Kinde auf dem Arm stehen. Das Kind mag kaum zwei Tage alt gewesen sein. Die Frau war nur noch mit Strümpfen und Schuhen, und einem Ärmel und einem Stück der Bluse bekleidet, im übrigen war sie nackend. Der Pöbel hatte ihr die Kleider vom Leibe gerissen. Ich fragte auf Flämisch einen dabei Stehenden, was das zu bedeuten habe. Mir wurde geantwortet: „Das ist eine Dütschke Muff, die hat es nicht besser verdient." Die Frau weinte, weil die Leute sie begafften. Ihr hingen die Haare über das Gesicht, das auch mit Blut bedeckt war. Als ein flämisches Dienstmädchen, welches mich kannte, darauf aufmerksam machte, daß ich auch eine „Dütschke Muff" sei, bin ich schnell nach Hause gelaufen. Abends auf dem Bahnhof habe ich noch folgenden Vorfall beobachtet: Ein junger Mann, der die Anordnungen der belgischen Soldaten nicht verstand, wurde von einem Soldaten mit dem Bajonett durch den Fuß gestoßen.

Kr..., geboren am 29. April 1866, Eisendreher: Brüssel war zur Zeit der Kriegserklärung mein Aufenthaltsort. Am 3. August wurde vom Publikum ausgeschrien, daß 10000 Deutsche gefangen genommen worden seien; diese Nachricht war nämlich durch die Blätter gebracht worden. Daraufhin wehrte dann ein Mann dem Volke mit der Äußerung, sie sollten eine derartige Nachricht nicht glauben, und nun hieß es: das ist ein deutscher Spion, schlagt ihn tot. Das Volk stürzte sich dann sofort auf den sehr gut Französisch sprechenden Mann und zertrat ihn förmlich zu Brei. Schutzleute waren während dieser Szene nicht anwesend.

Zeuge Willy H . . .: Ich habe nur gesehen, daß ein Kind aus einem Hause in der Bechhouwerstraße aus dem zweiten Stock geworfen wurde. Ich sah nur, wie das Kind fiel; an dem Fenster, aus dem es

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fiel, standen zwei Männer. Das Kind lag wie tot am Boden; weitere Beobachtungen habe ich hierüber nicht machen können. Das betreffende Haus lag ungefähr in der Mitte der Straße auf der linken Seite vom Veemarkt aus.

Frau K..., Hausmädchen: Anfänglich wurde ich von dem Ehepaar M... angemessen behandelt. Als aber die Kriegserklärung Belgiens an Deutschland erfolgt war, änderte sich das. Herr wie Frau M... mißhandelten mich von da ab durch Stockschläge, von denen ich an der rechten Stirnseite eine große Beule davontrug. Auch schimpften sie mich oft alte deutsche Ratte und dergleichen. Von ihren Stockschlägen erhielt ich übrigens auch mehrfache kleinere Verletzungen an beiden Händen. Schließlich sperrten die beiden Eheleute mich in den leeren Trockenboden des von ihnen bewohnten Hauses ein und ließen mich dort ohne jede Nahrung. Nicht einmal Wasser und Brot erhielt ich, bis ich nach fünf Tagen durch die deutschen Soldaten befreit worden bin. Ich war bei meiner Befreiung so erschöpft, daß ich nicht mehr stehen konnte. Bei meiner Abreise von Lüttich auf dem Wege zum Bahnhofe sah ich auf der Straße zwei kleine Kinder im Alter von höchstens 4 bis 5 Jahren liegen, die tot waren und deren beide Augen ausgestochen waren. Weiter sah ich auf dem Bahnhof zwei Frauen, die nur mit dem Hemde bekleidet waren. Ich fuhr ein Stück mit ihnen. Es waren Deutsche, die nach ihrer Mitteilung von Belgiern überfallen und ihrer Kleider beraubt worden waren.

R..., geboren am 12. August 1874, Bergmann, sagt aus: Im April d. J. bin ich nach Belgien gezogen. Meine Angehörigen und ich wurden vom Abend des 10. August bis zum Nachmittag des 12. August in Randebo in einer Schule festgehalten. Während dieser Zeit erhielten wir nichts zu essen, uns wurde nur Wasser verabreicht. Wir waren mit Gewalt dorthin geschleppt worden. Meinen beiden ältesten Söhnen und mir waren die Hände und Füße festgebunden, und zwar während eines Zeitraumes von fast zwei Tagen. Als mein ältester Sohn und ich in der Schule gefesselt auf dem Erdboden lagen, trat der Bürgermeister von Randebo mehrere Male auf meinen ältesten Sohn und mich zu. Er zog uns, die wir uns nicht wehren konnten, in die Höhe und warf uns mehrere Male mit Gewalt wieder auf den

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erdboden. Einmal riß der Bürgermeister mir mein Hemd und meine Weste auseinander und zog aus der Tasche einen geladenen Revolver. Diesen hielt er mir entgegen, er setzte ihn mir vor die Brust und rief: „Wenn du dich nicht ruhig verhältst, dann schieß ich dich tot.“ Als er die drohenden Worte ausgesprochen hatte, steckte er den Revolver wieder ein und warf mich zu Boden. Als wir eben in der Schule untergebracht waren, wurden meine Angehörigen und ich genau untersucht. Uns wurden sämtliche Sachen, die wir bei uns trugen, abgenommen, auch das bare Geld. Meiner Frau wurden 251 Frank, meinem ältesten Sohn 25 Frank abgenommen.

Sch..., am 28. Oktober 1869 in M.-Gladbach geboren, Kaufmann, sagt aus: Durch Gendarmerie von Canton Laeken wurde ich abends verhaftet mit dem Bemerken, daß ich erschossen würde, wenn ich nicht sofort ginge. Ich habe gesehen, daß der Pöbel die Häuser der Deutschen zertrümmerte und ausraubte, während die Garde Civique untätig zusah und sich selbst an dem Zerstörungswerk beteiligte. Auch sah ich in der Nähe des Nordbahnhofs, daß ein jungen Deutscher von der Garde Civique, die zu seiner Sicherheit dienen sollte, sowie vom Pöbel mißhandelt wurde. Die Garde Civique stieß mit Bajonetten nach dem jungen Manne, der auch später schwerverletzt vom Roten Kreuz weggefahren wurde.

Fräulein M..., Gouvernante, geboren den 4. Mai 1888 in Iphofen: Während wir mit einer Anzahl Deutscher in einem Zimmer des Brüsseler Bahnhofes festgehalten wurden, wurde ein Mann, nach meiner Schätzung 40 bis 45 Jahre alt, herbeigeführt; gleichzeitig entstand ein Geschrei, es wurden Gendarmen geholt und der betreffende Mann gefesselt abgeführt. Während er hinausgeführt wurde, sah ich, daß ihm das Blut vom Kopf über den Hals herunterlief, wie ich vermute, infolge eines Schlages, den er von einem Gendarmen mit einem „Totschläger“, den ich in der Hand des Gendarmen (es war dies ein Mann in Zivil, es kann auch ein Garde Civique oder ein anderer Funktionär gewesen sein) genau und bestimmt gesehen habe, erhalten hat. Wir sahen dann durch ein Fenster des Zimmers, in welchem wir festgehalten wurden, wie der gefesselte Mann an eine Mauer gestellt wurde und wie er gleich darauf von Kugeln getroffen zusammenstürzte,

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wobei die auf dem Bahnhof befindliche Menge in lauten Jubel ausbrach. Auf unsere Frage nach dem Grund der Füsilierung sagte uns ein Bahnbeamter, daß der betreffende Deutsche einen Revolver bei sich getragen habe; es seien im Laufe des Vormittags bereits fünf oder sechs andere Deutsche im Bahnhof füsiliert worden.

Zeugin Margarete D...: Am 5. August wurde ich auf der Straßenbahn von der Plattform von drei bis vier mir unbekannten Männern heruntergestoßen, kam zu Fall, trug aber keine Verletzungen davon. An demselben Tage sah ich, wie mittags am Hauptbahnhof von Antwerpen ein Seemann, nach meinem Dafürhalten ein Deutscher, von Hafenarbeitern mißhandelt wurde. Sie faßten ihn von hinten an, hoben ihn in die Höhe und ließen ihn zur Erde fallen. Sodann sprangen sie auf ihn und trampelten auf ihm herum. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht, da ich sogleich weitergegangen bin. Nach der Art der Verletzungen glaube ich annehmen zu können, daß er getötet worden ist. Am 4. August sah ich ferner, wie ein deutscher Arbeiter aus dem Hause Klosterstraße 26 oder 28 von der zweiten Etage auf die Straße herunterstürzte und sich dabei zwei Rippen brach und schwer am Kopf blutete. Am 5. August traf ich auf dem Wege zum Bahnhofe eine deutsche Frau in Arbeiterkleidung, die zwei oder drei Kinder im Alter von zwei bis sieben Jahren an der Hand führte. Die Frau hatte mich angesprochen, weil sie wohl sehen konnte, daß ich ebenfalls auf der Flucht begriffen sei. Auf dem Place de Meir stand eine große Menschenmenge, wir versuchten durchzukommen, da wurde plötzlich die Frau in den Rücken geschossen. Sie schrie auf, ließ die Kinder los, hob die Arme hoch und fiel rücklings zur Erde.

Friedrich Sch... gibt folgendes zu Protokoll: Ich war in Belgien seit 1904 und in Antwerpen seit 1910. Im deutschen Café „Hansa", 56 Canal de Brasseurs, hat der Pöbel die Türen und Fenster eingeschlagen, sämtliches Mobiliar auf die Straße geworfen und zertrümmert. In demselben Hause im zweiten Stock wohnte ein deutscher Kapitän, der zwei Schüsse in die Luft abgab, um durch die Polizei Hilfe zu bekommen. Hieraus ist der Pöbel in das Haus eingedrungen, hat einen fünf Jahr alten Knaben vom zweiten Stock auf die Straße geworfen, drei Frauenzimmer aus demselben Hause

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur mit dem Hemd bekleidet an den Haaren auf die Straße gezerrt und geschlagen. Die Polizei sah dem Treiben des Pöbels, ohne abzuwehren, zu, ja ich habe gesehen, daß Polizisten sich von den auf die Straße geworfenen Zigarren angeeignet haben. Ich flüchtete zum Bahnhof, den ich dadurch unbelästigt erreichte, daß ich an meinem Rock im Knopfloch die belgische Flagge trug, sah aber unterwegs, wie ein Mann, der als Deutscher erkannt wurde, vom Pöbel niedergestochen wurde.

L..., geboren 3. September 1861: Ich wohnte in Brüssel-Forest, Rue de Vignoble Nr. 34, wo ich am Freitag, den 7. August dieses Jahres (1914), abends meine Wohnung verlassen mußte, und zwar auf Aufforderung der Brüsseler Polizei. Ich ging zur Straßenbahn, stieg auf und wollte nach meiner Wohnung fahren. Nach kurzer Zeit wurde ich von zwei Kriminalbeamten vom Wagen geholt und dem nächsten Stehposten übergeben, der mich zur Polizeiwache brachte. Der Stehposten rief in das Publikum, das mich verfolgte, hin: „Ein Deutscher, ein Spion." Der Polizeibeamte schlug mich ins Gesicht, als ich seine Achselnummer feststellen wollte. Auf der Wache wurde ich bald wieder entlassen, da nichts gegen mich vorlag. Als ich die Wache verlassen hatte, wurde ich von Hunderten von Menschen verfolgt, geworfen, geschlagen und getreten. Ich lief dann in eine Seitengasse und in eine Tür, wo ich Widerstand gegen die Anstürmenden leisten wollte. Schließlich wurde ich auch von drinnen angegriffen und erhielt einen Schlag mit einem Gegenstand auf den Kopf, daß ich zu Boden stürzte und das Bewußtsein verlor. Als ich dann später erwachte, war ich meines Geldes und meiner Uhr beraubt. Rock und Weste waren mir aufgerissen. Ich ging dann nach Hause. Meine Frau und ich fuhren mit der Straßenbahn nach dem deutschen Konsulat. Vom Straßenbahnwagen wurde ich von drei Polizeibeamten heruntergeholt und zur Polizeiwache geführt. Hier wurden unsere Sachen durchsucht, und am selben Abend, als wir Deutschen in einem Zirkus untergebracht waren — wir waren etwa 3400 Personen —, stellte ich fest, daß mir die Goldsachen entwendet waren. Dies kann nur auf der Polizeiwache und zwar von den Polizeibeamten geschehen sein. Vor dem deutschen Konsulat ist meine Frau von der wütenden

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Menge, die uns verfolgte, die Uhrkette abgerissen. Mein rechtes Ohr hat durch die erhaltenen Schläge gelitten, und kann ich heute noch nicht darauf hören. — In Brüssel habe ich wahrgenommen, daß eine Frau, Deutsche, die beim Einpacken ihrer Sachen war, von vier Männern aus dem Hause auf die Straße geworfen und mit Füßen getreten ist.

Kaufmann B..., 51 Jahre alt, sagt aus: Ich habe im Wartesaal des Bahnhofs Antwerpen ein deutsches Arbeiterpaar gesehen, das augenscheinlich schwer mißhandelt war. Der Frau war ein Auge ausgerissen, auch waren ihr die Kleider zum Teil vom Leibe gerissen.

Zeuge Eberhard G... v. R... sagt aus: Es kamen am 5. August abends fünf oder sechs Gendarmen in unser Hotel Mariakerke bei Ostende, Royal-Hotel des Bains. Durch den Wirt wurden alle deutschen Herren in die Halle des Hotels gerufen. Die Gendarmen erklärten, das Volk verlange, daß die Deutschen das Hotel verließen, widrigenfalls das Volk es anstecken oder in die Luft sprengen wolle. Die Deutschen müßten deshalb sofort das Hotel verlassen. Er setzte hinzu, er wolle uns mit einem Automobil in die Dünen bringen, dort müßten wir uns aufhalten, bis der Pöbel von dem Hotel fortgegangen sei, wir könnten uns später wieder hineinschleichen, müßten aber bis zum anderen Morgen um 5 Uhr fort sein. Fünf Deutsche bestiegen darauf mit zwei von den Gendarmen ein vor dem Hotel haltendes offenes Automobil, das dicht von der Menge belagert war. Das Auto konnte wegen der andringenden Menge nicht schnell abfahren. Die Menge johlte laut, und die in der Nähe des Autos Stehenden schlugen und spien auf uns im Auto sitzende Deutsche. Ich habe mehrere Schläge erhalten, darunter einen mit einem Stock über den Hut, und bin auch bespieen worden.

Krankenwärter J... erklärt, vorschriftsmäßig beeidigt: Wir wurden in Mons zunächst im Gefängnis untergebracht. Abends 5 Uhr erklärte uns der Direktor, daß wir auf freien Fuß gesetzt seien und uns nach unserem Wunsch wegbegeben könnten, da gegen uns nichts vorliege und unsere Papiere in Ordnung seien. Ich ging nach dem Bahnhof, in meiner Begleitung der Kapellmeister einer deutschen Kapelle in Ostende (gebürtig aus Bremen). Der Kapellmeister war in Mons

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Konzerten, die er hin und wieder dort veranstaltete, bekannt und wurde von einer Anzahl (15—20) halbwüchsiger Burschen überfallen, auf den Boden geworfen, mit den Füßen in das Gesicht, auf den Rücken, kurz überallhin getreten, bis sich mehrere Offiziere seiner erbarmten. Seine Geige, die er im Kasten trug und die einen Wert von 1200 Mark nach seiner Angabe hatte, wurde von dem Pöbel vollständig zertrümmert. Am Bahnhof hatte sich eine größere Anzahl Deutsche zusammengefunden, die zum Teil ebenfalls mißhandelt worden waren und am Gesicht, an den Ohren usw. bluteten.

W..., geboren am 2. März 1890, Former und Bergarbeiter, sagt aus: In den ersten Tagen des August schien mir der Aufenthalt für Deutsche in Belgien schon sehr unsicher zu sein. Ich begab mich zum deutschen Konsulat. Hier sah ich, daß die deutsche Fahne verschwunden war, ebenso das deutsche Wappen. In der Einfahrt des Konsulats hielt ein Auto. Ein Konsulatsbeamter teilte uns mit, daß das Konsulat schon morgens um 8 Uhr von der wallonischen Bevölkerung gestürmt worden sei: Ausweise könnten uns nicht mehr erteilt werden. Binnen zwei Stunden müßten die Deutschen Lüttich verlassen. Vom Konsulat begab ich mich nach Hause und teilte mit, daß wir Belgien sofort verlassen müßten. Meine Sachen konnte ich nicht mehr mitnehmen. Gleich darauf kamen zwei Leute von der Bürgerwehr mit aufgepflanztem Seitengewehr. Sie frugen, ob wir Deutsche wären. Ich sagte: „Ja." Darauf sagten die beiden: „Allez, allez!" Wir mußten unsere Wohnung ganz plötzlich verlassen; da es den Wehrleuten nicht schnell genug ging, schlugen sie mich mit dem aufgepflanzten Seitengewehr auf den linken Oberarm. — Auf dem Transport von Lüttich nach Brüssel habe ich gesehen, daß ein Deutscher in einem Viehwagen erstochen lag. Er soll die Tür eines Viehwagens aufgemacht und herausgesehen haben. Wer ihn gestochen hat und wie sich die Sache zugetragen hat, kann ich nicht sagen.

Ehefrau G..., geboren am 6. Dezember 1874, sagt aus: Ich und meine Kinder wurden wiederholt mißhandelt. Vom 4. bis 8. August waren wir im Gefängnis von Charleroi untergebracht. Dort gab man uns nichts zu essen und zu trinken, auch nicht gegen Geld. Als ich um Wasser für die Kinder bat, drohten die uns bewachenden

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Soldaten von der Garde Civique, den Kindern den Kopf an der Mauer zu zerschmettern. In Charleroi wurden wir, wie wir ohne Begleitung durch Behörden an die Bahn gingen, am Vormittag des 8. August von der Bevölkerung mit Steinen beworfen und beschimpft. Am 9. August langten wir in Brüssel an. Als wir zum Nordbahnhof gingen, und zwar eine größere Anzahl von Deutschen, verfolgte uns der Pöbel, meist Weiber und Kinder. Diese schrieen: „Noch immer Deutsche, schlagt drauf!" Hier wurden wir geschlagen, daß die Kinder schwarz und blau waren. Ich verspüre noch heute Schmerzen im rechten Arm von jenen Mißhandlungen. Auf diesem Wege sahen wir auch, daß eine Frau aus dem zweiten Stockwerk eines Hauses herabgestürzt wurde. Sie fiel nicht ganz auf den Boden, sondern auf die dort stehenden Menschen. Sie blieb furchtbar schreiend auf der Straße liegen und wurde dann von Geistlichen auf einer Bahre fortgetragen. Es war ein furchtbarer Anblick.

Mein Vater, Otto B., geboren zu Berlin den 27. März 1844, über 25 Jahre lang Mitarbeiter im „Berliner Tageblatt" und ein nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland bekannter Schriftsteller, war seit zwei Jahren in Brüssel domiziliert. Er bewohnte dort mit seiner jüngsten Tochter Sylvia (16 Jahre alt) ein Haus. Am 5. oder 6. entschloß er sich aber doch, Brüssel zu verlassen, und begab sich mit seiner Tochter nach Villvorde, von wo der Zug abgehen sollte. Am dortigen Bahnhof wurden beide arretiert und nach Brüssel zurückgebracht. Auf Grund des Spionageverdachts und seiner Beziehungen zum „Berliner Tageblatt" wurden beide in der Prison de Forêt interniert. Hier wurden ihnen sämtliche Wertsachen abgenommen. Sämtliche Kleider meines Vaters wurden aufgerissen. Was mit meinem Vater angestellt wurde, wissen wir leider nicht. Aber meine Schwester wurde vollständig entkleidet, ihre Kleider zum Untersuchungsrichter gebracht und ihr dann später zurückgegeben. Selbst ihr Haar wurde aufgelöst, um nach Papieren zu forschen. In der Prison de Forêt wurden Vater und Schwester zwei Wochen lang in Einzelhaft gelassen. Als dann die Brüsseler Regierung nach Antwerpen flüchtete, wurden Herr B. und seine Tochter in größter Eile mitgeschleppt. In Antwerpen kamen sie in die Prison Centrale, Rue des Béguines, und wurden in

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einzelhaft gebracht. Der Tochter wurden ihre eigenen Kleider gelassen. Herr B. bekam Zuchthäuslertracht an. Die Tochter blieb dort im Frauenabteil noch weitere 14 Tage bei der unglaublichsten Kost und permanenter Einzelhaft. Auf einen Brief meiner Schwester nach England eilte ich nach Antwerpen. Dort begab ich mich zum amerikanischen Konsul. Er telephonierte an die Gefängnisbehörde und gab mir seine Karte mit. Ich begab mich in das Gefängnis, das dumpfigste, dunkelste Gebäude von Antwerpen, wo sonst nur schwere Zuchthäusler hingebracht werden. Nach wiederholten unzähligen Gesprächen mit den verschiedensten Offizieren brachte man mir endlich meinen armen Vater. Er war unkenntlich hager, in dünnen Leinenhosen (Gefängnistracht), ohne Socken, nur mit Schlappen an den Füßen, schlotternd vor Kälte. Sein Gesicht zeigte deutliche Spuren erst kürzlich erhaltener grausamster Mißhandlungen, die ganze linke Seite, Gesicht und Nase waren grün und blau unterlaufen von Schlägen und Stößen. Über dem Auge und auf der Stirn waren große Hautabschürfe, er war ungewaschen, im Zustand entsetzlicher Vernachlässigung und Erschöpftheit. Er erkannte mich, fragte nach Verwandten und fing bitterlich an zu weinen. Er klagte wie ein kleines Kind über die Schläge, die er bekommen — was er später öfter wiederholte, auch wie man ihm seine Augengläser alle zerschlagen habe, wie er gefroren, so daß er sich nachts auf das Blechgestell des aufgeklappten Tisches, welches als Bett diente, gelegt und mit dem Strohsack zugedeckt habe; wie man ihm unreines Essen vorgesetzt und ihn, den alten Mann, in dem dünnen Leinenkittel auf den Hof geschickt habe. Wie ein „Leutnant" oder „Wärter" immer das Gewehr auf ihn angelegt und auf ihn gezielt habe, um ihn einzuschüchtern. Ich fuhr nach dem amerikanischen Generalkonsulat zurück und teilte dem Konsul das Resultat mit. Er teilte mir darauf mit, es sei dies schon der vierte oder fünfte Fall — es schiene, als ob sie die Gefangenen absichtlich durch Mißhandlungen irrsinnig machen wollten. Trotz des schwerkranken Zustandes meines Vaters und auf Anraten des Gefängnisalienisten Dr. Claus wurde mein Vater in der Zelle behalten und nicht ins Krankenhaus oder Hospital gesandt. Ich erfuhr noch von den Behörden, daß er wohl schon seit acht Tagen nichts gegessen habe und auch, daß

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man ihn schon in eine wattierte Zelle gesperrt habe. Ich fuhr daraufhin zum Alienisten, der mir mitteilte, daß mein Vater infolge des Chocks der Einsperrung und folgender Aufregungen schon an Verfolgungswahnsinn leide, und stellte für die Behörde einen Rapport demgemäß aus. Mit diesem Rapport bewaffnet, fuhr ich zurück ins Gefängnis, wo man mir endlich meinen alten Vater aushändigte und ich mit ihm davonfahren konnte unter dem Versprechen, binnen 24 Stunden Antwerpen zu verlassen. Vor sechs Wochen noch ein gesunder, geistig reger und frischer Mann, war mein Vater heute gebrochen an Leib und Seele, schwer geistig gestört mit nur wenigen und kurzen lichten Augenblicken. Bei der Unterzeichnung der Befreiungspapiere wurde mir mitgeteilt, „daß der Verdacht der Spionage nach gründlicher Untersuchung als grundlos befunden". Inzwischen hat aber mein Vater auf Grund der abscheulichen Mißhandlungen, Entbehrungen und Verzweiflung den Verstand eingebüßt.

Der Gastwirt Johann H..., geboren am 25. Oktober 1861 zu Kühlbach in Bayern: Als ich am Donnerstag, den 6. August 1914, morgens zwischen 9 und 10 Uhr, zum Hauptbahnhof gefahren war, um auf Grund der erfolgten Ausweisung nach Deutschland zu reisen, habe ich gesehen, daß belgischer Pöbel auf einige deutsche Frauen, die auf der Straße vor dem Bahnhof standen, um ebenfalls nach Deutschland zu reisen, losstürzte, sie mißhandelte und ihnen die Kleider vom Leibe riß. Auch warfen sie die bei den Frauen befindlichen deutschen Kinder in grausamer Weise auf das Straßenpflaster. Die Frauen und Kinder schrieen; trotzdem griffen einige Schutzleute, die vor dem Bahnhof standen, nicht ein, sondern taten, als ob sie nichts bemerkten.

Kaufmann Wilhelm R..., zuletzt in Antwerpen: Ich habe gesehen, daß zwei oder drei Kinder aus einem Hause im Hafenviertel aus dem Fenster auf die Straße geworfen wurden. Sie waren meines Erachtens vier bis fünf Jahre alt. Sie wurden dann auf der Straße noch mißhandelt. Ob sie durch diese Handlungsweise getötet worden sind, kann ich nicht sagen. Dies war am 4. August d. J. (1914), abends oder nachts. Als ich am 5. August d. J. gegen 8 Uhr abends nach dem Bahnhof ging, sah ich eine ebenfalls dorthin gehende Frau mit einem Kinde von etwa drei bis vier Jahren. Letzteres wurde

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von einem Belgier angegriffen, und es wurde ihm mit einem messerartigen Instrument ein Auge ausgestochen. Behörden und Militär waren untätig. Das Militär sah sogar den Gewalttätigkeiten zu und machte auf mich den Eindruck, daß es den Pöbel noch dazu aufreizte.

Kaufmann Josef G..., zuletzt in Antwerpen: Außer einem Schlage, welchen mir auf dem Gefängnisflur ein Gendarm versetzen wollte, sind Gewalttätigkeiten an mir nicht verübt worden, wohl aber, wie ich gesehen habe, an anderen Personen; so wurde eine mir unbekannte Frau mit einem, wie mir später von den Leuten auf der Straße erzählt wurde, erst vor einigen Stunden geborenen Kind im Hemde von den Gendarmen zum Gefängnis geschleppt. Die Frau soll, wie ich eine halbe Stunde später auf der Straße hörte, auf dem Weg zum Gefängnis gestorben sein. Eine andere Frau wurde des Nachts aus dem Bett heraus, nur mit dem Hemde und dem Rock ihres Mannes bekleidet, in das Gefängnis geführt. Dieselbe habe ich dann später noch in derselben Kleidung in dem Zuge gesehen, der uns nach Holland brachte. In diesem Zuge befanden sich auch drei kleine Kinder im Alter von etwa zwei Jahren, die unterwegs gestorben waren, offenbar infolge der erfahrenen Mißhandlungen. Weiter habe ich gesehen, wie auf der Straße einem jungen Mann ein Bajonettstich durch den rechten Fuß versetzt wurde.

Frau Elise H..., zuletzt in Antwerpen: Meine Kinder und ich gingen nach dem Bahnhof zu. Ich stieß auf eine flüchtende deutsche Frau mit drei Kindern. Im Gedränge kam ihr ein Junge abhanden. Als sie sich umwandte, um ihn zu suchen, wurden ihr die beiden anderen Kinder (ein Junge und ein Mädchen im Alter von etwa sechs bis acht Jahren) weggerissen und den beiden Kindern die Finger abgeschnitten mit einem sichelähnlichen Messer, was ich selbst gesehen habe — es gab ein furchtbares Geschrei. Dann kam ich auf den Handschuhmarkt; hier rief eine Frau deutsch aus: „Meinen Kindern sind die Ohren abgeschnitten." In der Nähe des Grand-Hotel Weber, nicht weit vom Bahnhof, rief wieder eine Frau deutsch: „Meinen Kindern sind die Finger abgeschnitten." Dann kam ich auf den Bahnhof.

* * *

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die angeführten Fälle sind nur eine Auswahl der von dem Reichskommissar Just festgestellten Tatsachen. Diese Tatsachen sind beschworen.
Der deutsche Gerechtigkeitssinn fordert nun die Sühne dafür.
Sie ist jetzt, da wir Herren in Belgien sind, möglich.
Gegen Gut und Leben unserer Brüder und Schwestern und Kinder hat sich Belgien, das jeden Anspruch, eine Kulturnation zu heißen, verwirkt hat, in der ungeheuerlichsten Weise vergangen.
Belgische Behörden, belgische Soldaten haben die Greuel geschehen lassen, wenn nicht selbst verübt.
Der deutsche Reichskanzler erklärte, daß das Blut keines Deutschen ungesühnt vergossen werden dürfe.
Diese Worte fanden in der Reichstagssitzung lauten Widerhall.
Aber das deutsche Volk, das in diesem Krieg unerhörte Opfer an Menschen und Geld bringt, hat ein Recht, zu verlangen, daß diese Worte nicht Worte bleiben.
Diese Verbrechen können nicht ungestraft bleiben, wenn nicht das Vertrauen des deutschen Volks in seine Regierung stark erschüttert werden soll.
Die genauen Aussagen der Vernommenen ermöglichen es, wenigstens eines Teils der Schuldigen habhaft zu werden.
Wir verlangen Gerechtigkeit nach dem Bibelwort: Auge um Auge, Zahn um Zahn!

* * *

Daß ein Volk, das sich gegen Wehrlose schon so vertiert benimmt, jedes Maß im Krieg verliert, bedarf keiner Erläuterung.
Ebensowenig braucht noch hervorgehoben zu werden, daß Belgien es England durchaus gleich zu tun versucht in der Verbreitung der frechsten Lügennachrichten über die deutsche Kriegsführung. Es ist als feststehend zu betrachten, daß die belgische Regierung und die belgischen Behörden alles, was nur in ihrer Macht stand, taten, um das Volk in einen unglaublichen Haß gegen alles Deutsche zu hetzen.
Die belgische Regierung hat sich so als der schlimmste Feind des belgischen Volkes gezeigt.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Register der Vergehen und Verbrechen Belgiens gegen Völkerrecht und Menschlichkeit strotzt von Greueln.

Wie es die belgische Regierung mit den deutschen Gefangenen gehalten wissen wollte, hören wir von ihr selbst. Bei einem gefangenen belgischen Soldaten wurde ein Ministerialerlaß gefunden, der, bis in die untersten Kommandostellen verbreitet, eine möglichst schlechte Behandlung deutscher Gefangener zur patriotischen Pflicht macht. Der Erlaß lautet wortgetreu in deutscher Übersetzung:

Gruppe 2, Posten 1, 2, 3.

Dienstvorschrift für Gruppenführer.

Deutsche Gefangene betreffend. Unter dem Datum des 22. August telegraphiert der Minister folgendes: Ich höre, daß in gewissen Gegenden deutsche Gefangene mit wahrhaft übertriebener Rücksicht behandelt werden. In dem Augenblicke, da das deutsche Heer, so oft es auf unseren oder unserer Verbündeten Boden vordringt, sich systematisch den schmachvollsten Niedrigkeiten nicht nur unseren Soldaten gegenüber, nein auch gegen Kinder, Frauen, Greise überläßt, wäre es durchaus Verrat am Nationalbewußtsein, den Gefangenen — welches immer ihr Dienstgrad sei — mehr als sie unbedingt zum Leben nötig haben, zu geben. Ich werde unverzögert gegen die Truppenbefehlshaber vorgehen, die sich der Duldung solcher Verirrungen schuldig machen: wir sind eine zivilisierte Nation; wir schlagen die Verwundeten und Gefangenen nicht tot, wie es die Deutschen tun; diese aber müssen an jedwedem Platz des Landes als Feinde behandelt werden.

Der stellvertretende Chef der Sektion A bringt den Wortlaut obigen Zirkulars zur Kenntnis der Gruppenführer und fordert sie auf, ihren Postenführern Befehl zu geben, sich danach zu richten.

Station Mézy, den 25. August 1914.

Für den stellvertretenden Chef:
Der beigeordnete Adjutant:
gez. Belverg.

Der belgische Minister lügt, was die deutsche Kriegsführung betrifft, genau so unverschämt wie seine englischen Kollegen und hetzt geradezu die Soldaten zu Grausamkeiten auf.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Erlaß neben allen sonstigen amtlichen belgischen Auslassungen hat denn auch reiche Früchte getragen.

Das holländische Blatt „Gelderse Courant" schreibt: Ein Augenzeuge, ein Nymweger, der von Maastricht aus sehr viel gesehen hat von den Dingen, die sich auf belgischem Boden während der letzten Tage abgespielt haben, und heute (Sonntag) nachmittag einige Stunden in unserer Stadt verbracht hat, ersucht uns, nachdrücklich uns gegen die in den holländischen Zeitungen erschienenen Meldungen zu verwahren, wonach die Deutschen auf belgischem Boden als wahre Barbaren aufgetreten seien, die wehrlose alte Leute erschossen, junge Mädchen aufgehängt hätten usw. Im Gegenteil. Unser Gewährsmann rühmt die Mäßigung der deutschen Truppen, die sich günstig abhebt von dem Verhalten vieler belgischer Dorfbewohner, namentlich der von Berneau. Die benahmen sich wie vertiert und hätten das Doppelte und Dreifache der Strafen verdient, die sie getroffen haben. Hier einige Beispiele ihrer Taten: 1. Ein Landgut liegt in Berneau an der Maasseite offen; jenseits liegen die Bewohner in den Kreidegruben. Als die holländische Abteilung vom Roten Kreuz herankam, um die verwundeten belgischen Bürger zu verbinden, schossen diese Bauern auf die Männer vom Roten Kreuz. 2. Bei Harcourt hängen vierzehn Bauern, von denen sieben als Hyänen des Schlachtfelds ertappt wurden; die übrigen hatten das Rote Kreuz beschossen. 3. Der Arzt (Name des Truppenteils) teilte unserem Gewährsmann mit, daß am Sonnabend morgen ein zehnjähriges Mädchen durch einen Arzt vom Roten Kreuz gefangen genommen wurde, als es einem verwundeten wehrlosen Soldaten die Augen ausstach. Und der Beispiele ließen sich zum Überfluß anführen. Nicht ein Kraftwagen des Roten Kreuzes aus Maastricht, der nicht von der belgischen Landbevölkerung angeschossen worden wäre.

Dieser Berichterstatter ist Sohn einer neutralen Macht; ein Seitenstück zu diesen Mitteilungen bilden die Bekundungen zweier in der Stockholmer Zeitung „Dagens Nyheter" zu Wort gekommener schwedischer Damen, Frau Dagmar Waldner und Tochter, die wiederholt Gelegenheit hatten, mit eigenen Augen zu sehen, welche Ungeheuerlichkeiten die Belgier und namentlich die belgischen Frauen gegen verwundete deutsche

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Soldaten begangen haben. Die Schwedinnen wohnten in dem kleinen Badeort Büsbach unweit Aachen. Als die Feindseligkeiten anfingen, begann bald auch ein Strom in entgegengesetzter Richtung der großen Truppentransporte, nämlich der Zug der Verwundeten, die über die Grenze zurückgeführt werden sollten. Die Krankenhäuser der Stadt wurden für die Rechnung der Armee in Gebrauch genommen, und die Berichte, welche die dort angekommenen verwundeten Deutschen gaben, waren solche, die sich kaum wiedergeben lassen. Die Deutschen waren fast alle im Franktireurkrieg verwundet worden. Unter den Verwundeten befanden sich auch die Glieder von „Jungdeutschland" (dem deutschen Pfadfinderverein), denen belgische Frauen die Ohren abgeschnitten hatten. In der belgischen Stadt Demenis hatten die Deutschen zwölf schwerverwundete Landsleute auf einen Platz zusammengeführt. Als die Sanitätsmannschaften die Verwundeten auf kurze Zeit verlassen hatten, um weichgehende Automobile herbeizuholen, worin sie sie befördern könnten, kamen mehrere belgische Frauen mit ihren Kindern an. Diese gossen Petroleum über die Kleider und Gesichter der Verwundeten. An vielen Fenstern hatten die Belgier selbst Rote Kreuzflaggen hinausgehängt. Die Deutschen führten vertrauensvoll ihre Verwundeten dahin. Als sich die Transportmannschaften aber wieder entfernt hatten, warfen die belgischen Frauen die verwundeten und hilflosen Deutschen zu den Fenstern hinaus. Frau Waldner versicherte, daß sie eine große Anzahl ähnlicher Episoden erzählen könnte.

So ist der Überfall des Hospitals in Aelbeke, etwa 8 Kilometer nordöstlich Tourcoing, keine Ausnahmeerscheinung. Das betreffende Landwehrinfanterieregiment berichtet an seine vorgesetzte Behörde: Am Sonntag, dem 11. 10., zwischen 1—2 Uhr nachmittags, erschienen in Aelbeke 18 bis 20 belgische Radfahrer unter Führung eines Offiziers. Sie drangen in das als Feldlazarett eingerichtete Hospital ein, welches durch eine Genfer Fahne gekennzeichnet war. In die beiden Säle, in welchen gegen 40 Schwerverwundete, darunter auch einige Leichtverwundete lagen, wurden von ihnen mehrere Schüsse, etwa 5—6, abgegeben, ohne zu treffen. Den in einem Saal befindlichen Sanitätsfeldwebel zogen sie aus dem Fenster und erschossen ihn auf der Straße,

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

obwohl er eine Genfer Armbinde trug. Mit den Radfahrern war ein Panzerautomobil gekommen. Einwohner haben sich an dem Überfall nicht beteiligt. Diese Angaben sind mir soeben durch den Vizewachtmeister Grallinger und Engel vom 2. schweren Reiterregiment, sowie durch die Ulanen Pfeiffer und Schneider vom 2. bayerischen Ulanenregiment gemacht worden, welche leichtverwundet sind und nach Dunkelwerden aus dem Lazarett aufbrachen, um die Hilfe deutscher Truppen herbeizuholen.

Wie die belgischen „Soldaten" nicht die Verwundeten schonen und das Zeichen des Roten Kreuzes achten, so auch nicht einmal die Heiligkeit eines Leichenbegängnisses, wovon der katholische Feldgeistliche einer Reservedivision, Universitätsprofessor Dr. Ludwig Baur, berichtet: Der Unterzeichnete hatte gestern, 5. November, mittags 3 Uhr, auf dem Friedhof in Dadizeele eine Beerdigung verstorbener Soldaten abzuhalten. Da der evangelische Feldgeistliche nicht anwesend sein konnte, so hielt ich die Beerdigung allein ab. Der Leichenkonduкt war begleitet von einer Reihe von Ärzten unter Führung des dirigierenden Arztes des Feldlazaretts Nr. 93, Dr. Dietrich. Als eben die zwei Offiziere, die zu begraben waren, und von den übrigen Toten ein oder zwei ins Grab eingesenkt waren, erschien dicht über uns ein feindlicher Flieger. Obwohl er nicht sehr hoch flog und bei dem klaren, durchsichtigen Wetter genau erkennen mußte, daß wir auf dem Friedhof waren, um eine Beerdigung vorzunehmen, warf er zwei Bomben auf uns herab, von denen die eine in unmittelbarer Nähe des Friedhofes einschlug, so daß die Stahlsplitter in den Friedhof hineingeschleudert wurden. Da wir uns alle sofort platt auf den Boden warfen, wurde glücklicherweise niemand verletzt. Die zweite Bombe fiel etwa hundert Meter weiter entfernt.

* * *

Es kann heute als untrügliche Tatsache erachtet werden, daß der Franktireurkrieg in Belgien die Schöpfung einer wohldurchdachten behördlichen Organisation war. Man weiß, daß unter gewissen Bedingungen auch, wie Freudenthal ausführt, den Franktireurs die Rechte

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Kriegführenden zugestanden werden. Die Franktireurs sind keine Erfindung der Jetztzeit. Sie haben vielmehr schon im Krieg von 1870 ihr Wesen getrieben. Bereits damals wurde unterschieden zwischen ehrlichen Franktireurs, wie sie von Felix Dahn genannt werden, und den kriegrechtswidrig handelnden Bürgern und Bauern. Die französische Regierung ordnete damals die Gründung von Verbänden freiwilliger Schützen, Franktireurs, an, die mit gleichmäßiger Bekleidung versehen und nur mit Büchsen bewaffnet sein sollten; jedes dieser freiwilligen Korps sollte einem regulären Truppenverbande angehören und den Weisungen des Befehlshabers desselben untergeben sein. Hiergegen war völkerrechtlich nichts einzuwenden. Allein einzelne Präfekten ergriffen andere Maßregeln. Auf diese ist die geradezu amtliche Organisierung des Meuchelmordes gegen unsere Truppen von 1870 zurückzuführen. Geschichtlich verbürgt ist zum Beispiel das Rundschreiben jenes Präfekten der Côte d'Or vom 21. November 1870 an die Unterpräfekten und Bürgermeister seines Bezirks, in dem es heißt: „Das Vaterland verlangt nicht von euch, daß ihr euch in Massen versammelt und offen dem Feinde widersetzt. Es erwartet nur, daß an jedem Morgen ein paar entschlossene Männer ihr Dorf verlassen und sich an einem von der Natur bezeichneten Orte verbergen, von wo sie ohne Gefahr auf die Preußen schießen können. Ich werde solchen Männern, die die Pferde der erschossenen Reiter abliefern, eine Belohnung zuerkennen und ihre heroische Tat öffentlich bekanntmachen." Auf der Haager Friedenskonferenz ist die rechtliche Stellung der Franktireurs geregelt, und ihre Befugnisse sind insofern erweitert worden, als sie, auch wenn sie nicht dem Heere angegliedert sind, dennoch dann neben demselben zur Kriegspartei gerechnet und demzufolge für die Folgen ihres Kampfes gegen unsere Truppen strafrechtlich nicht verantwortlich gemacht werden können, wenn sie gewisse Bedingungen erfüllen. Diese bestehen darin, daß sie von jemandem, der die Verantwortlichkeit für ihre Handlungen auf sich nimmt, befehligt sein, die Kriegsgesetze und -gebräuche beobachten und ein bestimmtes Abzeichen tragen müssen, das nicht eine Uniform zu sein braucht. Eine schließliche und hauptsächliche Bedingung ihrer Anerkennung als Kombattanten ist die, daß sie die Waffen offen tragen müssen. Versteckt trägt die Waffen zum

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beispiel derjenige, der ein zusammenlegbares Gewehr mit sich führt und es in der Tasche verschwinden läßt, nachdem er die feindliche Patrouille aus dem Hinterhalt getötet hat. Versteckt trägt sie auch der Bauer, der in der in Frankreich üblichen blauen Bluse, die Hände in den Hosentaschen, die Pfeife im Munde, dem Vorbeimarsch unserer Truppen friedlich zuzuschauen scheint, dann aber die im Gebüsch verborgene Büchse ergreift, auf die Truppen hinter deren Rücken schießt und die Flinte dann in ihr Versteck zurückbringt. Das sind keine Franktireurs im völkerrechtlichen Sinn; derartige Wegelagerer genießen nicht die Rechte von Kriegführenden, sondern werden als gemeine Verbrecher behandelt. Davor könnten sie sich auch nicht dadurch retten, daß sie sich auf den von der Massenerhebung handelnden Artikel der von der Haager Konferenz beschlossenen „Ordnung der Gesetze und Gebräuche des Landkriegs" berufen. Denn auch die Teilnehmer einer Massenerhebung müssen die Waffen offen tragen, sonst setzen sie sich der Gefahr aus, für ihre Verbrechen gegen das Leben unserer Krieger als gemeine Mörder verurteilt zu werden. Aus dem Artikel 2 der Landkriegsordnung ergibt sich nämlich, daß jene Konferenz einen Unterschied aufgestellt hat, je nachdem sich eine solche Erhebung gegen einen Feind, der das Land tatsächlich bereits besetzt hat, oder gegen einen solchen Feind richtet, der erst anrückt und dasselbe mit der Besetzung bedroht. In jenem Artikel 2 hat die Haager Konferenz die sich im nicht besetzten Gebiet erhebende Bevölkerung ausdrücklich nur bedingungsweise, nämlich dann als Kriegspartei anerkannt, wenn sie die Gesetze und Gebräuche des Krieges beobachtet und die Waffen offen führt. Dies letztere Erfordernis ist speziell auf das Verlangen des damaligen Vertreters Deutschlands, des Obersten Groß v. Schwarzhoff, in die Landkriegsordnung aufgenommen worden. „Wenn man soviel", sagte er, „von Menschlichkeit redet, so muß ich daran erinnern, daß auch die Soldaten Menschen sind und ein Recht auf menschliche Behandlung haben. Wenn die Soldaten, von Anstrengungen ermattet, nach langen Märschen oder Kämpfen sich in einem Ort zur Ruhe niederlegen, so müssen sie sicher sein können, daß sich die friedlichen Einwohner nicht plötzlich in erbitterte Feinde verwandeln." Schwarzhoffs Rede war zur Widerlegung der des Vertreters des Staates bestimmt, dessen Be-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

völkerung durch die gegen unsere Truppen und selbst gegen die Verwundeten verübten Greuel im jetzigen Krieg die Wut des Kampfes aufs höchste gesteigert hat, nämlich des belgischen Ministers Beernaerts, der dafür eintrat, daß der Bevölkerung, die in einem vom Feind nicht besetzten Gebiete die Waffen zur Verteidigung des Vaterlandes ergreift, unbeschränkt, also auch, wenn sie dieselben nicht offen trägt, die Rechte von Kriegführenden gewährt werden sollen. Den ersten jener beiden Fälle, die Frage der Anerkennung der Massenerhebung in einem vom Feinde in Besitz genommenen Gebiets, hat die Haager Konferenz unentschieden gelassen, weil es zu keinem Einverständnis über die Voraussetzungen der Anerkennung gekommen ist. Darum ist es streitig, welche Behandlung die Teilnehmer einer derartigen Massenerhebung vom Feinde zu gewärtigen haben. Der Völkerrechtslehrer von Liszt urteilt, daß ihnen in Ermangelung von Vorschriften der Landkriegsordnung und in Ermangelung sonstiger anerkannter völkerrechtlicher Grundsätze die Eigenschaft als Kriegführende versagt werden muß, das heißt, daß der Bürger oder Bauer, der gegen unsere Truppen in dem von ihnen besetzten Gebiete bewaffnet auftritt, kein Kombattant ist und darum, wenn er sich ein Verbrechen gegen das Leben unserer Truppen zuschulden kommen läßt, nicht als Soldat, sondern wie eine außerhalb des Völkerrechts stehende Privatperson, als Mörder nach dem deutschen Militärstrafrecht behandelt wird.

Daß der Franktireurkrieg in Belgien behördlich organisiert war, konnte der Kriegsberichterstatter W. Scheuermann von einem jungen belgischen Franktireur in einem deutschen Lazarett hören: Der Franktireur war bei einem Fermier, einem Gutsbesitzer, in einem belgischen Dorf unweit der französischen Festung Longwy in Stellung. Tagelang waren immer Deutsche hindurchgezogen, und alles war ruhig. Inzwischen aber war erzählt worden, die deutsche Armee sei vernichtet und werde bald auf der Flucht, soviel von ihr noch vorhanden sei, hier durch das Dorf kommen. Da wurden heimlich Waffen unter die Einwohner verteilt. „Wer hat die Waffen verteilt?" — „Oh, ich weiß nicht, ich glaube, der Bürgermeister oder noch ein Höherer, der expreß in unser Dorf gekommen war. Ich kann das nicht sagen, wirklich, ich weiß es nicht!" — „Was waren denn das für Waffen?" — „Militärwaffen,

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie sollten ja nur für die im Dorf zurückgebliebenen Gestellungspflichtigen sein, die nicht mehr in die Armee hatten einrücken können, weil die Deutschen zu schnell gekommen waren." — „Waren denn viele solcher Waffenfähigen zu Hause geblieben?" — „Oh, vielleicht eine Viertelkompagnie aus unserem Dorf allein, und in der Nachbarschaft noch mehr. Die meisten waren froh und wollten nicht einrücken." — „Sind denn dann flüchtige Deutsche gekommen?" — „Nein, wir haben ein paar Tage gewartet. Aber dann hieß es auf einmal, jetzt kommen sie! Und da kamen deutsche Trainkolonnen, die rückwärts gingen." — „Habt ihr euch denn nicht gedacht, daß diese Kolonnen nur neue Munition holen wollten?" — „Nein, wir haben geglaubt, jetzt flüchten die Deutschen aus Belgien hinaus, und da hat mein Herr gesagt: jetzt wollen wir ihnen den Rest geben! Da ist dann aus vielen Häusern geschossen worden. Zuerst aus anderen, dann auch aus dem unsrigen." — „Wer hat geschossen?" — „Ich nicht, ich schwöre, ich war nicht dabei. Aber mein Herr und andere haben viel geschossen. Auf einmal waren viel deutsche Infanteristen im Dorf und schlugen die Türen in allen Häusern auf, aus denen man geschossen hatte. Wir hatten uns gut verbarrikadiert, aber sie waren gleich drin. Es wurden uns die Waffen abgenommen, und alle Männer aus dem Hause mußten im Hof antreten. Man hat uns vor das Dorf, auf der großen Wiese, vor eine Mauer gestellt und uns gesagt, daß wir füsiliert würden. Dann sind die Deutschen angetreten. Ich stand neben meinem Herrn, wir haben beide geschrieen und geweint. Die Salve krachte, und wir stürzten alle zu Boden. Die anderen waren tot. Ich hatte nur einen Schuß durch den Oberschenkel bekommen und lag ganz still, weil ich glaubte, ich würde sofort noch einmal geschossen. Da kam ein deutscher Offizier herangeritten und fragte, wie alt ich sei, und als ich sagte, erst 18 Jahre, wurde ich begnadigt und in das Lazarett geschafft."

In welcher Weise der Franktireurkrieg in Belgien geführt wurde, ersieht man lebendig aus dem in der „Ostseezeitung" veröffentlichten Brief eines Stabsarztes: Die Belgier verdienen nicht mehr den Namen einer kultivierten Nation. Unsere Truppe marschierte durch einen dichten Wald auf der Landstraße. Plötzlich erhielten wir Feuer und zwar, wie sich später herausstellte, von Franktireursfrauen, die sich im dichten

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Walde versteckt hatten. Neben mir erhielt ein Leutnant einen Schuß ins Bein, ein Grenadier einen Schuß ins Auge. Wir bogen nun auf einen Waldweg ab, gingen etwa einen Kilometer tief hinein und stellten dort vorläufig die Pferde, Sanitäts- und Küchenwagen und Krankenträger auf. Auch ließ ich dort meinen Assistenzarzt zurück. Ich selbst ging wie alle Offiziere zu Fuß durch den Wald eine steile Höhe hinauf. Wir rückten nun bis an den Waldrand, wo die Truppe sich gegen die vom Feind besetzten Dörfer entwickelte, die gleichzeitig durch unsere Artillerie beschossen wurden. Nach kurzem Gefecht rissen die Franzosen teils aus, teils ergaben sie sich. Wir hatten dabei nicht viel Verluste, einige Leichtverwundete. Nun überschritten wir den Bahndamm, um die Höhen, wo der Feind sich verschanzt hatte, zu nehmen. Ich war anfänglich mitgegangen. Da es schien, als ob der Feind zurückgewichen sei, schickte ich einen Mann zurück, um die Krankenträger, Pferde und Sanitätswagen heranzuholen. Unsere Truppen hatten inzwischen die Höhen erstiegen, als ich plötzlich von hinten bemerkte, wie Schrapnells in die Schützenlinie einschlugen. Im Wald, der sich über 15 Kilometer weit erstreckt, hatte ein Spion auf einem Baum gesessen, der mit der feindlichen Artillerie telephonisch verbunden war und ihr immer mitteilte, wann Truppen oder Kolonnen aus dem Wald herauskamen. Der ganze Wald steckte voll Franktireurs. Wir fanden einen vierzehnjährigen Jungen, der sich ein Loch gegraben hatte, ein Gewehr und massenhaft Patronen vor sich. Über ihn war ein Scheunentor gelegt und mit Erde und Laub bedeckt, so war er selbst nicht zu sehen, konnte aber alles beobachten, und schoß von Zeit zu Zeit in unserm Rücken. Er baumelte bald darauf. Die Sanitätskompagnie hatte, als sie aus dem Walde heraustrat, ebenfalls starkes Feuer bekommen. Der Feind konnte natürlich nichts sehen, wußte aber Richtung und Entfernung von jenem telephonisch mit ihm verbundenen Spion. Wie mir mein Assistenzarzt am anderen Tage erzählte, hatte er den Befehl, mit den Wagen und Krankenträgern nachzukommen, erhalten. Während des Weges durch den Wald waren sie von allen Seiten beschossen worden, darunter von Frauen und Kindern. Merkwürdigerweise kamen sie ohne Verluste davon. Als sie an die Waldecke kamen, mußten sie auf höheren Befehl umkehren. Unser Regiment kam am nächsten Tag nicht wieder

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ins Gefecht, da es die Aufgabe hatte, die genommenen Stellungen gegen einen etwaigen Angriff, der aber nicht erfolgte, zu halten. Ich ging nun etwa 6—7 Kilometer zu Fuß zurück und fand schließlich Wagen, Pferde und Burschen. Als ich mit ihnen über die Eisenbahnbrücke zog, bekam ich ungemein heftiges Feuer vom Bahndamm aus. Ich sah eine Anzahl Zivilisten zwischen den Bäumen am Bahndamm. Aus der Kirche wurde auf etwa 100 Meter Entfernung Maschinengewehrfeuer auf die Krankenträger abgegeben. Ich nahm auch ein Gewehr, um auf die Schurken (den ersten Schuß gab eine Frau ab) zu schießen. In der Kirche fand sich ein Maschinengewehr. Bedient wurde es vom Pfarrer und einigen Männern, die das Rote Kreuz am Arm hatten. Sie wurden alle erschossen. Nun richtete ich einen Verbandplatz ein und ließ das Schlachtfeld absuchen. Wir fanden etwa 30—40 Schwerverwundete, die wir zusammentrugen, verbanden und lagerten. Auch habe ich etwas Wein aufgetrieben und konnte allen, die Durst hatten, Wasser mit Wein geben. Als ich einem Schwerverwundeten einen Verband anlegte, wurde ich wieder beschossen. Eine Kugel schlug dicht neben mir ein. Der Schuß kam aus einem Hause, von dem die Rote-Kreuz-Fahne wehte. Als nun Munitionskolonnen, die keine Bedeckung hatten, durchzogen, wurde es lebendig. Aus allen Häusern, aus den Kellern, den Bodenluken pfiffen die Kugeln, so daß ein Bataillon zu Hilfe eilen mußte. Sämtliche Häuser, über 200, wurden durchsucht, überall fand man Zivilisten, Frauen und Bengels zwischen 15 und 17 Jahren, dazu massenhaft Gewehre, Jagdflinten, Revolver. Man kann sich unsere Wut denken. Mehr als 150 Einwohner wurden erschossen, darunter 30 Frauen, jedes Haus einzeln angezündet. Da kam noch mancher Schurke brennend herausgestürzt. Bis zum andern Morgen brannte das Dorf, man hörte fortwährend das Explodieren der Patronen, die mitverbrannten. Auch die Kirche wurde angesteckt; als sie brannte, erfolgte eine gewaltige Explosion. So wie hier erging es auch dem Nachbardorf, beide sind vom Erdboden verschwunden, die Bewohner ausgerottet. Am nächsten Tage in der Morgenfrühe marschierten wir dann in der Richtung gegen X., eine stark befestigte Bergstadt. Zurst beschoß unsere schwere Artillerie das Nest. Die Franzosen blieben die Antwort nicht

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schuldig. Trotzdem rückte unsere Infanterie in Schützenlinien ruhig vor. Ich habe nicht einen einzigen Mann zurückbleiben sehen, nicht einen einzigen, der auch nur eine Spur von Furcht gezeigt hätte. Ich fand 3 Tote und 16 Schwerverwundete, die ich im Schrapnellfeuer zusammensuchte und hinter den Hecken und Heuschobern verband. Sobald eine Schützenlinie über den Weg am Heuschober ging, prasselte das Schrapnellfeuer wieder los. Ein Verwundeter wurde, während ich ihn verband, mehrmals von einer Schrapnellkugel getroffen. Schließlich löste sich das Rätsel. Wir fanden einen Telephondraht im Haferfeld, der bis zu den feindlichen Batterien reichte. Der Heuschober war für sie der Richtungspunkt, die Entfernung genau bekannt. Auf dem Kirchturm saß der Pfarrer und beobachtete den Weg. Sobald Deutsche dicht vor dem Weg waren, telephonierte er zu den feindlichen Batterien, und diese schossen immer auf dieselbe Stelle. Ich ließ den Draht durch einen Krankenträger mit der Kleiderschere durchschneiden, und seitdem bekamen wir keinen Schuß mehr. Das größte Wunder ist, daß weder ich noch eines meiner Pferde verwundet wurde. Der Fanatismus der Belgier ist grauenhaft, das feige Schießen aus dem Hinterhalt, der Mißbrauch des Roten Kreuzes unter Führung der Pfarrer etwas Unglaubliches. Die weiße Binde mit dem Roten Kreuz hat gar keinen Zweck und bietet keinen Schutz; im Gegenteil, gerade auf uns hat es das Gesindel besonders abgesehen. Von meinen Krankenträgern sind vier verwundet worden. Die Lazarette müssen alle starke Bedeckung haben, sonst wird alles niedergemacht. Einem Ulanen haben sie beide Hände abgeschnitten, einem verwundeten Leutnant wollten sie die Augen ausstechen, Weiber an der Spitze. Wir können uns nur dadurch helfen, daß einfach alle Ortschaften, aus denen Zivilisten schießen, verbrannt und die Einwohner erschossen werden. In einem Dorf, durch das wir gestern kamen, standen nur noch wenige Brandruinen, ein alter Mann und ein kleines Kind saßen halb blödsinnig auf einem Schutthaufen und aßen rohe Futterrüben. Dazwischen irrten vier Ziegen klagend umher. Das war alles, was übrig geblieben war von einer großen blühenden Ortschaft. Eine gerechte Strafe und Vergeltung!

Ähnlich wie hier war es an anderen Orten. Ein Magdeburger erzählt

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unter dem 4. August in der „Magdeburgischen Zeitung", daß eine Patrouille gemeldet hatte, ein an der Maas gelegenes Städtchen sollte von den Einwohnern verteidigt werden. Eine Radfahrerabteilung, zirka 60 Mann Jäger, fuhr durch den Ort bis zu der von den Belgiern gesprengten Brücke. Die durchfahrene Stadt war augenscheinlich völlig menschenleer. Mit einem Male wurde aus den verschlossenen Häusern auf die Jäger geschossen. Es gab mehrere Verwundete und Tote. Auch der Hauptmann erhielt einen Kopfschuß. Darauf wurde der Ort in einem regelrechten Straßenkampf geräumt.

Daß man um Lüttich herum die Truppen und Verwundeten angreifen würde, war vorauszusehen, denn in den Werken und Bergwerken arbeitet allerlei Gesindel, das weder lesen noch schreiben kann und vollständig auf das angewiesen ist, was man ihm erzählt und rät. Aber auch in Gemmenich und Bleiberg und Umgegend wurde auf die deutschen Truppen gefeuert. Die Bewohner von Aubil erklärten, die belgische Regierung habe kurz vor dem Einmarsch der deutschen Truppen Zirkulare an alle Familien gelangen lassen, in denen die Bevölkerung aufgefordert wurde, auf die Deutschen zu schießen, wenn sie einrücken sollten. Das wurde denn auch besorgt, und die Folge war, daß man jedes Haus niederbrannte, aus dem geschossen wurde.

Wir hatten sehr viel auszustehen, sagt ein in einem Berliner Lazarett liegender verwundeter Rudolstädter, mit den Franktireurs, die immer auf uns schossen, wenn wir durch eine Stadt oder ein Dorf marschierten. Am Anfang des Ortes bekamen wir Schokolade, Brot, Bonbons und alle möglichen Sachen, aber am Ende des Dorfes haben sie auf uns geschossen. Mädchen und Frauen haben die schrecklichsten Sachen gemacht.

Ein in Aachen verwundet Liegender erzählt von einem Überfall belgischer Bauern auf ruhende deutsche Soldaten: Wir hatten schon gehört, daß Privatpersonen auf die vor uns marschierenden deutschen Kameraden aus dem Hinterhalt geschossen hatten, und waren deshalb auf der Hut. Als wir am Abend in ein Dorf einmarschierten, kamen uns die Bewohner mit unterwürfiger Freundlichkeit entgegen, brachten uns auf Verlangen Wasser und auch unaufgefordert viel Wein. Wir schlugen Zelte auf und stellten Wachtposten aus. Um 12½ Uhr

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nachts schreckten mich plötzlich „Wer da"-Rufe der Posten sowie Flintenschüsse aus dem Schlaf. Wir fuhren aus den Zelten und ergriffen die Gewehre. „Da kommen sie her!" rief der Feldwebel, indem er auf eine vorspringende Waldecke zeigte. In dem lebhaften Gewehrfeuer, das jetzt losging, fühlte ich plötzlich einen Schlag am linken Handgelenk. Erst später merkte ich, daß ich von einer Kugel getroffen war. Unsere Angreifer waren Bauern aus dem Dorf, die uns am Abend so freundlich empfangen hatten. ... Die Belgier betrachten sich als Franzosen und benehmen sich wie Kongoneger.

Man hat bei belgischen Franktireurs nach dem Bericht einer höheren deutschen Kommandobehörde Stockgewehre und Stockschirmgewehre vorgefunden. Das Stockgewehr ist etwa 80 cm lang und kann durch einfachen Druck auf einen Knopf abgefeuert werden. Die heimtückische Art dieser Waffe entspricht durchaus dem Wesen derer, die sie benutzen.

Der Kriegsberichterstatter Oscar Bongard sah in Namur in vielen Hunderten Paketen beschlagnahmte Zigaretten mit der Aufschrift: „Souvenir de la Belgique", die zwischen dem Tabak eine Pulverladung enthielten, damit unsere Soldaten sich beim Rauchen die Augen verbrennen sollten. Er sah auch, wie man den Bürgermeister des zerstörten Franktireurorts Clermont einbrachte, wo die Weiber wie Bestien nachts über schlafende Verwundete herfielen und sie in nicht wiederzugebender Weise marterten, bis sie der Tod erlöste. Belgier erzählten ihm, daß dieser Bürgermeister trotz des inständigsten Abratens des Ortspfarrers Männer, Frauen und selbst Kinder zum Überfall auf deutsche Soldaten aufforderte und mit Waffen versah.

Der Trick der belgischen Franktireurs war, den Vortrupp der Kavallerie vorbeizulassen und dann die Mitte aus den Häusern anzugreifen. Die Fenster waren mit Kissen und Sandsäcken ausgelegt, so hatte man sich Auflager für die Flinten geschaffen. Die Franktireurs sperrten die Straßen durch gefällte Bäume und gespannte Drähte, zerstörten die Telegraphenleitungen und verschlossen, wenn es möglich war, die Kellerklappen hinter den nach Wein suchenden Mannschaften.

Während des Balkankriegs entrüstete man sich in England lebhaft über die begangenen Greuel und verurteilte es scharf, daß selbst die Bevölke-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rung an den Kämpfen teilgenommen habe. Heute, wo England selbst zu den Kriegführenden gehört, bringen englische Zeitschriften Bilder, in denen der belgische Franktireurkrieg nicht nur zugegeben, sondern als etwas Heldenhaftes gepriesen und verherrlicht wird. In „The Sphere", London, vom 22. August 1914 findet sich ein Bild, das eine Frau darstellt, die, umringt von ihren Kindern, aus einer Türöffnung auf Ulanen schießt. Ein anderes Bild zeigt bewaffnete Arbeiter, die mit Sensen, Hacken und Knüppeln ihr Heim verteidigen. Am bezeichnendsten ist die Unterschrift unter einem Bild in „The Graphic". Belgische Frauen knieend an der Bahre eines sterbenden belgischen Soldaten. Bei der Besprechung der „Verdienste" belgischer Frauen heißt es dann: „Sie hieben manchen Angriff von Ulanen zurück und machten bei Herstal 2000 Deutsche durch kochendes Wasser kampfunfähig." Die französische Zeitung „L'avenir Reims" (Nr. 85 bis 88) bestätigt das: Die Stadt war natürlich beim Einzug der Deutschen leer von allen waffenfähigen Männern. Aber die Frauen, meistens Arbeiterinnen der großen Waffenfabrik, hatten geschworen, die deutschen Truppen an der Besitzergreifung der Fabrik zu hindern. Sie bewaffneten sich daher mit Revolvern und mit allem, was als Waffe dienen konnte. Sie hieben mehrmals die Angriffe der Ulanen zurück, und als ihre Munition erschöpft war, verbarrikadierten sie sich in ihren Häusern und gossen von dort kochendes Wasser auf die eindringenden Deutschen. Man sagt, daß 3000 Deutsche durch Verbrennungen außer Gefecht gesetzt wurden. Greise und Kinder nahmen an dieser Verteidigung teil.

Welcher von der Regierung planmäßig geschürter Haß in den größeren Städten Belgiens zum Durchbruch kam, ist bekannt.

Der holländische Journalist Pisuisse erzählt im Amsterdamer „Telegraaf" am 9. August, daß der Bürgermeister Kleyster von Lüttich in einer Proklamation die Bevölkerung zur Ruhe gemahnt habe, daß aber trotzdem aus den Fenstern überall geschossen wurde: Hier, ganz in der Nähe, so erzählte mir ein Jägerleutnant, war ein Bürger, der auf einem Fahrrad daherfuhr, an einen Ulanen herangekommen, hatte gegrüßt und den Ulanen auf deutsch gefragt, ob er ihn sprechen könne. Plötzlich hatte dann der Mann einen Revolver gezogen und auf den Ulanen geschossen, aber gefehlt. Im nächsten Augenblick stak er an

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Lanze. Und hier hängen drei andere, fuhr mein Begleiter fort, indem er nach den Bäumen vor uns zeigte. Und da hingen wieder drei Franktireure, die auf Verwundetenträger geschossen und einen Hauptmann ermordet hatten.

Hatte in Lüttich der Bürgermeister nur seine Pflicht getan, indem er das Volk Ruhe zu halten mahnte, so handelte nach dem Bericht eines amerikanischen Offiziers, des stellvertretenden Generaladjutanten Emerson aus Neuyork, völlig franktireurmäßig der Brüsseler Bürgermeister Marx. Es war nur dem amerikanischen Gesandten in Brüssel zu danken, daß es dort nicht zu Vorfällen kam ähnlich wie in Löwen, denn Marx hatte der Brüsseler Stadtgarde Befehl gegeben, auf die Deutschen zu schießen, wovon sie nur durch den amerikanischen Gesandten abgehalten wurde.

In Löwen selbst, erklärte Emerson, wurde mir von den Einheimischen zugestanden, daß ihre Schießerei ein schrecklicher Fehlgriff gewesen war. Sie hätten es nie getan, wäre ihnen nicht heimlich von Antwerpen berichtet worden, daß den Antwerpenern ein großer Ausfall gelungen wäre, und daß die Deutschen sich im eiligen Rückzug auf Löwen befänden. Als dann zufälligerweise eine kleine Kolonne von deutschen Fußkranken denselben Abend in Löwen eintraf, dachten die betörten Löwener, sie hätten es mit den gänzlich gesprengten und flüchtenden Truppen des geschlagenen deutschen Heeres zu tun und nahmen die vermeintlichen Flüchtlinge gleich unter Feuer.

Diese Ausführungen Emersons werden durch Berichte der holländischen Zeitung „Allgemeen Handelsblad" vom 31. August ergänzt, nach denen es eine unbestreitbare Tatsache ist, daß den Bürgern von Löwen das einheimische Militär die Waffen in die Hände gespielt haben muß; denn die deutschen Soldaten in Löwen beschlagnahmten zwei belgische Maschinengewehre. Es ist auch bewiesen, daß deutsche Soldaten beim Verlassen des Zuges vor dem Stationsgebäude von der einheimischen Löwener Bevölkerung beschossen worden sind.

Der Korrespondent des „Nieuwe Rotterdamsche Courant" bestätigt aus eigener Anschauung, daß ein planmäßiger Franktireurangriff erfolgte: Das Schießen begann aus einem Hause gegenüber dem Bahnhof, wo das Quartier des Stadtkommandanten und des Stabes sich befand,

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und pflanzte sich von Haus zu Haus, von Straße zu Straße fort. Auch stellte dieser Korrespondent fest, daß die Franktireurs ein Maschinengewehr vor dem Hotel gegenüber dem Bahnhof benutzten.

Ein Dominikanerpater erklärt als Augenzeuge der Vorgänge in Löwen in der „Züricher Post", daß nach dem Einzug der deutschen Truppen in der Stadt unter der Bürgerschaft Ruhe herrschte. Geistliche verlasen von der Kanzel herab die amtliche Bekanntmachung, worin die Bürgerschaft eindringlich zur Ruhe ermahnt wurde. Ein zweiter Appell zur Ruhe erging am Dienstag, den 25. August. Am Nachmittag dieses Tages verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, die Engländer und Franzosen seien von zwei Seiten im Anzug. Man hörte in der Stadt fernen Kanonendonner und Gewehrfeuer. Das wirkte in der Stadt wie ein Signal. Alsbald wurde aus den Häusern geschossen. Die deutschen Soldaten wurden hierauf unter die Waffen gerufen. Immer zahlreicher wurde das Gewehrfeuer aus den Häusern. Die deutschen Truppen antworteten. Der Kampf dauerte die ganze Nacht hindurch. Darauf wurden die Geiseln von Löwen, die man vordem freigelassen hatte, erneut eingezogen. Sie wurden vom Rathaus unter militärischer Bedeckung durch die Straßen geführt und mahnten in französischer und flämischer Sprache die Bürgerschaft zur Ruhe. Trotzdem wurde aus den Häusern weitergeschossen. Am 26. August wurden die Geiseln erneut durch die Straßen geführt. Sie verkündeten der Bürgerschaft in beiden Sprachen, daß sie selbst erschossen würden, wenn der Widerstand der Bürgerschaft fortdauere. Trotzdem schossen die Einwohner selbst auf die Soldaten, die die Geiseln begleiteten, und auf Ärzte. Den ganzen Tag über dauerte das Gewehrfeuer an. Am Abend erfolgte eine erneute Mahnung des deutschen Oberbefehlshabers zur Ruhe. Erst Donnerstag, den 27. August, verkündete ein deutscher Offizier, die Stadt würde bombardiert, die Einwohner sollten sich entfernen und zum Bahnhof begeben. Darauf wurde das Bombardement gegen die Stadt eröffnet.

Also dreimal und fruchtlos sind die Franktireurs zur Ruhe gemahnt worden.

Ergänzend zu diesen Berichten mögen noch zwei deutsche treten: Alles, was bis jetzt von Franktireuren in Frankreich und Belgien geleistet wurde, ist vorgestern von der Stadt Löwen überboten worden. Die

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stadt hatte sich ergeben, noch ehe unseren Truppen in Brüssel der Durchmarsch und Einzug gestattet wurde. Man glaubte sogar, in dieser durchaus flämischen Stadt sicherer zu sein als in der Provinz Lüttich, und hatte deshalb eine relativ nur schwache Besatzung zurückgelassen. Das hat sich bitter gerächt. Vorgestern nacht hat die Bevölkerung, offenbar auf Verabredung, einen planmäßigen Überfall unternommen. Dabei fiel der Chef des Generalstabs zum Opfer, dem man die Kehle durchschnitt. Außerdem sollen 60 Soldaten ihr Leben eingebüßt haben. Die Stadt brennt und, wie Flüchtlinge erzählen, soll wenig Hoffnung vorhanden sein, mehr als die herrliche gotische Kathedrale und das Stadthaus zu retten. Etwa 60 Gefangene aus Löwen trafen gestern hier (Lüttich) ein. Es sind nicht dem gewöhnlichen Stand Angehörige, sondern ihre Kleidung läßt darauf schließen, daß sich „bessere" Leute an der Schießerei beteiligt haben. Ein junger Mann soll sich eine Trompete angeeignet und einen gestohlenen Artillerierock angezogen haben. Er blies Alarm, und als die Soldaten versammelt waren, schoß er mit einem Maschinengewehr auf sie los. Man berichtet auch, daß ein höherer Offizier von seinen Wirtsleuten zu Tisch geladen war. Als er austrat, um sich die Hände zu waschen, erschoß ihn der Sohn des Hauses von hinten. — Gegen diesen Bandenkrieg hat das Ministerium trotz der ihm von der deutschen Regierung zugegangenen Warnung nichts getan. Im Gegenteil, der Justizminister Carton de Wiart soll befohlen haben, alle deutschen Gefangenen aus Ortschaften zu erschießen, in denen sich unsere Truppen gegen Franktireurs verteidigen mußten.

Einer aus Löwen nach Rotterdam gereisten Krankenpflegerin gab ein deutscher Offizier Aufklärung über die Züchtigung Löwens: In der ersten Zeit der Besetzung der Stadt war dort alles ruhig. Die Bürger haben die Waffen ausgeliefert, die deutsche Besatzung wurde nicht behindert und vertrug sich ziemlich gut mit den Bürgern. Später fand man in einem Keller die Leichen von fünfzig deutschen Soldaten, die anscheinend von den Klosterbrüdern getötet worden waren. Man wußte nicht, in welcher Weise. Die Bewohner des Klosters wurden darauf erschossen und der Superior festgenommen. Als man ihn wegführte, lachte er triumphierend. Kurz nachher wurde aus den Häusern auf die deutschen Soldaten geschossen. An verschiedenen Punkten der Stadt wurden heftige

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gefechte zwischen Bürgern und Soldaten geliefert. Darauf beschloß der Kommandant, die Stadt anzuzünden. Sein Befehl wurde am Mittwoch nachmittag um 12 Uhr ausgeführt.

Angesichts der verleumderischen Unwahrheiten, die im Ausland über die Vorgänge in Löwen, besonders den Anlaß zur teilweise erfolgten Vernichtung der Stadt sowie über den Umfang dieser Vernichtung verbreitet wurden, ordnete die deutsche Regierung eine eingehende Untersuchung über die Vorgänge und das über Löwen verhängte Strafgericht durch den Kriegsgerichtsrat Ivers an, der durch unmittelbar als Augenzeugen an den Vorgängen beteiligte, eidlich vernommene Personen feststellte, daß am Abend des 25. August von den dem Bahnhof von Löwen an der Bahnstraße rechts und links gegenüberliegenden Häusern zuerst eine rote Rakete aufstieg, die das Zeichen zu einer unmittelbar darauf aufsteigenden grünen Rakete gab. Als die Leuchtkugeln beider weithin sichtbar über dem Bahnhof aufleuchteten, brach im gleichen Augenblick ein Kugelregen aus den oberen Fenstern der Häuser in der Bahnhofstraße und teilweise von den Dächern derselben auf die ahnungslos vor dem Bahnhof und in den Straßen befindlichen deutschen Truppen aus, der ein Dutzend Unteroffiziere und Mannschaften sowie eine Anzahl Pferde teils schwer, teils leicht verwundete, noch ehe die Deutschen das Feuer zu erwidern Zeit gefunden hatten.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Französische Kriegskultur:

Am 9. Januar 1915 kündigte der französische Ministerpräsident Viviani im Ministerrat den Bericht einer „Untersuchungskommission über Verletzungen der Menschenrechte durch die Deutschen" an, der in mehreren hunderttausend Exemplaren gedruckt, übersetzt und den Neutralen zur Verfügung gestellt werden soll. Dieser Bericht bildet, soweit er bis jetzt aus französischen Veröffentlichungen bekannt ist, eine einzige Kette niedrigster haltloser Verleumdungen, durch die nur Haß erzeugt und das Volk gegen die deutsche Invasion aufgepeitscht werden soll. Das Wolffsche Telegraphenbureau, das die Mitteilung macht, bemerkt dazu: Erstens soweit den Deutschen allgemein und ohne nähere Angabe von Zeit, Ort, dem Täter und dem Beweismaterial Mord, Plünderung, Brandstiftung, Vergewaltigung von Frauen vorgeworfen werden, soll offensichtlich nur der Eindruck erweckt werden, als ob die Deutschen auf ihrem Siegeszug überall planmäßig derartige Greuel zu verüben pflegten. Demgegenüber steht fest, daß die deutsche Heeresleitung mit allen Mitteln und mit durchgreifendem Erfolg die Erhaltung der Manneszucht und die strenge Beobachtung der Regeln des Kriegsrechts auf sämtlichen Kriegsschauplätzen durchzusetzen gewußt hat. Mithin trifft die französische Regierung und nicht minder die von ihr geleitete und beeinflußte Presse, die sich nicht scheut, die deutschen Heerführer als Mitwisser und Anstifter von Schandtaten hinzustellen, der Vorwurf der Lüge. Zweitens soweit man sich französischerseits bisher bequemt hat, Einzelfälle anzuführen, ist selbstverständlich von der deutschen Regierung sofort eine eingehende strenge Untersuchung veranlaßt worden, deren Ergebnis in vollem Vertrauen auf den deutschen Charakter mit Ruhe entgegen gesehen werden kann und das seinerzeit veröffentlicht werden wird. In einem dieser Fälle kann aber schon heute eine Widerlegung gegeben werden, dem Fall Lunéville, in dem der deutschen Heeresleitung die grundlose Einäscherung von 70 Gebäuden zur Last gelegt wird. Hätte die französische Regierung es für gut befunden, eingehende und objektive Ermittlungen über den Grund des in Lunéville abgehaltenen Strafgerichts anzustellen, so würde sie sich den Vorwurf leichtfertiger Unwahrheit erspart haben, der ihr bei ihrem

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jetzigen Verhalten gemacht werden muß. Sie würde alsdann festgestellt haben, daß die einheimische Bevölkerung sich nicht gescheut hat, am 25. August 1914 nach Besetzung der Stadt durch die Deutschen das Hospital militaire, in dem zahlreiche wehrlose Verwundete lagen, plötzlich und heimtückisch um 5 Uhr nachmittags durch Feuer aus Fenstern und Dachluken der in der Nachbarschaft gelegenen Häuser zu überfallen; das Feuer dauerte anderthalb Stunden ununterbrochen an und wurde lediglich von Zivilpersonen unterhalten, da uniformierte Franzosen zu jener Zeit in Lunéville nicht anwesend waren; auch am folgenden Tage wurden bayerische Truppen in gleicher Weise aus den Häusern von Zivilpersonen beschossen. Dieser Hergang ist durch die eidlichen Vernehmungen zahlreicher Zeugen einwandfrei und objektiv festgelegt. Im übrigen sei der französischen Regierung vorgehalten, wie sich französische Truppen im eigenen Lande benommen haben. Sie sind es, die geplündert und geraubt haben, nicht aber die Deutschen, denen von der französischen Regierung grundlos dieser Vorwurf gemacht wird. Ihre eigenen Landsleute haben glaubhaft bekundet, daß französische Soldaten und Zivilisten im eigenen Lande schonungslos Schlösser und Häuser, in Fontaines bei Belfort, Rambersvillers Attigny, Villers, Devant Merzieres, Vivaisse bei Crepy, Thugny und Moy, ausgeplündert haben. Nur diese, also nicht die Deutschen, trifft der Vorwurf für solche Verbrechen; im Gegenteil haben in zahlreichen Fällen einwandfreie französische Zeugen das Wohlverhalten, die Sittsamkeit und die strenge Mannszucht der Deutschen gerühmt. Auch der den deutschen Truppen grundlos entgegengeschleuderte Vorwurf des Mordes fällt auf den Verleumder mit erdrückendem Gewicht zurück. Hier sei nur erwähnt, daß die Franzosen auf dem Schlachtfeld deutsche Verwundete in überaus zahlreichen Fällen bestialisch verstümmelten und hinschlachteten. Vielfach ist nachgewiesen worden, daß Fälle vorgekommen sind, in welchen die französischen Soldaten hilflose deutsche Verwundete durch massenhafte Bajonettstiche in Leib, Kopf und Augen, durch Kolbenschläge, Durchschneiden der Gurgel und andere Schandtaten grausam ums Leben gebracht haben. Einsperren von Verwundeten, Anbinden an Bäume und Pfähle, Erschießen Kampfunfähiger aus nächster Nähe, Ermordung hilfreicher Sanitätsmannschaften aus dem Hinterhalt, Abschneiden der Geschlechts-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

teile, Aufschlitzen des Bauchs, Ausstechen von Augen, Abschneiden von Ohren, Festspießen Verwundeter auf dem Erdboden, zahlreiche Beraubungen von Verwundeten und Toten. Alle diese Schandtaten sind nachgewiesen worden, wo französische Truppen gekämpft haben, und bilden ein beredtes Zeugnis dafür, auf welcher Seite die Schänder von Kultur und Sitte zu finden sind. Aber auch außerhalb des Schlachtgetümmels haben Organe der französischen Regierung in verschwiegenen Gefängnisräumen sich des Meuchelmords schuldig gemacht: Im Gefängnis von Montbéliard wurden im August 1914 deutsche Kriegsgefangene von französischen Gendarmen roh und grausam verstümmelt und nachher grundlos totgeschlagen. In einem anderen Fall überfielen räuberische Horden französischer Soldateska die Postagentur in Niedersulzbach, nahmen die Mitglieder der Posthalterfamilie gefangen, schleppten sie fort, behandelten sie unwürdig und grausam und warfen den gebrechlichen achtundsechzigjährigen Posthalter die Treppe hinunter auf die Straße. Auch er wurde im Gefängnis von Belfort von einem Wächter roh mißhandelt, mit Füßen getreten und derart gequält und geprügelt, daß er in der Nacht zum 17. August 1914 eines elenden Todes verstarb. Auch diese Fälle sind durch die eidlichen Bekundungen glaubhafter Zeugen erwiesen. Hält man hierzu die schmachvolle, jeder Gesittung Hohn sprechende und alle völkerrechtlichen Vorschriften mißachtende Behandlung, die das deutsche Sanitätspersonal, das das Unglück hat, in französische Hände zu geraten, in Le Bourget, Fougeres, St. Menehould, Vitry le François, St. Yrieux, Peronne, Soleux, Vincennes, Lyon, Amiens, Bordeaux, Clermont Ferraud und anderen Orten über sich ergehen lassen mußte, berücksichtigt man ferner die grausame und erniedrigende Behandlung der Kriegsgefangenen in Perigueux, Granville, Puy de Dome, Montgazon, Fougeres, Castres, Mont Lories und anderen Gefangenenlagern, bedenkt man ferner die Verwendung der gefährlichsten und schlimmsten Dum-Dum-Geschosse auf fast allen Teilen der französischen Schlachtlinie, gewollt und gebilligt durch die französische Heeresleitung, so muß der französischen Regierung jede Berechtigung zu allgemeinen Beschuldigungen und Verdächtigungen der deutschen Kriegführung abgesprochen werden.

Es ist erwiesen, daß Frankreich in Pöbelexzessen Belgien kaum nach-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gestanden hat: Die Ausschreitungen gegen die in Paris ansässigen Deutschen begannen schon längere Zeit vor der Mobilmachung. Bereits gegen Ende Juli baten zahlreiche Reichsdeutsche um Schutz. (Die Zahl der allein in Paris wohnenden Deutschen dürfte 80000, die der Deutschen in ganz Frankreich über 150000 betragen haben.) Sie berichteten, daß Deutschen nirgends mehr Unterkunft geboten werde, daß man sie auf der Straße beschimpfe, daß sie sogar, wenn sie sich an die Polizei mit der Bitte um Unterbringung wendeten, dort in der rohesten Weise abgewiesen wurden. Sogar die Unterbringung ihres Gepäcks wurde ihnen verweigert, auch die Bahn nahm kein Gepäck mehr von ihnen in Verwahrung. Die Hilferufe mehrten sich von Tag zu Tag, so daß schließlich eine unübersehbare Menge von Menschen auf der Botschaft und dem Generalkonsulat als Obdachlose sich meldeten. Es wurden ihnen nach Möglichkeit Fahrkarten nach Belgien besorgt. In der Nacht vom 1. zum 2. August kamen große Mengen von obdachlosen Deutschen noch bis spät in die Nacht hinein zur Botschaft und zum Generalkonsulat, so daß ihnen ein Massenasyl während der Nacht gewährt werden mußte. Der Höhepunkt der Ausschreitungen wurde am ersten Mobilmachungstag, am 2. August, erreicht. Zahlreiche Flüchtlinge meldeten, daß die Wohnungen und Geschäftshäuser der Deutschen in der Stadt geplündert würden. Besonders rücksichtslos war die Zerstörung des Pschorrbräu, bei der zahlreiche Polizisten mit sichtlichem Vergnügen untätig zusahen. Das gesamte Inventar wurde aus den Fenstern auf die Straße geworfen, Türen und Fenster ausgehängt, die Kronleuchter herabgerissen. In gleicher Weise erging es dem Café Viennois, dem deutschen Restaurant an der Gare St. Lazare, dem Salamanderschuhgeschäft, dem Hotel de Bade, dem Delikatessengeschäft Appenrott, sämtlichen Maggigeschäften, überhaupt allen Geschäften, die Waren deutscher, österreichischer und deutsch-schweizerischer Herkunft führten. Überall sah die Polizei mit verschränkten Armen zu. In gleicher Weise wurde in den Wohnungen der Deutschen gehaust. In vielen Fällen sind nicht bloß die Wohnungen von Deutschen, sondern auch die ihrer Quartiergeber vollständig verwüstet worden. Die Folge war, daß kein Portier mehr einen Deutschen in ein Haus einließ, daß die deutschen Geschäftsangestellten und Dienstboten massenhaft entlassen wurden. Die Entlassung

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geschah häufig in brutaler Weise, oft unter Einhaltung des Gehalts. Gegen 10 Uhr abends mehrten sich die Nachrichten über Verwüstungen in der Stadt derartig, daß auf Veranlassung des Generalkonsuls Schild und Fahnenstange des Generalkonsulats eingezogen wurden und das ganze Personal sich nach der Botschaft begab, da auf dem Konsulat keine Sicherheit mehr bestand. Am nächsten Tage begannen schon am frühen Morgen Hunderte von Deutschen die Botschaft mit dringenden Bitten um Schutz und Unterstützung zu bestürmen. Die deutschfeindlichen Ausschreitungen auf der Straße griffen nach ihren Angaben derart um sich, daß beispielsweise das Stadtviertel Belleville in hellem Aufruhr war. Es sollen dort schließlich alle Geschäfte geplündert worden sein. Die Deutschen wurden überall bedroht und mißhandelt; ihre Lage war verzweifelt. Sie waren ebenso wie alle anderen Ausländer nach den für die Mobilmachung erlassenen Vorschriften verpflichtet, sich bei der Polizei anzumelden, um die Bestimmungen wegen ihrer demnächstigen Verbringung nach vorläufigen Unterkunftskolonien in Mittel-, West- und Südfrankreich entgegenzunehmen. Sobald nun ein Deutscher sich meldete, wurde er von der Polizei in brutaler Weise behandelt und dem johlenden Publikum schutzlos überlassen. Viele Frauen erzählten, daß sie nach ihrer Abfertigung mit Fußtritten und Faustschlägen aus dem Polizeibureau hinausbefördert seien. Die Meldunger mancher Deutscher wurden überhaupt nicht angenommen. Gegen die beschimpfenden Äußerungen des Straßenpublikums wurde von der Polizei kein Schutz gewährt. In den Geschäften wurden den Deutschen alle Lebensmittel verweigert. Die Abreise war nicht mehr möglich, da der Zugverkehr eingestellt war. Soweit die Deutschen Papiergeld hatten, wurde ihnen das Wechseln selbst französischen Papiergelds durchweg abgelehnt. Auf der Straße verfolgte sie das Publikum und nahm ihnen auch oft ihr Gepäck ab, das auf der Straße zerstört oder verteilt wurde. Besonders schlimm gestaltete sich naturgemäß unter diesen Umständen die Lage vieler deutscher Mädchen, Erzieherinnen, Kindermädchen oder Dienstboten, die überdies zum größeren Teil der französischen Sprache unkundig waren. Ihnen wurde, soweit irgend möglich, während des Tages auf der Botschaft Schutz zuteil. Infolge der sehr entschiedenen und dringenden Vorstellungen, die der Botschafter Freiherr von Schoen

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bei dem französischen Ministerpräsidenten erhob, gewährte endlich am Spätnachmittag die französische Regierung den obdachlosen Deutschen ein vorläufiges Unterkommen in einer Schule. Somit konnten sämtliche Deutsche genau informiert werden, wohin sie sich zu begeben hatten. Auch der Botschafter und der Generalkonsul der Vereinigten Staaten wurden davon verständigt. Außerdem wurden diese Herren gebeten, später kommenden Flüchtlingen eine entsprechende Mitteilung zu machen. Die Botschaft und das Generalkonsulat sind über 6000 Deutschen zum Verlassen Frankreichs behilflich gewesen. Da hinreichende Geldmittel nicht in den Kassen waren, auch bei den Banken nicht mehr beschafft werden konnten, halfen Freiherr von Schoen und mehrere Botschaftsmitglieder mit Privatmitteln aus. Die Botschaft war während der letzten Tage in einem Zustande, der einigermaßen an die Belagerung des Gesandtschaftsviertels in Peking erinnerte. Etwa hundert Personen, darunter vielen Familien mit kleinen Kindern, hatte der Botschafter die amtlichen und seine Privaträume zur Verfügung gestellt, wo mit Hilfe der Damen der Botschaft notdürftige Unterkunft und Verpflegung eingerichtet wurde. Die Verpflegung wurde wegen der Feindseligkeit und Ängstlichkeit der französischen Bevölkerung recht schwierig. Eine aufregende Szene spielte sich ab, als der Botschafter sich allein zum Ministerpräsidenten begab, um dort zunächst nachdrücklichen Schutz für die bedrohten Deutschen und für sich selbst zu bitten und dann den Abbruch der Beziehungen zu erklären. Der Botschafter, der schon kurz vorher im Botschaftshof von französischen Damen, die sich unter dem Vorwand von Erkundigungen zu ihm gedrängt hatten, gröblich mit Schimpfreden beleidigt worden war, die er den Damen gegenüber nicht aufnehmen wollte, wurde von mehreren verdächtig aussehenden Männern belästigt und bedroht, die auf die Trittbretter des Wagens sprangen und zu ihm einzudringen suchten. Freiherr von Schoen bewahrte aber kaltes Blut, rief Schutzleute herbei und gelangte unter deren Schutz zum Ministerium des Äußeren, erhob dort energischen Einspruch wegen des Vorgefallenen und erhielt die Genugtuung in der Form von Entschuldigungen mit der Zusicherung ausreichenden Schutzes. Seine Abreise mit allem Personal und Familien, etwa hundert Personen, verlief auch ohne störenden Zwischenfall.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Über die Stimmung in Paris in den ersten Augusttagen haben wir ein deutliches Bild durch einen Bulgaren, der am 29. September 1914 in der Zeitung „Utro" seine Eindrücke geschildert hat: Gegen Ende Juli hielt man in Paris den Krieg für unvermeidlich. Am 1. August gegen 4 Uhr nachmittags wurde die Mobilmachung durch Anschläge verkündet. Ich blieb in den Straßen, um zu beobachten, wie diese Nachricht vom Volk aufgenommen werden würde. In den Straßen war alles ruhig. Die Pariser tranken ihren Absinth auf den Terrassen der Kaffeehäuser; Soldaten, Wagen mit Militärrequisiten durchzogen die Straßen; Offizieren in ihren Uniformen begegnete man häufiger als sonst. Eine Niedergeschlagenheit war überall bemerkbar. Nirgends waren Rufe der Freude zu hören. Die Zeitungen machten glänzende Geschäfte. Tausende von Nummern waren in einem Augenblick vergriffen. Gegen 5 Uhr nachmittags überfielen etwa 20 Pariser das Schuhgeschäft „Salamander" in der Sebastopolstraße. Innerhalb 15 Minuten war das ganze Geschäft ausgeplündert, so daß auch nicht ein einziges Paar Schuhe übrigblieb. Am selben Abend wurden patriotische Kundgebungen veranstaltet. Gleichzeitig aber fanden von Arbeitersyndikaten veranstaltete Gegenkundgebungen statt. Gegen 11 Uhr nachts wurden die Rufe: „A bas l'armée" und „Nous ne voulons pas la guerre" lauter. Die Polizei verhaftete und zerstreute die Demonstranten. Erst spät in der Nacht wurde Paris ruhiger. Die Plünderung des Geschäftshauses „Salamander" fand Nachahmung. Am darauffolgenden Tag, am Montag, plünderte der Pöbel Kolonialwaren- und andere Geschäfte vor den Augen der Polizeibehörden, die diesem Treiben des Pöbels ruhig lächelnd zusahen. Ich war Zeuge der Plünderung des Geschäftes „Salamander", der Bierhalle „Pschorr", einer Apotheke in der Seinestraße, des Café France vor dem Bahnhof St. Lazare und kann mit ruhigem Gewissen bezeugen, daß in jedem dieser Fälle etwa 50 Polizisten der Zerstörung beiwohnten, ohne auch nur den geringsten Versuch zu machen, den Pöbel von seiner Zerstörungswut zurückzuhalten; so wurden mehr als 150 bis 200 Läden geplündert oder zerstört, ohne die 120 Milchgeschäfte zu rechnen, die der Pöbel zerstörte und plünderte unter dem Vorwande, daß sie der deutschen Gesellschaft Maggi gehörten. Dies zügellose Treiben des Pöbels sowie die außerordentlich strengen

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Maßregeln der Polizei gegen sämtliche Ausländer verursachten in Paris eine große Panik. Sämtliche Geschäftshäuser in der Avenue de l'Opéra, Boulevard des Capucines, Boulevard des Italiens, Rue de la Paix, Rue Brissy wurden geschlossen. Einige Läden wurden mit Schutzverschlägen aus Brettern versehen, andere mit Anschlägen, Bescheinigungen der zuständigen Behörden, daß in dem betreffenden Geschäft kein ausländisches Personal beschäftigt und daß der Inhaber Franzose sei. Wie viele lächerliche Bescheinigungen konnte ich unter den Tausenden beobachten, mit denen die Türen der Läden beklebt waren! Am 6. August war Paris unerkennbar. Die Straßen, in denen man sich früher kaum einen Weg durch die Menge bahnen konnte, waren ganz öde. Nach 8 Uhr abends wurden sämtliche Lokale geschlossen. Die Stadt machte den düsteren Eindruck eines Provinzialortes. Am dritten Tage nach der Mobilmachung sammelten sich Jungens, Studenten und gedungene Leute und durchzogen die Straßen unter den Rufen: „Es lebe Frankreich! Nach Berlin!" Diese Rufe hörte man etwa zwei Tage lang, aber ohne daß man mir den Vorwurf der Parteilichkeit machen kann, muß ich erklären, daß ich in diesen Gruppen keine zum Soldatendienst taugliche Personen bemerken konnte. Ich sah viele Kinder, viele Schüler, hunderte von Grisetten sowie infolge der Schließung der großen Warenhäuser beschäftigungslos gewordene Personen. Das war die ganze Begeisterung, die ich in Paris gesehen habe vom Tage der Mobilmachung an bis zum 2. September. Die Ausschreitungen des Pöbels dauerten noch etwa 15 Tage an, bis der Präfekt sich endlich entschloß, Maßregeln zu ergreifen, um Leben und Gut der Bürger zu schützen. Ich will die Fälle erwähnen, denen ich als Augenzeuge beiwohnte. Der deutsche Delegierte, der am Esperantistenkongreß teilnehmen sollte und der eben erst in Paris angekommen war, wurde vor seinem Hotel von Franzosen überfallen und halbtot geprügelt. Von Arbeitern und einigen Bulgaren befreit, wurde derselbe mit verbundenem Kopf in einem Hotel versteckt und später im Automobil fortgebracht. Der Pöbel überfiel ihn doch wieder und prügelte ihn zu Tode. Eines Nachts wurde im Quartier Latin ein Österreicher von zwei Schutzleuten aus dem Kommissariat Odeon festgenommen. Der Arme sprach unglücklicherweise nur Deutsch. Ich konnte aus einer Entfernung beob-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

achten, wie der Arme ungefähr 20 Schläge mit der Faust auf den Mund und in die Backen erhielt. Es war entsetzlich! In der Avenue Champs Elysées wurde ein unglücklicher Österreicher von zwei Soldaten einfach niedergetreten unter dem Vorwand, daß er ein Spion sei. Die Pariser lachten dazu, freuten sich und schrien: „Sales bouches." Ich erkläre nochmals, daß ich nur das wiedergebe, was ich selbst gesehen habe. Als die Verwundeten anlangten und die Pariser die Richtigkeit der amtlichen Nachrichten über die Kriegsereignisse zu bezweifeln anfingen, verschwand der Patriotismus der Franzosen vollkommen. Das Folgende möge als Beispiel dienen: Mit Herrn J..., dem Sohn eines früheren bulgarischen Ministers, und dessen Frau unterhielten wir uns mit einer Französin. Wir blieben starr vor Verwunderung, als dieselbe uns erklärte: „Ich bedauere es sehr, daß ich meinen Mann nicht dazu bringen konnte, zu desertieren." Sie fügte noch hinzu: „Je m'enf... de la France et ceux, qui l'ont creée." Die Mißerfolge erbitterten die Franzosen gegen alles, was nicht französisch war, und ihre Brutalität wurde unerträglich. Die Gassenjugend bot in aufdringlicher Weise französische Trikolorbänder zum Kauf an, und wenn jemand sich weigerte, den geforderten Betrag dafür zu zahlen, wurde ihm in zynischer Weise mit den Worten gedroht: „Sale étranger, tu vas voir!" Am 25. August kamen auf dem Bahnhof St. Lazare verwundete Turkos an. Einer von ihnen brachte in einem Sack eine Trophäe mit. Sie bestand in einem menschlichen Kopfe. Der Umstand, daß ein Turko einem Deutschen den Kopf abgeschnitten und diesen als Trophäe mitgenommen hatte, ist noch nichts gegen die Tatsache, daß sich auf dem Bahnhofe zivilisierte Franzosen befanden, die sich gegenseitig überboten, um den Kopf käuflich zu erwerben. Der Kauf konnte nicht perfekt werden, da erstens der Soldat erklärte, daß er den Kopf nicht verkaufen wolle, zweitens, weil schließlich die Polizei, die bemerkt hatte, daß sich auch Ausländer auf dem Bahnhof als Zuschauer befanden, den Soldaten zur Wache abführte.

Wie in Paris benahm sich das Volk auch in der Provinz: Als ich, so schildert ein deutscher Konsularbeamter in Südfrankreich die Vorfälle bei seiner Abreise, im Automobil bis Narbonne fuhr, um von dort aus den letzten nach Spanien gehenden Zug zu benutzen, sind meine Papiere

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf jeder größeren Station untersucht worden, nicht ohne daß ich bei dieser Gelegenheit vom Pöbel und von Mitreisenden beschimpft und beleidigt wurde. Wappenschild und Fahnenstange des Konsulats waren vom Pöbel im Augenblick meiner Abfahrt heruntergerissen worden. Drei deutsche Erzieherinnen meines Bezirks, die kurz darauf ebenfalls mit Automobil nach Spanien haben flüchten müssen, sind von der Bevölkerung in schändlicher Weise behandelt, zum Teil entkleidet und wegen angeblichen Spionageverdachts durchsucht worden. In Lyon, erzählt der Mitaussteller des österreichischen Pavillons der Lyoner Ausstellung, Werktor, wurden alle Aussteller von ihren Plätzen losgerissen und in die Konzentrationslager verschiedener Städte verschickt, wo man haufenweise zusammengepfercht in engen Räumen auf Stroh ohne Decken schlafen mußte: Wir hatten das Glück, nach Thiers im Departement Puy de Dome mit zusammen 850 Personen, Frauen, Kindern und Männern, verschickt zu werden, allerdings im Viehwagen. Ich schreibe, „wir hatten das Glück", da uns die Zivilbehörden menschlich entgegenkamen gegen andere Städte. Wir wurden in der ersten Nacht unserer Ankunft in Thiers in einer offenen Markthalle interniert, alle zusammen, und mit wenig Stroh bedacht. Die Nacht war kalt, die Halle zugig; Frauen und Kinder weinten, es gab nichts zum Stärken, und wir standen unter militärischer Bewachung. So blieben wir, bis wir dann, verteilt in zwei Schulen, untergebracht wurden, Männer und Frauen getrennt. Zu essen gab es dreimal täglich Wassersuppen und Brot; wer Geld hatte, konnte sich wenigstens etwas kaufen. Schlafen mußten wir auf Stroh und zu 30 bis 40 in einem Raume für 10. Auf unser wiederholtes Ansuchen beim Bürgermeister sandte man uns auf unsere Kosten nach zehn bangen Tagen nach Spanien. Die Fahrt durch Frankreich war ein Leidensweg mit allen Schrecken. Auf allen Stationen wollte der Pöbel zu uns, um uns etwas anzutun. Wir wurden beschimpft und hatten Angst, daß man ins Coupé schießen werde. Nach ungefähr 40 Stunden erreichten wir endlich die spanische Grenze und konnten frei aufatmen. Dies Gefühl der Freiheit war unbeschreiblich. Die Ereignisse der letzten Tage in Lyon können auch ein Bild davon geben, wie wir behandelt wurden. Ohne uns vorher irgendwie zu verständigen, weder durch Maueranschlag noch mündlich, wurde am 1. August unser Pa-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

villon (die österreichische Ausstellung) geschlossen, und wir mußten alles stehen lassen und die Ausstellung verlassen. Unser ganzes Hab und Gut wurde uns mit einem Schlag genommen mit dem Versprechen, daß wir es nach dem Krieg zurückbekommen würden. Am 2. August wurden alle Fremden aufgefordert, sich bei der Polizei zu melden. Wir waren alle der Meinung, wir bekämen die Bewilligung, an irgendeine neutrale Grenze zu fahren. Unterdes wurde uns bedeutet, daß wir in drei Tagen Bescheid bekommen würden. In der Zwischenzeit wurde mobilisiert, auch der ganze Pöbel von Lyon wurde mobil gemacht, und überall, wo sich ein deutsches Gesicht zeigte, ging der Mob drauf los, den Betreffenden zu lynchen. Sämtliche Österreicher und Deutschen, die jahrelang schon in Lyon ihre Geschäfte hatten, mußten alles unverzüglich schließen und sich auf der Stelle flüchten, sonst wären sie umgebracht worden. Zwei Tage vor unserer Abreise klopfte es an die Tür. Ich mache auf, es steht ein Weib draußen und schreit: „C'est vous, l'autrichien!" Sie zieht ein versteckt gehaltenes Bajonett hervor und will mich niederstechen. Durch rasches Zuschlagen und Verriegeln der Tür konnte ich mich retten. Am 6. wurden wir abgeschoben, aber bis 6. haben wir weder essen noch schlafen können vor Aufregung. Man hätte uns ganz gut verständigen können, wir sollten abreisen, da der Bürgermeister, der täglich in die Ausstellung kam, uns alle kannte und uns zur Teilnahme an der Ausstellung eingeladen hatte. Statt dessen hielt man uns absichtlich zurück, um uns dann gefangen zu nehmen.

Pöbelexzesse wurden uns aus Frankreich von allen Gegenden gemeldet: Vor dem deutschen Konsulat in Marseille sammelte sich bereits am 4. August nachmittags eine Schar meist jüngerer Franzosen an, die sich gruppenweise vor der Kanzlei unterhielten. Drei Schutzleute sorgten für Aufrechterhaltung der Ordnung. Um 8 Uhr erschienen zwei junge Deutsche im Kraftwagen und baten um Visierung ihrer Pässe. Die Menge war inzwischen auf mehrere Hunderte angewachsen und wollte die im Konsulat befindlichen Personen am Verlassen des Hauses verhindern. Es gelang noch, einem deutschen jungen Mädchen freien Abzug zu erzwingen; dagegen überfiel die Menge die beiden jungen Leute, als sie ihr Auto besteigen wollten, und schlug trotz der Anwesenheit der

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Polizeibeamten von allen Seiten auf sie ein. Sie wurden dabei erheblich verletzt, konnten aber schließlich doch im Automobil entkommen. Infolge der Prügelszenen waren von allen Seiten weitere Menschenmassen herbeigeströmt, deren Zahl etwa 1000 betragen haben mag und deren Haß sich nunmehr in drohenden Äußerungen gegen den Konsul entlud. Auf dessen Veranlassung wurde die zuständige Polizeiwache von der drohenden Lage benachrichtigt und das Schutzmannsaufgebot verstärkt, ohne daß es indessen gelungen wäre, die Menge zu zerstreuen. Gegen 11 Uhr erschien der Polizeikommissar und riet dem Konsul, das Amtsgebäude nicht vor 1 Uhr Nachts zu verlassen, bis zu welcher Stunde sich die Menge zweifellos zerstreut haben würde. Diese Annahme erwies sich indes als irrig. Um 1 Uhr nachts ersuchte der Konsul den Präfekten des Bezirks der Rhonemündungen, für die Sicherheit seiner Person und der miteingeschlossenen beiden Beamten Sorge zu tragen, da von der Menge wiederholt Versuche gemacht würden, die Tür zu erbrechen und das Konsulat zu erstürmen. Um 3 Uhr nachts erschien der Präfekt an der Spitze von 150 Polizisten und stellte die Ruhe wieder her. Dem Wunsch des Konsuls, das Konsulat mit den beiden Beamten zu verlassen und ein Hotel am Bahnhof aufzusuchen, glaubte er nicht entsprechen zu können; er erklärte vielmehr, sie nur im Konsulat selbst beschützen zu können. Da noch verschiedene Briefe in der Stadt zu bestellen waren und kleines Geld zur Reise eingewechselt werden mußte, wurde auf die Versicherung des Präfekten, daß ein Konsulatsbeamter dies ungefährdet tun könne, dieser mit den Briefen und 500 Franken hinausgeschickt. Bis 9 Uhr vormittags herrschte verhältnismäßige Ruhe. Um diese Zeit aber wurden die verstärkten Nachtposten eingezogen, es blieben nur 3 Polizisten vor dem Hause, und die Menge sammelte sich abermals an. Bald nach 9 Uhr kehrte der abgeschickte Beamte zurück. Kaum hatte er indessen den Hausflur betreten, als aus der Menge der Ruf erscholl: „Voilà un!“ und diese zusammen mit den Polizisten, die riefen: „Fouillez-le!“ auf den Beamten stürzte. Er wurde jämmerlich verprügelt, so daß er aus vielen Wunden blutete, seines Geldes beraubt und auf die Polizeiwache verbracht. Diese Szene war dem Präfekten alsbald gemeldet worden. Denn er erschien zwischen 10 und 11 Uhr von neuem beim Konsul

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und erklärte, der Beamte habe sich eines schweren Vergehens schuldig gemacht, da er einen Polizisten durch einen Revolverschuß nicht unerheblich verletzt hätte. Dem Präfekten wurde jedoch sofort erwidert, daß dies unzutreffend sein müsse, da dem Beamten eine so unbedachte Handlung nicht zugetraut werden könne und keiner der Konsulatsbeamten einen Schuß hätte fallen hören. Um 4 Uhr nachmittags erschien der Präfekt mit mehreren höheren Beamten und Agenten der Geheimpolizei in drei Kraftwagen und begleitete den Konsul mit einem der Konsularbeamten, zusammen mit dem amerikanischen Generalkonsul, nach dem Vorortbahnhof La Blancarde, wo inzwischen auch der andere Beamte eingetroffen war. Um 5 Uhr nachmittags reiste der Konsul mit seinen Beamten in Begleitung eines höheren Polizeibeamten in Zivil in einem reservierten Coupé erster Klasse in der Richtung nach Ventimiglia ab. Bis Nizza verlief die Reise ruhig. Nachdem der Zug in die Nizzaer Bahnhofshalle eingelaufen war, erklärte der begleitende Geheimbeamte nach einer Besprechung mit einem uniformierten Gendarmen dem Konsul, er sei von dem Präfekten in Marseille telegraphisch zurückberufen worden und könne uns deshalb nicht weiterbegleiten. Dieser angebliche Rückkehrbefehl war indessen augenscheinlich nur ein Vorwand, um sich aus dem Staube zu machen. Auf dem Bahnhof in Nizza hatte sich nämlich eine vielhundertköpfige Menge angesammelt, die auf irgendeine Weise erfahren hatte, daß sich der deutsche Konsul in Marseille im Zuge befand, und sich in wüsten Drohungen und Beschimpfungen erging. Wiederholt wurden von beiden Seiten die Wagentüren aufgerissen, wobei sich selbst Soldaten und Eisenbahnbeamte beteiligten, und die Drohung ausgestoßen wurde, daß die Deutschen nicht lebend über die Grenze kommen würden. Nachdem der Zug die Bahnhofshalle bereits verlassen hatte und sich bereits in ziemlicher Fahrt befand, erhob sich der Konsul gerade, um etwas aus dem Gepäcknetz zu nehmen. In diesem Augenblick warf ihm ein Unbekannter, der offenbar auf dem Trittbrett des Wagens mitgefahren war, eine starke Flasche gegen den Kopf, die in unzählige Scherben zersplitterte und tiefe Schnittwunden in und hinter dem rechten Ohr verursachten. Auch in Mentone nahm die Menge eine drohende Haltung an, konnte indes durch die Polizeibeamten in Schach gehalten werden.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Um 7 Uhr verließ der Zug den Bahnhof von Mentone, während die auf dem Bahnsteig versammelte Menge rief: „A mort les Allemands!"

Wie gegen Deutsche und Österreicher in Frankreich, verfuhr man auch gegen Angehörige neutraler Mächte wie Rumänen und Italiener. Am 10. August 1914 las man in einer in einem Blatt in Trient veröffentlichten Zuschrift aus Brescia: Hier sind mehrere italienische Arbeiter eingetroffen, die gleich allen anderen italienischen Arbeitern aus Frankreich ausgewiesen worden waren. Sie befanden sich in einem bedauernswerten Zustand und erzählten von geradezu bestialischen Torturen seitens französischer Agenten und Soldaten. Die Italiener wurden mit Lanzen und geladenen Revolvern zu den Bahnhöfen getrieben und mußten sich alle Beschimpfungen, so das übliche Schimpfwort „dumme Makkeroni", gefallen lassen.

Die Turiner „Stampa" erzählte am 9. August 1914, daß in zahlreichen Extrazügen von der französisch-italienischen Grenzstation Modane Tausende italienischer Arbeiter mit ihren Frauen, Kindern und Habseligkeiten in Turin einträfen. Diese erzählten, daß in Frankreich die Betriebe geschlossen und alle Arbeiter entlassen würden. Die italienischen Arbeiter wurden aufgefordert, binnen 24 Stunden, in den entlegeneren Provinzen binnen zwei bis drei Tagen das Land zu verlassen. Viele konnten nicht einmal ihren Lohn ausbezahlt erhalten. Manche mußten zu Fuß an die Grenze wandern. In Modane sammelten sich mehr als 6000 Mann italienischer Flüchtlinge an, die nicht weiterbefördert werden konnten. Von Italienern allein wurden 80000 an die italienische Grenze geschafft. Nicht anders erging es den Rumänen, die hoffentlich alle in der Heimat erzählt haben, wie es ihnen in Frankreich erging, wie sie, des Landes verwiesen, in barbarischer Weise aus ihren Wohnungen geholt wurden und wie sie unter Mißhandlungen und unter den größten Fährlichkeiten ihren Weg über die französische Grenze nehmen mußten.

Das Volk war im ganzen Land in höchstem Maß zu Gewalttätigkeiten geneigt, und die Behörden duldeten die Exzesse, wenn sie sie nicht noch durch ihre Organe hervorriefen und bestärkten. An der französischen Riviera nötigte man, obwohl noch kein Kriegszustand zwischen Frank-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reich und Österreich-Ungarn bestand, österreichisch-ungarische Staatsangehörige, die dort Villen besaßen oder gemietet hatten, gewaltsam, ihre Häuser zu verlassen, verweigerte ihnen aber Wagen zur Abfahrt. So wanderten denn sie zu Fuß, mit der unentbehrlichsten Habe auf dem Rücken, über das Gebirge nach der italienischen Riviera. In Paris umdrängte eine wütende Menschenmenge das österreichisch-ungarische Generalkonsulat, dessen Insassen schwer bedroht wurden, so daß sich der Gerant des Generalkonsulats in das Botschaftsgebäude flüchten mußte.

Auch im Jahre 1870 hat Frankreich die auf seinem Territorium weilenden Deutschen, angeblich etwa 100000, davon ungefähr 40000 aus Paris, ausgewiesen. In keinem der großen Kriege aber der letzten Jahrzehnte, weder im chinesisch-japanischen von 1894, noch im spanisch-amerikanischen von 1898, noch im russisch-japanischen von 1904/05 sind die feindlichen Ausländer des Landes verwiesen worden.

Daß die Franzosen, die sich doch auf ihre Galanterie den Frauen gegenüber so viel zugute tun, auch gegen Frauen wie die Kosaken, ihre Bundesgenossen, sich benahmen, erfahren wir aus dem Brief einer Dame aus dem elsässischen Grenzort Saales, die noch heute, nachdem sie auf deutsches Eingreifen aus französischer Gefangenschaft befreit worden ist, unter der ihr und ihren Leidensgenossen widerfahrenen Behandlung seelisch leidet. Sie hat davon in der „Straßburger Post" erzählt und nach mündlich mitgeteilten Einzelheiten zu urteilen die Wahrheit eher abgeschwächt als übertrieben: Es war der 12. August, als wir, meine Mutter, Schwester und ich, in Saales von französischen Gendarmen verhaftet wurden, unter dem Vorwand, ich hätte keine Erlaubnis von Frankreich, die Rote Kreuzbinde zu tragen und Verwundete zu pflegen. Die Rote Kreuzfahne, die, während deutsche Truppen in Saales waren, gehißt war, wurde von der ersten Patrouille schon heruntergerissen, nachdem unser Haus, in dem noch ein schwerverwundeter deutscher Soldat lag, zwei Stunden lang erfolglos bombardiert worden war. Es wurde uns nicht gestattet, das Nötigste mitzunehmen, man gab uns zwei Minuten Zeit, dann wurden wir mit aufgepflanzten Bajonetten nach dem Rathaus gebracht, wo wir die Nacht auf Steinfliesen verbringen sollten; jedoch stellte uns der Bürger-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

meister Betten zur Verfügung. Am anderen Morgen, halb 4 Uhr, wurden wir mit 18 Beamten und Bürgern von Saales, wir Frauen auf einem Ochsenwagen, die Männer zu Fuß, vorerst nach Provenchères gebracht, wo wir in einem unglaublich schmutzigen Raum der Gendarmeriestation bis nachmittags auf den Fliesen saßen. Dann begann die Weiterfahrt nach St. Dié und damit der Leidensweg. Es ist mit Worten nicht anzuführen, die unflätigsten Schimpfworte, Steine flogen uns an die Köpfe, die Weiber benahmen sich, wie ich es nie für möglich gehalten hätte, wütend verzerrte Gesichter, gemeine Gesten bot uns jedes Dorf. Unterwegs begegnete uns das ganze XIV. Armeekorps, das nach Deutschland zog, und keiner sparte sich etwas. Von Disziplin keine Spur, sogar die Offiziere machten mit ihren Leuten gemeinsame Sache und beschimpften wehrlose Frauen. Wir konnten nicht durch, weil die Soldaten den Wagen nicht passieren ließen, und waren viertelstundenlang den gröbsten Beschimpfungen ausgesetzt. Gegen 8 Uhr zogen wir in St. Dié ein. Hunderte erwarteten uns vor der Stadt, jeder mit einem Knüppel oder sonst etwas bewaffnet. Bis wir in die Stadt kamen, waren es Tausende geworden. Der Aufruhr war unbeschreiblich. Auf einem Umweg, damit das Volk seinen Spaß an uns haben konnte, wurden wir nach der Gendarmeriestation verbracht. Nach einer Personalienaufnahme wurden wir zu Fuß in das Gefängnis transportiert. Hier angelangt, wurden wir Frauen in einem gemeinsamen Schlafsaal untergebracht. Ein Weib, ein Teufel in Menschengestalt, war unser Cerberus. Wir waren „femmes" geworden, sie wollte uns die Kleider vom Leibe reißen, meiner Mutter den Ehering und die Ohrringe abnehmen, was wir uns aber doch energisch verbaten. Dann legten wir uns auf Maispritschen „zur Ruhe". Am anderen Morgen gab es eine Suppe, die uns laut aufweinen ließ, die Tage lebten wir von Wasser und Brot und schliefen. Unsere Hoffnung auf ein Verhör wurde zuschanden. Am 15. August, morgens 3 Uhr, erschien unser Cerberus: Raus, in zehn Minuten geht der Zug. Auf unsere Frage, wohin, Achselzucken. Vom Gefängnis aus ging's mit der Truppe unserer Bekannten von Saales, zu denen auch einige französische Deserteure kamen, zum Bahnhof. Und am Bahnhof, welche Überraschung, einige bekannte Gesichter deutscher Soldaten, die wir noch am Tage

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unserer Verhaftung im Sanatorium in Saales gesprochen hatten. Franzosen hatten das Sanatorium geplündert. Viele Verwundete waren nun bei unserer Truppe; der Rest, der nicht transportiert werden konnte, wurde nach St. Dié ins Krankenhaus gebracht. Viele davon starben unterwegs, weil sie auf Leiterwagen transportiert wurden. Meine Schwester, die mit zwei kleinen Kindern während der aufregenden Tage in Saales bei dem Direktor des Sanatoriums Aufnahme fand, sollte noch dort sein. Im Zug erst erfuhren wir unser Reiseziel, die Festung Epinal. Ganze Arbeit, das muß man sagen, gegen wehrlose Frauen, „französische Courtoisie". Der Einzug in Epinal war verhältnismäßig ruhig, was wir zum großen Teil unserer Eskorte verdanken konnten. Nach halbstündigem Marsch durch Epinal tauchte endlich unser Heim auf, die Maison de correction. Unsere deutschen Soldaten wurden sofort eingelassen, während wir Zivilisten der Volksmenge überlassen wurden, die uns auch gehörig zur Zielscheibe ihres Spottes nahm, bis sich endlich die Gefängnistüren hinter uns schlossen. Wir blieben 16 Tage im Zuchthaus, in einem unglaublichen Schmutz, ohne die geringste hygienische Einrichtung. Nach zwei Tagen kamen noch andere Frauen und Kinder, darunter eine Mutter von 14 Kindern, vier hatte sie bei sich, von den anderen zehn wußte sie nichts. Die Leute wurden in ihren Häusern einfach in ein Zimmer gesperrt, damit die Franzosen besser plündern konnten. Wir waren in einem Raum, in den der hohen Mauern wegen keine Sonne eindringen konnte. Wir ließen uns den Arzt kommen, der uns in die oberen Räume bringen ließ. Auch den evangelischen Pfarrer ließen wir uns kommen, der Herr erschien das erstemal ganz nett, das zweitemal schienen die Franzosen eine Niederlage erlitten zu haben, da war sein Wesen Haß, der geistliche Firnis war abgefallen. Das ganze Volk ist ja voll von Haß. Was wir alles hören mußten über unseren Kaiser und sein Haus, kann man nicht wiederholen. So ging's Tag für Tag. Am 27. August mitten in der Nacht mußten wir uns eilends fertig machen, von all den Frauen nur wir drei, und es ging wieder ins Unbekannte. Unsere Leidensgenossen dachten in die Freiheit. Als wir unten die Halle betraten, eine Menge neuer Gesichter; zu den Saaler Geiseln waren noch die aus der Gegend von Saarburg gekommen, darunter ein sechsundachtzigjähriger Mann

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und ein in den siebziger Jahren stehender Herr mit einem schweren Beinschaden. Wir wurden hinausgeführt, und dann hieß es: Bajonette auf! laden! und die Kerle luden so, daß wir glauben sollten, jetzt sei es zu Ende; sie sagten auch: Jetzt werdet ihr füsiliert. Das hatten wir aber stets die Zeit her gehört, und es machte uns eigentlich keinen Eindruck mehr, wir waren immer darauf gefaßt. Am Bahnhof Epinal stand eine Unmenge Züge mit Flüchtlingen und Verwundeten. Alles „die Arbeit Wilhelms". Im Zuge änderte sich das Benehmen unserer Eskorte, als sie aus den Papieren sahen, daß wir keine Spione seien, baten sie uns sogar um Entschuldigung. Aber auch hier die unglaublichsten Beschimpfungen über unseren Kaiser. Auf unsere Erwiderung, unser Kaiser hat doch die ganzen Dokumente, die die Vorgänge vor dem Kriege belangten, veröffentlicht, er trage doch keine Schuld am Kriege, die Antwort: „Die sind gefälscht." Der Haß auf den Kronprinzen ist groß. Fuhr ein Zug mit Verwundeten vorbei, dann kannte die Wut auf unseren Kaiser keine Grenzen mehr; man erzählte uns, in Deutschland sei Revolution und Hungersnot, der Kaiser im Irrenhaus aus Kummer über die schweren Verluste seiner Truppen; viele deutsche Prinzen seien schon gefallen — und vieles andere. Mit all diesen Lügen wird offenbar das französische Volk gefüttert. Ein kriegsgefangener bayerischer Offizier, der in Epinal einstieg, sagte in einem unbewachten Augenblick meiner Mutter, wie es mit den Deutschen stehe: „Sieg auf der ganzen Linie." Es war einer der schönsten Augenblicke unseres Lebens. Was dieser Offizier über seine Behandlung von Baccarat bis Epinal erzählte, war fürchterlich. In Gray kam ein Offizier mit 20 Mann zu uns, der auch seit den Tagen seiner Gefangenschaft nichts zu essen hatte, den Leuten wurden Knöpfe und Achselstücke abgerissen. Unsere Eskorte von Gray bis Paray le Monial war anständig. Wir bekamen auf ihre Veranlassung Fleischkonserven und Kaffee. Das Publikum war ebenso aufgeregt wie an der Grenze. Offiziere kamen in unser Abteil und beschimpften uns auf die gemeinste Art und Weise. Dann standen wir sechs Stunden im Bahnhof Moulins in glühender Sonnenhitze ohne Wasser, den Insulten der Menge preisgegeben. Hier sollten wir auch bis dahin das Schwerste erleben. Gegen 6 Uhr fuhr ein endlos langer Zug mit seltsamen Gestalten ein. Auf

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Dächern der Wagen standen verwegene Gesellen halb nackt und schwenkten die Trikolore. Es waren Apachen und Zuchthäusler, die als Ersatz für die schwarzen Truppen nach Afrika geschickt wurden. Wie die Katzen kletterten sie an den Wagen herunter und stürmten unseren Zug. Es war fürchterlich. Sie versuchten die Türen einzuschlagen, Fensterscheiben splitterten, ein verwundeter deutscher Soldat wurde mit dem Kopf zu unterst aus dem Abteil gezogen und mißhandelt. Wir fürchteten auch für unsere armen verwundeten Offiziere. Tausende standen da und heulten und schrieen. Ein armdicker Knüppel flog in unser Abteil und verletzte uns. Wir drei Frauen allein. — Und draußen dies Geheul und diese Gesichter, der „Abscheu" der Menschheit. In jener Stunde haben wir das Fürchten gelernt. So bebten wir, bis das Signal zur Abfahrt ertönte, dem diese . . . nur widerwillig Folge leisteten. Gegen elf Uhr nachts langten wir in Clermont-Ferrand an, wo es unmöglich war, uns auszuladen. Tausende von Menschen belagerten den Bahnhof. So standen wir einige Kilometer vom Bahnhof entfernt, bis man uns gegen vier Uhr morgens mit einer 20 Mann starken Kavalleriebedeckung zum Militärgefängnis brachte. Hier war die Behandlung uns gegenüber anständig. Hier wurden wir vom Kommandanten, einem Elsässer, verhört. Der Herr war sehr empört, daß man Frauen und Kinder verhaftet hatte. All das aber kann nicht gut machen, was Seele und Leib erduldet hatten in dieser schweren Zeit. Unser Lager, ebenso wie das der Offiziere, war wieder Stroh auf Steinfliesen. In derselben Nacht noch wurden wir auf einen Truppenübungsplatz am Puy de Dome gebracht und hier, welcher Schreck! Bekannte Gesichter, Beamtenfrauen von Saales mit ihren kleinen Kindern, darunter drei Säuglinge. Meine Schwester, die aus Afrika zur Erholung im Sanatorium weilte, war mit ihren beiden kleinen Kindern dort verhaftet worden, ohne das Nötigste für sich und die Kinder mitnehmen zu dürfen. Die Kinder waren dem Verhungern nahe, keine Pflege seit vierzehn Tagen, die Körperchen wund bis aufs Fleisch, das Baby von acht Wochen keine Windeln. Außer uns elsässischen Geiseln waren noch ungefähr 800 Deutsche und Österreicher da, meist aus Lyon ausgewiesen. Eine junge Frau mit einem fünftägigen Kinde wurde mitgeschleppt und lag totkrank. Eine andere gebar eben und

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erwürgte ihr Kind, eine dritte wollte sich und ihr Kind aufhängen, wurde abgeschnitten und mit Fußtritten ins Gefängnis befördert. Aus dem ganzen Elsaß von Altkirch bis Saarburg waren Grenzbewohner mitgenommen, alle nur mit dem Nötigsten bekleidet. Die Männer teilweise schwer mißhandelt. Schuhe und Strümpfe wurden ihnen abgenommen und verbrannt. Die Knöpfe der Kleider abgeschnitten. Der Arzt der Heilanstalt in Lörchingen lag in Baccarat über eine Stunde bewußtlos infolge von Mißhandlungen. Der Arzt des Sanatoriums in Saales liegt in Clermont-Ferrand körperlich und seelisch gebrochen im Hospital. Die Herren wurden alle gefesselt, je drei Mann von zu Hause abgeführt. Narben der Fesseln waren nach drei Wochen noch am Handgelenk zu sehen. Ein Zahnarzt aus Thann lag in einer Baracke auf Stroh an einer Rippenfellentzündung ohne die geringste Pflege. Selbst Milch wurde ihm verweigert. Das Elend der Kinder war herzzerreißend. Auf der Reise drei Tage und drei Nächte nichts zu essen. Einige Mütter und Kinder wurden in St. Dié in einem Hospital untergebracht, das unglaublich schmutzig war. Hier wurden ihnen die Kinder zwei Tage lang abgenommen und bekamen saure Milch. Rote Kreuzdamen gingen während der Reise an all dem Elend mitleidlos vorüber. In den Baracken mußten die armen wunden Körperchen auf Stroh liegen. Am 4. September sollten wir weiter südlich verbracht werden, weil die Nächte sehr kalt waren. Morgens 7 Uhr wurden wir in einem Leiterwagen nach Clermont-Ferrand gebracht. Hier wurden wir auf einem Militärbahnhof eingeladen. Kurz vor der Abfahrt wurden wir Frauen von Saales auf Grund eines Telegramms von einem Kommandanten von Clermont-Ferrand höflich gebeten, den Wagen zu verlassen und uns in einen Wagen zweiter Klasse zu Anfang des Zuges zu begeben. Verblüfft über solche ungewohnte Zuvorkommenheit, folgten wir willig. Ging es doch nach Epinal, wieder ein Stück der Heimat zu. Unsere Leidensgenossen, darunter noch die Frauen aus der Saarburger und Markircher Gegend, wurden weiter nach Issoir befördert. Nun ging das Wandern wieder an. Bis Epinal waren wir vier Tage unterwegs. Da man vergaß, uns in Moulins auszusetzen, fuhren wir gegen Paris zu und verloren so 24 Stunden. Im Bahnhof von Moulins begegnete uns die schwarze „Elitetruppe". Französische Offiziersdamen

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

brachten den Kerlen Blumen, manche wurden gar noch umarmt und geküßt! Hinter Paray le Monial sorgte unsere Eskorte für Essen und Trinken für uns. In Epinal angekommen, nachts 11 Uhr, bezogen wir wieder unser altes Quartier, das Maison de correction. Wir wurden diesmal höflich empfangen. Am anderen Morgen ging's im Lastauto der Grenze und damit der Heimat zu. Mit Brot und Fleischkonserven wurden wir versehen. Unser Erstaunen war groß. Unterhalb Bruyéres kamen wir plötzlich in deutsches Granatfeuer. Unsere Begleiter und die Chauffeure flüchteten in eine Scheune und ließen uns hilflos auf der Straße stehen. Während dem schlugen die Granaten um uns ein, Häuser gerieten in Brand, dann retteten wir uns auch in die Scheune. Nachher befahl man uns, die Autos wieder zu besteigen, was wir aber nur unter der Bedingung taten, daß unsere „Beschützer" vorangingen. Dann endlich brachten sie uns wieder drei Kilometer zurück in Sicherheit. Wir blieben dort ungefähr eine Stunde, bis man uns versicherte, daß die Gefahr vorüber sei, und uns aufforderte, die 7 Kilometer in die deutschen Stellungen zu laufen, da die Autos zuviel Staub aufwirbelten. Nach drei Kilometer Wanderung schlug die erste Granate in unserer Nähe in eine Wiese. Und nun ging's los, ins fürchterlichste Feuer. Wir kamen nicht zur Besinnung. Die Kinder schrieen vor Angst, als zehn Meter von uns entfernt eine Granate explodierte. Dreimal kamen wir so in die Feuerlinie. Gegen 7 Uhr passierten wir die letzten französischen Vorposten, die uns versicherten, daß im nächsten Dorf deutsches Militär sei. Und nun ging's im Sturmschritt den Deutschen entgegen. Es waren unsere braven Bayern. Im Nu war die Barriere übersprungen und ein einziger Schrei der Erlösung aus vierzig Kehlen. Den rauhen Männern standen die Tränen in den Augen ob unserer Erschütterung. Vorläufig fanden wir in einem Schloß Unterkunft, dessen Besitzer, ein Herr aus Straßburg, mit Frau und zwei Kindern erschossen wurde. Die Leichen wurden von den Bayern noch aufgefunden und beerdigt. Über die Nacht wurden wir in einem verlassenen Privathaus untergebracht, in dem erfreulicherweise nichts demoliert war. Am andern Morgen um 3 Uhr gingen wir in dunkler Nacht nach dem nächsten französischen Dorf, um vollständig in Sicherheit zu sein. Im Lauf des Vormittags ging's dann in deutschen Lastautomobilen nach

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hause, wo wir alles demoliert fanden. Wir hatten keine Heimat mehr.

Es ist bekannt, daß die Franzosen sich im Elsaß überall als Befreier vom deutschen Joch einführten, unter dem nach ihrer festen, ihnen von den Wetterlé und Genossen beigebrachten Überzeugung das Reichsland seufzen sollte. Aber ebenso übereinstimmend sind die Schilderungen der Franzosenherrschaft in den verschiedenen Orten darin, daß das tatsächliche Verhalten der neuen Herren zu dieser Ankündigung in erheblichem Widerspruch stand, daß sie Mißtrauen hegten gegen die Bevölkerung, die recht wenig Verlangen nach Befreiung durch die Franzosen bekundete, und daß sie dies Mißtrauen durch umfangreiche Verhaftungen in die Tat umsetzten. Was besonders die Tage der Franzosenherrschaft zu einer Schreckensherrschaft machte, war das aller Zivilisation hohnsprechende Verhalten der Eindringlinge gegen Frauen und Kinder und sonstige am Kriege nicht beteiligte Personen, sowie das blindwütige Zerstören von Privateigentum in zahlreichen Häusern der von den Befreiern beglückten Ortschaften. Hervorragende Persönlichkeiten wurden ohne weiteres gefangengesetzt und fortgeschleppt. In Mülhausen wurden etwa 50 angesehene Bürger, darunter der Bürgermeister, in Saarburg eine nicht viel geringere Zahl von Bürgern und Beamten, im Sundgau das Mitglied der Ersten Kammer des elsaß-lothringischen Landtags, Freiherr von Reinach aus Hirzbach bei Altkirch, gefangen genommen und weggeschleppt. Im Breuschtal, in der Gegend von Saales, wurden wehrlose Frauen und Kinder bis zum Alter von zwei Monaten als Gefangene über die Grenze geschleppt.

Am 10. August wurde der Förster West aus Schlarbach im Kreise Mülhausen mit seiner Haushälterin von den Franzosen gefangen genommen und nach Belfort gebracht, weil West angeblich deutsche Vorposten in sein Haus aufgenommen hatte, die von hier aus eine französische Patrouille beschossen haben sollten. Wie später durch eine aus der französischen Gefangenschaft entlassene Frau bekannt wurde, ist die Haushälterin erschossen und der Förster zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden.

Wie die meisten Vogesentäler, so hatte auch das vordere Weilertal unter der wenn auch kurzen Franzosenherrschaft zu leiden. So machten

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie sich bei ihrem Einzug in Weiler besonders über die öffentlichen Gebäude her. Zuerst drangen sie in das Bürgermeisteramt ein, wo zuerst die Kaiserbüste in Stücke geschlagen wurde. Dann ging's zum Postamt, wo die meisten postalischen Einrichtungen zertrümmert wurden. Die Dienstwohnung des Postverwalters wurde gewaltsam geöffnet, ein Teil der Möbel zertrümmert und beschmutzt. Von hier ging es zum Bahnhof, der das gleiche Los teilte wie das Postgebäude: sämtliche Weichen wurden entfernt, die Diensträume geplündert und die Fensterscheiben eingeschlagen. Auch in Privathäusern richtete man Verwüstungen an. In Triembach nahm man den Gastwirt Paulus gefangen, man drückte ihm sogar ein Gewehr in die Arme, womit er auf die deutschen Truppen schießen sollte. Es gelang Paulus, zu flüchten und wieder zu den Seinigen zurückzugelangen. Die Lehrer von Breitenau und Urbeis wurden gleichfalls mitgenommen.

Ein Zollbeamter aus Saales berichtet über die gewaltsame Wegführung von Frauen und Kindern deutscher Beamten durch die Franzosen: Am 11. August, gegen 10½ Uhr vormittags, als die letzte Schwadron deutscher Kavallerie von Saales abgeritten war und auch die letzte Radfahrerkompagnie sich zum Rückzug sammelte, verließ ich als letzter der Zollbeamten Saales. Meine Frau mußte ich dort zurücklassen, ebenso wie es auch die meisten meiner Kameraden hatten tun müssen. Am 25. August nachmittags kehrte ich, nachdem ich mich in der Zwischenzeit bei den zunächst zurückgehenden und dann wieder vordringenden deutschen Truppen aufgehalten hatte, mit zwei Zollaufsehern und dem Gemeindeförster nach Saales zurück. Schon vor dem Orte wurde mir mitgeteilt, daß die Beamtenfrauen mit ihren Kindern von den Franzosen abgeführt worden seien. In meiner Wohnung fand ich meine Frau nicht, auch sonst nirgends im Orte. Meine Wohnung befand sich in einem trostlosen Zustand, die Möbel sind zum größten Teil zertrümmert, die Bilder und Spiegel zerschlagen, selbst Photographien zerrissen, die Böden und Trümmer mit Unrat beschmutzt. Es stellte sich heraus, daß 11 Beamtenfrauen mit 20 Kindern und 2 erwachsenen Töchtern aus dem Orte Saales weggeführt worden sind, außerdem drei Frauen von Angestellten des Sanatoriums Tannenberg mit fünf Kindern. Die Frauen und Kinder der Beamten wurden von fran-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

betreten hatte, völlig ausgeplündert waren. Aller Hausrat war aus den Wohnungen herausgeschleppt, zerschlagen, vernichtet. Besonders wurde dies in Montfaucon und Varennes beobachtet.

Ich hatte, erzählt ein Sanitätsoffizier, ein kleines Schloß bei Sedan zum Einquartieren gefunden. Als wir hierher kamen, sah es fürchterlich aus. Alle Schubladen geöffnet, Schränke erbrochen, Silberzeug lag verstreut umher, kurzum eine rechte Verwüstung. Eine Frau kam nach langem Suchen endlich zitternd heran und flehte um Gnade. Als wir fragten, wer denn hier so gehaust hätte, sagte sie uns, das seien französische Offiziere gewesen. Weiter erzählte sie uns, daß das Besitztum einem französischen General gehöre. Die Offiziere hatten gesagt, es sei nun Krieg, und da wäre es mal nicht anders!

Über die Plünderung von französischem Privateigentum durch Franzosen, Turkos und Engländer liegen gerichtliche Protokolle vor. So bekundete eine Frau Denaux in Vivaise bei Crepy en-Lamois: Die Turkos sind auf dem Durchmarsch am 1. September 1914 hier eingetroffen, haben die Nacht in unserem Dorfe zugebracht und sind am nächsten Morgen wieder abmarschiert in der Richtung auf Laon. Ungefähr 30 haben in dem Haus des Herrn Georges Haimery geschlafen. Gleich nach dem Abmarsch der Turkos habe ich mir die Zimmer im Haus des Haimery angesehen. Alle Behältnisse waren geöffnet, die Schubladen waren herausgezogen und durchwühlt. Der Inhalt lag wirr durcheinander auf der Erde. Dies kann nur den Zweck gehabt haben, Sachen wegzunehmen. — Die Plünderung des Haimeryschen Hauses wurde durch die eidliche Aussage des Eigentümers bestätigt, wonach sämtliche Stiefel und für 500 Frcs. Wäsche fehlten. Die deutsche Militärgerichtskommission fand die meisten Räume des Hauses ausgeplündert vor.

Über die Plünderung des Schlosses Berteaux machte der Verwalter Beaurain die eidliche Aussage: Das Schloß gehört Herrn Lendrin, der vor Ausbruch des Krieges abgereist ist. Ungefähr am 28. August 1914 sind die Engländer in das Schloß gekommen und dort eine Nacht geblieben. Am nächsten Morgen nach ihrem Abrücken habe ich das Schloß gesehen. Sämtliche Behältnisse waren geöffnet, die Schubladen waren herausgezogen, ein Teil des Inhalts lag auf der Erde. Bei der Öffnung

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Meine Schwester, die jetzt heiraten wollte, hatte ihre ganze Aussteuer fertig — nichts ist davon mehr vorhanden. Für 20 Pfennig boten die Soldaten im Dorf Leinentücher an. Am scheußlichsten fand ich ja die Zerstörung unserer Möbel. Alte Sessel, in denen unsere Urgroßeltern gesessen hatten, wurden Brennholz, obwohl genug Holz im Hause war. Außer einem alten Schrank von 1627 ist kein ganzes Möbelstück in der Wohnung, und dieser Schrank war mit einer Eisenschiene an der Wand befestigt, da er zu schwer war. Am Flügel ist der Resonanzboden zerschlagen, die Klaviatur fehlt zur Hälfte. Die Noten waren sämtlich mit Eingemachtem begossen, so daß sie völlig unbrauchbar sind. Bücher waren zerrissen oder verbrannt. Nachdem sie die Möbel anscheinend zerhauen hatten, warfen sie alles in ganz greulicher Art durcheinander. Es muß keine leichte Arbeit gewesen sein, die Möbel so zu zerstören; da haben Axt und Kolben herhalten müssen. Auf dem Speicher sah es am schlimmsten aus. Da waren Kisten und Körbe geleert, in wüstem Durcheinander auf dem Boden, darüber gestürzt einfache Schränke und Kommoden, natürlich auch zerhauen, die sonst unsere Vorräte bargen. Wie es in dem Hause aussah, kann man sich gar nicht denken, das muß man gesehen haben. Und die bei uns raubten und plünderten, waren französische „Elitetruppen", Alpenjäger aus Grenoble und Chasseurs à pied aus St. Dié und Senones. Wie bei uns, so sah es noch bei vielen Saalern aus. Ich hab die feste Überzeugung, daß bei uns nicht allein von Soldaten aus dem Volk geraubt wurde, das haben auch Kenner guter alter Sachen, Gebildete, getan.

In dieser tapferen Weise haben sich die Franzosen, die bekanntlich nach ihrer größenwahnsinnigen Ansicht an der Spitze der Kultur marschieren, überall als Befreier betätigt von Eigentum und Gut, genau wie ihre Bundesgenossen im Osten. Die Kosaken und was mit ihnen zusammenhängt sind allerdings geborene Diebe und Mordbrenner, die Franzosen konnten aber doch noch den Anspruch geltend machen, selbst nach unserer Meinung, ziviliſiert zu erscheinen.

Man kann sich aber nicht über ihr Betragen im Feindesland wundern, wenn man erfährt, wie sie im eigenen Lande hausten.

Die Armee des deutschen Kronprinzen machte beim Vorrücken die Wahrnehmung, daß viele französische Ortschaften, die noch kein Feind

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

betreten hatte, völlig ausgeplündert waren. Aller Hausrat war aus den Wohnungen herausgeschleppt, zerschlagen, vernichtet. Besonders wurde dies in Montfaucon und Varennes beobachtet.

Ich hatte, erzählt ein Sanitätsoffizier, ein kleines Schloß bei Sedan zum Einquartieren gefunden. Als wir hierher kamen, sah es fürchterlich aus. Alle Schubladen geöffnet, Schränke erbrochen, Silberzeug lag verstreut umher, kurzum eine rechte Verwüstung. Eine Frau kam nach langem Suchen endlich zitternd heran und flehte um Gnade. Als wir fragten, wer denn hier so gehaust hätte, sagte sie uns, das seien französische Offiziere gewesen. Weiter erzählte sie uns, daß das Besitztum einem französischen General gehöre. Die Offiziere hatten gesagt, es sei nun Krieg, und da wäre es mal nicht anders!

Über die Plünderung von französischem Privateigentum durch Franzosen, Turkos und Engländer liegen gerichtliche Protokolle vor. So bekundete eine Frau Denaux in Vivaise bei Crepy en-Laonois: Die Turkos sind auf dem Durchmarsch am 1. September 1914 hier eingetroffen, haben die Nacht in unserem Dorfe zugebracht und sind am nächsten Morgen wieder abmarschiert in der Richtung auf Laon. Ungefähr 30 haben in dem Haus des Herrn Georges Haimery geschlafen. Gleich nach dem Abmarsch der Turkos habe ich mir die Zimmer im Haus des Haimery angesehen. Alle Behältnisse waren geöffnet, die Schubladen waren herausgezogen und durchwühlt. Der Inhalt lag wirr durcheinander auf der Erde. Dies kann nur den Zweck gehabt haben, Sachen wegzunehmen. — Die Plünderung des Haimeryschen Hauses wurde durch die eidliche Aussage des Eigentümers bestätigt, wonach sämtliche Stiefel und für 500 Frcs. Wäsche fehlten. Die deutsche Militärgerichtskommission fand die meisten Räume des Hauses ausgeplündert vor.

Über die Plünderung des Schlosses Berteaux machte der Verwalter Beaurain die eidliche Aussage: Das Schloß gehört Herrn Lendrin, der vor Ausbruch des Krieges abgereist ist. Ungefähr am 28. August 1914 sind die Engländer in das Schloß gekommen und dort eine Nacht geblieben. Am nächsten Morgen nach ihrem Abrücken habe ich das Schloß gesehen. Sämtliche Behältnisse waren geöffnet, die Schubladen waren herausgezogen, ein Teil des Inhalts lag auf der Erde. Bei der Öffnung

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war, soweit ein Schlüssel nicht zur Stelle war, Gewalt angewandt. — Der Grundeigentümer Billicet bekundete: Die Engländer sind am 28. August 1914 in das Schloß gekommen und dort eine Nacht geblieben. Bald nach ihrem Abzug kamen die Franzosen in das Schloß. Sie kamen am Abend, blieben in der Nacht und rückten am Mittag des nächsten Tages ab. Nach ihrem Abrücken habe ich mir das Schloß angesehen. Sämtliche Behältnisse waren geöffnet und der Inhalt auf die Erde gestreut. Wo die Behältnisse verschlossen waren, waren sie gewaltsam geöffnet.

Der Hausverwalter eines Herrn Lament in Villers-la-Sec gab schriftlich die Erklärung ab: Ich bescheinige, daß die vor vier Wochen durchgezogenen Truppen sich bei uns schmachvoll benommen haben. Sie haben alles ausgeleert. Sie haben z. B. den Geldschrank erbrochen und haben seinen Inhalt fortgenommen. Sie haben den ganzen Inhalt des Weinkellers fortgenommen, und damit nicht genug, haben sie die gefüllten Ciderfässer zertrümmert und den Inhalt in den Keller laufen lassen. Wäsche, Bettzeug, kurz alles haben sie genommen, und viele nützliche Sachen, die sie nicht forttragen konnten, haben sie zerstört.

In dem Tagebuch des Arztes der vierten Kompagnie des französischen 6. Pionierregiments, das auf einem Schlachtfeld in Nordfrankreich in die Hände unserer Truppen fiel, finden wir unter dem Datum des 29. August folgenden bezeichnenden Vermerk: So kommen wir in Attigny an, wo wir ein Relais der Ambulanz vorfinden, dem wir unsere Verwundeten übergeben. Das Schauspiel in Attigny ist widerwärtig, es ist die Verrücktheit, die Flucht, und außerdem, was das Beschämendste ist, die Plünderung. Die Soldaten erbrechen die Türen, trinken allen Wein, allen Alkohol, den sie finden, und plündern sogar die Juwelierläden. Unser Hauptmann läßt einen Sappeur festnehmen, der gerade dabei war, sich eine goldene Kette einzustecken. Seine Sache ist klar. Kriegsgericht, erschossen! Das sind keine Menschen mehr, das sind wildgewordene Tiere. Ein Infanterist vom 17. Korps, das überall feig floh, ohne zu kämpfen, brüstet sich damit, daß er einen verwundeten Deutschen durch Fußtritte getötet habe. Er wollte ihm seinen Mantel nehmen, den der andere festhielt. „Da er keine Kraft mehr hatte," erzählte er uns, „versetzte ich ihm zwei oder drei Fußtritte." Es ist

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

widerwärtig. Und dort ist ein anderer, der mit seinem Feindesmantel parabiert! Die Truppen des Südens sind hassenswert. Und welche Kopflosigkeit! In einem Augenblick behauptet einer, drei Ulanen gesehen zu haben. Sofort ergreift das ganze Biwak die Flucht, und dabei steht hier fast ein ganzes Armeekorps. Wirklich, wer nicht solche Tage miterlebt hat, kann sich keinen Begriff machen, bis zu welchem Punkt sich Menschen erniedrigen können.

An dies gewiß unverdächtige Zeugnis eines Franzosen mag sich ein anderes ebenfalls in unsere Hände gelangtes anschließen. Am 14. Oktober wurde von einer Patrouille in Mogeville nordöstlich von Verdun ein gestempeltes Dienstschreiben des dortigen Bürgermeisters an seinen Unterpräfekten gefunden, in dem genau die Truppenteile bezeichnet werden, die sich der Plünderung an ihren Landsleuten schuldig gemacht haben.

Mogeville, den 26. August 1914.

Geehrter Herr Unterpräfekt!

Gestern befürchtete fast die ganze Bevölkerung eine Beschießung durch die Deutschen und ist geflohen, während tagsüber die französischen 59. Jäger zu Fuß, das 211. und 220. Regiment die Umgegend besetzten.

Da seitens der Franzosen vor Ankunft der 220er unglaubliche Sachen vorgekommen sind, was der Kommandeur dieses letzteren Regiments und Herr Dautsemepuits, Leutnant der R. V. P. des Viehdepots des VI. Korps bestätigen können — sie waren teilweise Augenzeuge jener unwürdigen Vorkommnisse —, so protestiere ich aufs energischste gegen die begangene Plünderung und Mißbräuche jeder Art. Heute will ich nur erwähnen, daß die Fahne zerfetzt und in eine Ecke geworfen wurde, daß die Posten beleidigt, die Keller durchwühlt, daß den Hühnern, den Kaninchen der Hals umgedreht und sie sogar in die Gärten geworfen wurden usw. und daß Diebstahl und Verwüstung an der Tagesordnung sind. Ich warte, bis die ganze Bevölkerung zurückgekehrt, um die Höhe der Schäden festzusetzen. Mitteilen möchte ich noch, daß der Beigeordnete, der Bürgermeistersekretär und ich gegen 7 Uhr abends zurückgekommen sind und daß alle diese Diebstähle und nichtswürdigen

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vorkommnisse bereits geschehen waren. Ich verlange daher, daß hierüber so bald wie möglich eine Untersuchung angestellt wird. Die Bevölkerung ist darüber aufgeregt.

Der Bürgermeister.
gez. Huret.

Gegen die im eigenen Lande plündernden Truppen Stellung zu nehmen, sah sich der Armee-Oberkommandant Joffre selbst gezwungen in dem folgenden Befehl.

Großes Hauptquartier
der Ostarmee.

Generalstab, Erstes Bureau Nr. 3190.

Hauptquartier, 1. September 1914.

Ich erhalte Bericht darüber, daß in unserem Rücken Banden von Soldaten geplündert und Gewalttaten gegen Personen verübt haben.
Auf dies Verbrechen steht gesetzlich Todesstrafe. Das beschleunigte Verfahren der Armeekriegsgerichte wird Ihnen die Möglichkeit geben, die Schuldigen, sobald sie ergriffen sind, mit aller mit den gerichtlichen Formen zu vereinbarenden Raschheit zu bestrafen.
Sollte aber die ordentliche Gerichtsbarkeit außerstande sein, Dinge zu verhindern, die unter den herrschenden Verhältnissen Attentate gegen die Nation darstellen, so erinnere ich daran, daß das Militärstrafgesetzbuch, Art. 129, den Vorgesetzten ermächtigt, ihre Untergeordneten zu bestrafen in „Fällen berechtigter Verteidigung seiner selbst oder anderer, der Heranziehung von Flüchtlingen oder der Notwendigkeit, Plünderung und Verwüstung zu verhindern".
Es kommt darauf an, von jetzt ab durch exemplarische Strafen Verbrechen ein Ende zu machen, deren Fortdauer das Ziel der Armee in Frage stellen würde.
Sie wollen daher nötigenfalls ohne Zögern gemäß dem Vorstehenden die schärfsten Maßnahmen ergreifen, damit auf Soldaten, die sich zusammenrotten und plündern, Jagd gemacht und der Gehorsam erzwungen wird.

J. Joffre.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Übereinstimmende Abschrift zur Ausführung an den Herrn kommandierenden General der 2. Armee.

Auf Befehl:
Der Chef des Generalstabs:
Dessens.

Schon vorher aber war der folgende Befehl des Generals du Bail ergangen, des Kommandanten der 1. französischen Armee:

Erste Armee.
Generalstab, erstes Bureau.
Nr. 790.

Den 26. August 1914.

Sonderbefehl Nr. 9.

Es ist dem Generalkommandeur der 1. Armee durch die Stadtbehörde von Rambervillers der Beweis erbracht worden, daß in dieser Stadt von Soldaten Akte der Gewalt und der Plünderung verübt worden sind. Diese Vorgänge sind um so bedauerlicher und tadelnswerter, als sie auf französischem Gebiete verübt wurden.
Der Kommandierende General des 21. Armeekorps wird unverzüglich eine Untersuchung über diesen Punkt eröffnen und den Kriegsgerichten die an diesem Verbrechen Schuldigen zur Kenntnis bringen.

gez. Du Bail.

Übereinstimmende Abschrift zur Kenntnisnahme an alle Korps und Dienste mitgeteilt.
Den 28. August 1914.

Der Kommandierende General des 14. Armeekorps.
Auf Befehl: Der Chef des Generalstabs.
gez. Masselin.

Daß die heutige Art der Kriegführung der Franzosen nicht neu ist, wissen wir von Siebzig her durch die Depesche, die Graf Bismarck am 9. Januar 1871 von Versailles aus an den Grafen Chaudordy, den damaligen Leiter der auswärtigen Geschäfte in Frankreich von Gambettas Gnaden, richtete. Dieser wollte nämlich bei den Großmächten gegen die Beschießung von Paris Einspruch erheben. Die Gelegenheit dazu sollte die bevorstehende Londoner Konferenz zur Revision des Pariser Ver-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

trages von 1856 geben. Beschwerden bei dem deutschen Hauptquartier über die deutsche Kriegführung sollten die Sache einleiten. Graf Bismarck antwortete am 9. Januar mit einer sich auf das während des ganzen Feldzugs gesammelte Material stützenden Anklage, aus der hervorging, mit welcher Barbarei und Nichtachtung des Völkerrechts der Krieg französischerseits geführt wurde. Was Bismarck damals mit der ihm eigenen Energie und rücksichtslosen Deutlichkeit, aber doch in diplomatisch kühl gehaltener Sprache der französischen Regierung entgegenhielt, das verwertete dann eine im Februar 1871 erschienene kleine Schrift „Wie die Franzosen Krieg führen", aus der man ersieht, daß was die Franzosen heute tun, nicht neu und bereits damals von ihnen getan wurde: Die Depesche Bismarcks führt 21 Fälle an, in denen auf deutsche Parlamentäre geschossen wurde. Die Umstände ergaben dabei, daß es sich nicht um vereinzelte Versehen handelte. Verschiedene dieser Parlamentäre wurden auch gefangen genommen. Außerdem wurden in 31 Fällen den Franzosen genau ermittelte Verletzungen der Genfer Konvention nachgewiesen. Man mag einen Teil dieser Fälle darauf zurückführen, daß die französische Armee, wie sich herausstellte, von ihren eigenen Vorgesetzten und Behörden über das Vorhandensein und die Bedeutung der Genfer Konvention überhaupt nicht unterrichtet war. Aber abgesehen davon, daß schon dies von einer Gewissenlosigkeit der Regierung und der Armee zeugt, die bei einem Volk, das auf eine gewisse Kulturhöhe Anspruch macht, nicht entschuldigt werden kann, so muß auch darauf hingewiesen werden, daß es sich nicht bloß um formelle Verstöße gegen das Völkerrecht handelt, sondern um Äußerungen einer Roheit, die auch vor dem Abschluß der Genfer Konvention als verabscheuenswert und verbrecherisch galt. So wird ein Bericht des Schweizer Arztes Dr. Burckhardt erwähnt, der, datiert Puiseaux, 18. Dezember 1870, erzählt: „Ich sah am 30. November einen französischen Militärarzt, von dem nicht nur französische Gefangene behaupteten, sondern der es selbst offen eingestand, daß er mit seinem Revolver viele preußische Gefangene erschossen." Die Zeitungen jener Kriegszeit sind voll von Berichten, die unter vollständiger Bezeichnung der Namen und der näheren Umstände von planmäßigen Überfällen auf Sanitätskolonnen, heimtückischen Angriffen auf Verwundete, Wegnahme von

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lazarettmaterial und Neutralitätszeichen Zeugnis ablegen. Solche Verletzungen des Völkerrechts geschahen nicht nur durch Franktireurs, sondern auch durch reguläre Truppen, wie u. a. ein Bericht des Stabsarztes Fritsch aus Dijon vom 16. Dezember 1870 anschaulich schildert. Dazu gesellen sich die weiteren Verletzungen völkerrechtlicher Vereinbarungen, die in dem Gebrauch von völkerrechtswidrigen Geschossen bestehen: In der Schlacht von Wörth wurde bemerkt, daß Flintenkugeln in die Erde einschlugen und dann mit einem sehr vernehmlichen Explosionsknall das Erdreich aufwarfen. Unmittelbar nach dieser Wahrnehmung wurde der Oberst von Beckedorff durch eine explosive Flintenkugel schwer verwundet. Bei angestellten Nachforschungen haben sich unter der in Straßburg erbeuteten Munition Sprenggeschosse für das sogenannte fusil à tabatière gefunden. Eine nahe Verwandtschaft mit dieser Kampfesweise hat es, daß in den Taschen gefangener Franzosen eine Patrone gefunden wurde, deren Geschoß aus einer in sechzehn- oder mehrkantigen Stücke zerschnittenen, lose wieder zusammengelegten Bleikugel besteht. — Was nun die Pöbelexzesse Siebzig betrifft und die barbarische Behandlung der Kriegsgefangenen, so genüge die Bemerkung, daß die Franzosen ihren vollen Haß an den Deutschen ausließen, die bis zum Ausbruch des Krieges friedlich unter ihnen gelebt hatten, und daß sie das erste Beispiel einer brutalen und ungerechten Austreibung der Fremden gaben, das die Geschichte moderner zivilisierter Völker kennt. Dem entsprach es, daß wehrlose Deutsche von dem französischen Volke in jeder Weise und mit der steigenden Leidenschaft immer roher und nichtswürdiger mißhandelt wurden. Kriegsgefangene wurden von der Menge beschimpft, ohne daß sie bei den mit ihrer Bewachung betrauten Personen genügenden Schutz gefunden hätten. Sie wurden tätlich angegriffen, mit Kot und Steinen beworfen, angespuckt. An vielen Orten wurden die Gefangenen wie Verbrecher behandelt, in Gefängnissen und Zuchthäusern untergebracht. In Montmedy wurden deutsche Soldaten sogar in das Zuchthausregister mit laufender Nummer eingetragen. Sie wurden, wie in dem Bericht der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 22. Januar 1871 geschildert wird, mit unmenschlicher Härte und demütigender Niedertracht behandelt. Von der Verpflegung wird berichtet: „Erst bekamen die französischen Ver-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

brecher die Suppe, dann goß man ein paar Eimer kaltes Wasser zu, und hierauf erst wurden die Gefangenen gespeist." Wertsachen wurden ihnen weggenommen und nicht wiedergegeben. Die gefangenen Soldaten genossen freie Luft nur auf einem engen Hof, der kaum Bewegung gestattete; die Offiziere kamen volle neun Wochen nicht ins Freie. In einem anderen Fall wurden deutsche Seeleute, die zur Besatzung eines gekaperten Handelsschiffs gehört hatten, auf dem Transport zu zwei und zwei mit Ketten zusammengeschlossen.

So war es damals. Und heute?

Das in unsere Hände gefallene Tagebuch eines in den Kämpfen vor Paris gefallenen Hauptmanns im 321. französischen Reserve-Infanterieregiment verzeichnet unter dem 31. August 1914: Wir reihen in unsere Kompagnie einige Schwarze und Jäger ein. Es kommen auch einige Marokkaner vorbei. Einer hat, wie es scheint, 16 Ohren in seinem Brotbeutel. Ein anderer ist an der Hand verwundet. Als ihn jemand fragt, wer ihm diese Verwundung beigebracht hat, antwortet er: „Dieser da!" und zieht aus seinem Brotbeutel einen abgeschnittenen Kopf. Man hat Mühe, ihn zu veranlassen, sich davon zu trennen.

Nach einem der Gefechte bei Mülhausen ritt ein deutscher General durch das erstürmte Dorf und hörte das Stöhnen der französischen Verwundeten. Er befahl ihnen Wasser zu reichen. Der Ortsvorstand, der zugegen war, sagte ihm, tags zuvor hätte ein französischer General, auf deutsche hilfeflehende Verwundete aufmerksam gemacht, nur mit der Achsel gezuckt und bemerkt: „Was gehen die mich an!"

Auf dem Donon fand man eine Reihe toter Deutscher, einen jeden mit einem Stich ins Herz oder mit zertrümmerter Stirn. Sie waren verwundet und wurden mit dem Bajonett oder der Axt französischer Pioniere getötet.

Ein bayerischer Offizier meldete von den Kämpfen in Lothringen folgende Episode: In unmittelbarer Nähe eines Verbandplatzes fielen Schüsse, und vom Sanitätspersonal wurden einige verwundet und getötet. Französische Soldaten waren in den Baumkronen nahebei versteckt, und als sie von dort heruntergeschossen wurden oder sich gefangen gaben, sagten sie aus, ein Offizier habe ihnen befohlen, sich dort zu verstecken und gerade den Verbandplatz unter Feuer zu nehmen.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Willern, hart an der französischen Grenze südwestlich Mülhausen, war eine deutsche Kompagnie angekommen. Der Führer war durch den Ort geritten und sah zwei französische Dragoner davonreiten. Vor einem der letzten Häuser stand ein Mann und sagte ihm, eben hätte einer dieser Dragoner seinen zwölfjährigen Sohn mit der Lanze niedergestochen, da er ihm auf französisch keine Antwort zu geben vermochte.

Ins Schloß les Carrières bei Niederweiler, südöstlich Saarburg, kam eine französische Offizierspatrouille geritten und frug den Verwalter, ob Deutsche dort seien. Er sagte nein und in voller Wahrheit. In dem Augenblick sprengte ein deutscher Offizier in den Hof. Der Franzose zog seine Pistole und schoß dem sechzehnjährigen Sohn des Verwalters, der neben seinem Vater stand, durch die Brust.

Das sind willkürlich aus der Fülle herausgegriffene Beispiele.

Der Krieg wird französischerseits mit allen Mitteln geführt: Der Generalmajor Freiherr von L., Kommandeur einer Kavalleriebrigade, überreichte am 5. September 1914 vormittags der chemischen Untersuchungsstelle beim Sanitätsamt seines Armeekorps einen Rest von Kaffee, nach dessen Genuß er sofort unter Vergiftungserscheinungen erkrankt war. Generalmajor von L. hatte den Kaffee in einem französischen Dorfe in der Nähe von Lunéville erhalten. Die Untersuchung ergab zweifelsfrei, daß der Kaffee arsenige Säure, davon einen Teil in Pulverform am Boden der Flasche, enthielt, und zwar in einer Menge, die genügte, um den Tod eines Menschen herbeizuführen.

Das Franktireurwesen blüht heute wie im Jahre Siebzig: In Nieder-Sulzbach schossen Einwohner auf eine Feldwache. In Rixheim hielten die Bewohner des Orts zahlreiche Franzosen im Hinterhalt versteckt und leugneten ihre Gegenwart. In zwei anderen Orten reichten die Einwohner unseren Soldaten Wasser, als plötzlich auf die Ahnungslosen aus den Häusern ein Feuerüberfall gemacht wurde. In Mülhausen griffen französisch gesinnte Bürger in den Kampf ein und schossen aus den Häusern auf unsere Soldaten.

Ein verwundet heimgekehrter bayerischer Offizier erzählt: Allenthalben zeigte sich die gesamte französische Dorfeinwohnerschaft systematisch verhetzt. In einem Fall versicherte der Bürgermeister, daß unsere

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Truppen keinerlei Belästigungen ausgesetzt sein würden. Die erste Person, die auf unsere Truppen schoß, war seine eigene Frau.
In einem anderen Brief eines Offiziers lesen wir: Wir müssen wohl alle Ortschaften in Grund und Boden schießen, wie gestern; denn Zivil, namentlich die Weiber, schießen auf die vorbeimarschierenden Truppen. Gestern schossen Zivilisten vom Kirchturm bei X. auf Infanterie und vernichteten eine halbe Kompagnie braver Soldaten. Die Kerle wurden heruntergeholt und füsiliert und die Ortschaft in Brand geschossen. — In Etalle zwischen Arlon und Sedan wurde der Pfarrer dabei betroffen, wie er Waffen und Munition an die Gemeinde verteilte. — Bei Visé mußte ein sechzehnjähriges Mädchen erschossen werden, weil es dabei betroffen wurde, wie es einen Verwundeten verstümmelte.
Ein Hauptmann, der seinen Brief ausdrücklich für die Veröffentlichung in den „Hamburger Nachrichten" bestimmt hat, erklärt, er glaube Beweise zu haben, daß die Belgier von den Franzosen zu dem Franktireurkrieg offiziell aufgefordert wurden: Dies muß der Fall sein, da sämtliche Häuser hier, die ich bisher hinter meiner Stellung untersucht habe (etwa 10 an der Zahl), von langer Hand vorbereitet sind zu diesem Vorgehen. Die Häuser haben in den Dächern fabrikmäßig von sachkundiger Hand hergestellte Schießscharten. Zum Teil sind es Eisenröhren durch die Mauer durch mit einer Klappe aus Stahl, die nach außen aufklappt. Wenn sie das Gewehr zum Schusse durchstecken, klappt die Klappe auf. Nach dem Schuß ziehen sie das Gewehr zurück, und die Klappe schließt sich. Bei mehreren Häusern (ich habe sie alle durchsucht, persönlich mit meinen Zugführern) sind die Dinger so angefertigt, daß sie von außen genau aussehen wie sogenannte Blendsteine, die zur Verzierung dienen. Das Mittelstück ist eine eiserne Klappe, von außen zementiert, muß also schon vor dem Krieg angefertigt sein, und meine Ansicht ist, daß sich Belgien hierfür systematisch vorbereitet hat. Die stählernen Klappen haben alle die Nummern 3350 in dem Hause (eine Villa sehr wohlhabender Leute), in dem wir untergekrochen sind. Die Dinger scheinen also in einer Fabrik hergestellt zu sein und nach den Häusern, für die sie geliefert sind, numeriert zu sein. Im übrigen waren fast alle Kirchtürme mit Maschinengewehren besetzt, die wir zum Teil vorgefunden haben mit vielen Patronen.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man darf auch durchaus davon überzeugt sein, daß die Franzosen auch in dieser Hinsicht die besten Lehrmeister für die Belgier waren.
Der Mißbrauch der Genfer Fahne ist ebenso festgestellt worden wie die Verletzung der Genfer Konvention: In der Mitteilung der obersten deutschen Heeresleitung vom 9. Dezember 1914 wird erwähnt, daß die Franzosen unweit Reims ein frivoles Spiel mit der Genfer Fahne getrieben haben, indem sie eine schwere Batterie hinter die Pêcherie-Ferme aufstellten, auf der die Genfer Flagge wehte. Daß sie diese auch sonst mißbrauchten, bewiesen die beiden Gefechte im Weilertal am 18. August. Mitten im ärgsten Artilleriefeuer erschien plötzlich bei der unweit Diefenbach aufgestellten französischen Batterie die Genfer Flagge. In der Meinung, der Feind wolle seine Toten begraben, stellte unsere unweit Hohwarth stehende Artillerie auf einige Zeit das Feuer ein. Diese Zeit benutzte die französische Artillerie, um ihre Batterie in eine bessere Stellung zu bringen, da unsere Geschütze ihr scharf zusetzten.
Von dem Schutz, den Verwundete und die mit ihrer Pflege betrauten Personen genießen, wissen die Franzosen genau so wenig wie Siebzig.
In Saarburg schonten sie auch nicht das Lazarett, sie zerstörten die Wasserleitung, zerbrachen die ärztlichen Instrumente und beschmutzten alles in unbeschreiblicher Weise.
Über die Zerstörung eines deutschen Feldlazaretts gaben im Metzer Krankenhaus die Landwehrleute Christofel, Gefreiter Hain und Bruno Lehmann zu Protokoll: Am 25. August abends mußte unsere Brigade zurück. Die Kompagnien gingen geschlossen geordnet. Wir Verletzte konnten nicht mit. Unser Hauptmann wollte uns unterstützen lassen, ich antwortete, daß wir keine Angst hätten und allein zum Verbandplatz gingen. Als wir dort ankamen, bekamen wir Schrapnellfeuer, obwohl die Fahnen des Roten Kreuzes überall deutlich sichtbar waren. Die Kranken wurden ängstlich, aber der Stabsarzt beruhigte sie: hier wären alle in Sicherheit. Ich sah nun über die Mauer und stellte fest, daß Franzosen unter stetem Feuern auf 100 Meter herangekommen waren. Da mir die Sache bedenklich schien, forderte ich die Kameraden zum Weitergehen auf. Wir eilten dem Walde zu. Beim Zurückblicken sah ich Franzosen ins Lazarett eindringen. Ich sah deutlich, wie der Stabsarzt Zeichen machte, aber doch niedergestochen wurde. Viele Ver-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wundete suchten mit Hilfe des Sanitätspersonals zu fliehen, wurden aber von den Franzosen verfolgt und mit den Sanitätern zusammen niedergemacht. Dies spornte uns zu den größten Anstrengungen an. Mein verwundeter Kamerad konnte nicht mehr und blieb am Busch liegen. Hier wurde er von den Franzosen erstochen. Das Lazarett sahen wir in Flammen. Wir konnten die Franzosen durch heftiges Feuer etwas abhalten und erreichten unsere Truppe.

Es ist bekannt, wie die französische „Justiz" einschreitet gegen deutsches Pflegepersonal, das das Unglück hat, in ihre Hände zu fallen. Mit der größten Schamlosigkeit wurden von ihr Krankenpfleger und -pflegerinnen zu harten Strafen als Diebe verurteilt, weil sie, nur nach ihrer Pflicht, die zur Pflege der Verwundeten nötigen Dinge, Wäsche usw. in den zu Lazaretten eingerichteten Fabriken nahmen.

Aber elendes Gesindel, für das der Strick zu schade ist, steckt in Lille das Lazarett in Brand.

Wenn man von den Verurteilungen des Sanitätspersonals liest, möchte man wahrlich an Justizfarcen denken, wie sie grotesker auch Courteline nicht schildern kann, aber es ist lauter traurige Wirklichkeit.

Das Kriegsgericht des 10. Armeekorps in Rennes lud vor sich die beiden Krankenpfleger Robert Günther und Wilhelm Tiede, die beim 17. Dragonerregiment Dienste taten. Sie standen unter der Anklage, einen Wandschrank erbrochen und Leinenwäsche daraus entwendet zu haben. Beide Angeklagten gaben zu, den Schrank aufgebrochen und die Wäsche herausgenommen zu haben, erklärten jedoch, die Leinwand notwendig für das Verbinden der Verwundeten gebraucht zu haben. Trotzdem sie Beweise für diese Behauptung erbringen konnten, wurden sie vom Kriegsgericht zu je einem Jahr Gefängnis verurteilt.

Das Krankenhaus der Barmherzigkeit in Königsberg hatte seinerzeit von seinen für die Kriegskrankenpflege bereitgehaltenen Diakonissen auf Ansuchen sechzig Schwestern einem Armeekorps zugesandt. Diese kamen Anfang September nach mehreren Ortschaften Nordfrankreichs an die erste Arbeit, von den Verwundeten als die ersten deutschen Schwestern mit Freuden begrüßt. Außer einem Krankenhause wurden noch mehrere Schulen und eine große Kaserne zu Pflegstätten eingerichtet sowie eine Wäschefabrik, die bereits von französischen Schwestern als Lazarett

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

benutzt worden war. Die Vorräte dieser Fabrik waren schon von französischer Seite zur Verwundetenpflege gebraucht worden und wurden nun auch deutscherseits gegen Gutschein requiriert. Die Vorräte wurden den Schwestern als angefordertes Gut übergeben, weil in den neu hergerichteten Pflegestätten zur Lagerung und zum Verbinden der Verwundeten fast alles fehlte. Dabei stieg die Zahl der Verwundeten dort bis auf 1500. Nun pflegten die Schwestern fast 14 Tage lang sowohl die deutschen als auch die französischen Verwundeten. Als am 15. September das deutsche Heer seinen Flügel vor den Franzosen zurücknahm, wurden auch die Krankenschwestern von den Franzosen aufgehoben, durften aber in dem Orte Peronne noch vier Tage lang weiterpflegen. Dann aber mußten sie trotz der flehentlichen Bitten der Verwundeten, auch der französischen, die nun unversorgt blieben, die Stätte ihrer Wirksamkeit verlassen und wurden unter Beschimpfungen und Bedrohungen der Bevölkerung nach Amiens gebracht. Einem Teil wurden auch die Koffer von der Menge zertreten und ausgeplündert. Nun begann für die Schwestern ein langer schwerer Leidensweg bis nach Paris hin. Auf einem kleinen Bahnhof, auf dem sie zwei Tage und zwei Nächte im Eisenbahnwagen sitzen mußten. Sie erhielten in dieser ganzen Zeit nur einmal einen halben Becher schwarzen Kaffee. Ein Mann, der deutsch sprach und das wüste Lärmen der Menge nicht mehr ansehen konnte, sagte ihnen, sie wären durch die Zeitungen beschuldigt worden, französische Verwundete verstümmelt, getötet und französische Wohnungen geplündert zu haben. In Paris waren Soldaten zur Bewachung der gefangenen Schwestern aufgeboten worden. Unter starker Bedeckung wurden sie nach Fort Vincennes gebracht, wo sie vier Treppen hoch auf einem Bodenraum hinter Eisengittern verwahrt wurden. Vierzehn Tage hindurch fanden nun Verhöre, Vernehmungen und Untersuchungen statt. Besonders suchte man nach Gift und Schmucksachen. Aber die eingehenden Nachforschungen förderten nichts Belastendes zutage. Da verfiel man auf die mitgeführten Handtücher, die den Krankenschwestern als requiriertes Gut in Peronne durch die Lazarettverwaltung übergeben waren. Daraufhin gründete man die Anklage wegen bandenmäßigen Plünderns. Eigentümlicherweise wurden die Schwestern, die das Handtuch in der Reisetasche führten, freigelassen.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sieben jedoch, denen die Reisetaschen gestohlen waren oder die aus anderen Gründen die Koffer für die Handtücher benutzt hatten, wurden aus dem Fort nach dem Pariser Frauengefängnis Saint Lazare abgeführt, mit ihnen auch eine Schwester, der ein Bekannter in Belgien eine Belgiermütze geschenkt hatte. Zunächst wurde sie beschuldigt, den zu der Mütze gehörigen Belgier getötet zu haben. Dann erhob man gegen sie die Anklage wegen Plünderung auf dem Schlachtfeld. Doch mußte auch diese Anklage fallen gelassen werden. Die Behandlung in Saint Lazare gestaltete sich zunächst überaus hart, weil die Schwestern dort als „deutsche Mörderinnen" angemeldet waren. Nun begann die allerpeinlichste Untersuchung: das fortwährende Forschen nach Gift und Schmucksachen. Als aber der Untersuchungsrichter innerhalb von 14 Tagen nichts fand, hörten endlich die unnützen Quälereien und die übertriebenen Härten auf. Vor Gericht erfolgte, obwohl der Verteidiger Freisprechung beantragte, die Verurteilung, und die Schwestern mußten ihre Strafe verbüßen.

Entsprechend der Behandlung des Pflegepersonals war und ist auch die Behandlung der Verwundeten in Frankreich, auf dem Schlachtfeld, im Lazarett und im Gefangenenlager.

Am 9. September 1914 wurde in das Etappenlazarett Hanau i. E. der Musketier Heinrich Faber von der 5. Kompagnie des Infanterieregiments 30 eingeliefert. Nach dem Zeugnis des ihn behandelnden Arztes hatte Faber eine Brustschußverletzung und war außerdem durch nicht weniger als 18 Bajonettstiche verwundet, von denen 11 den ganzen Körper von hinten nach vorn durchbohrt hatten. Bei seiner eidlichen Vernehmung schildert Faber zunächst, wie er in einem Gefecht vor Verdun mit einigen Kameraden in der Nacht ein Wäldchen erreichte, in dem der Morgen abgewartet wurde: Als es Morgen wurde, erhielt ich plötzlich von hinten einen Schuß in die rechte Schulter aus unmittelbarer Nähe. Ich lag auf dem Bauch und beobachtete nach vorne. In demselben Augenblick, in dem ich den Schuß bekam, war auch schon der Franzose, der geschossen hatte, bei mir und entriß mir das Gewehr. Darauf lief er zu meinen Kameraden, die nicht weit von mir lagen, kam aber sofort wieder zurück, woraus ich schließe, daß sie tot waren. Nun schnallte er mir den Tornister ab, stellte sich auf mich und stieß

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mir mit voller Wucht mehrmals das Bajonett in den Rücken, wie oft, kann ich nicht angeben, jedenfalls habe ich, wie bei der ärztlichen Behandlung festgestellt ist, 18 Stiche. Während er mich stach, schimpfte er fortwährend. Er ließ nun von mir ab und machte sich an meinem Tornister zu schaffen. Als ich mich dann nach ihm umdrehte, stürzte er sich nochmals auf mich und stach mich abermals wiederholt in den Rücken. Einmal drehte er sogar, wie ich genau spürte, das Bajonett in der Wunde um. Als ich mich nun nicht mehr rührte, ging er fort unter Mitnahme meines Tornisters. Sonst hatte er mir nichts abgenommen. Als der Franzose fort war, kam nach einiger Zeit ein Schwarzer auf allen Vieren angekrochen, ohne Waffen, beugte sich über mich und gab mir aus seiner Feldflasche zu trinken. Er hat mir nichts getan, auch meinen Kameraden nicht, die tot neben mir lagen. Ich zog mich an einem Baum hoch, ging etwa 50 Meter weit und fiel zusammen, wo ich dann gegen Abend von einer Patrouille gefunden wurde.

Im Hilfslazarett Hotel Sommer in Badenweiler wurden durch den als Lazarettinspektor fungierenden Professor Dr. Jessen von der Universität Straßburg im Beisein des Direktors Gustav Krautinger folgende Protokolle aufgenommen:

Reserveinfanterist Gottfried Bosch aus Gutach wurde am 28. August aus dem französischen Feldlazarett in Altkirch durch die dahin vorgedrungene hiesige Sanitätskolonne, nach Abzug der Franzosen, per Auto in das hiesige Lazarett übergeführt.

Verwundung: Artilleriegeschoß, rechtes Bein.

Ort und Zeit der Verwundung: Im Walde bei Tagsdorf, in der Nähe von Altkirch, am 19. August zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags.

Der Verwundete sagt aus: Meine Kameraden mußten mich liegen lassen, und ich blieb 24 Stunden an derselben Stelle liegen, an welcher ich verwundet wurde. Gegen 5 Uhr abends fanden mich etwa 8 bis 10 französische Soldaten des 153. Infanterieregiments, bedrohten mich mit blanker Waffe und beraubten mich meiner Barschaft von zirka 10 Mark und meiner silbernen Uhr. 24 Stunden nach meiner Verwundung fanden mich sodann französische Sanitäter, welche mich nach Altkirch brachten, wo ich am 21. August durch einen französischen Arzt amputiert worden bin. Die Behandlung durch die französischen Sanitäter

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Ärzte war den Umständen entsprechend gut und human. Die Verpflegung war indessen ungenügend, weil nichts vorhanden war, denn auch die französischen Verwundeten konnten nicht besser verpflegt werden als die deutschen.
Für die wahrheitsgetreue Aufnahme obiger Aussage leisten Gewähr: Professor Dr. Jessen und Gustav Krautinger.
Landwehrmann Adam Fath aus Oberflorkenbach bei Weinheim wurde am 28. August durch die hiesige Sanitätskolonne per Auto aus Altkirch hierhergebracht.
Verwundet: 1. durch Artilleriegeschoß am rechten Arm, 2. Gewehrgeschoß am Mund.
Ort und Zeit der Verwundung: Tagsdorf bei Altkirch zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags des 19. August 1914.
Der Verwundete sagt: Meine Kameraden mußten mich zurücklassen, versuchten aber später, mich zurückzuholen, aber erfolglos. Kurz darauf kam eine Anzahl französischer Infanteristen, die mich in eine nahe Scheune schleppten, woselbst sie mir die Uniform herunterrissen und die Unterkleider mit Messern aufschnitten. Sodann beraubten sie mich meines Brustbeutels (Inhalt 20 Mark) und meines Taschengeldbeutels (Inhalt 3 Mark). Eine Uhr hatte ich nicht bei mir. In dieselbe Scheune schleppten dieselben und andere dazugekommene französische Infanteristen eine große Anzahl deutscher Verwundeter während der ganzen Nacht, und alle diese Verwundeten wurden ebenso wie ich ausgeplündert und bedroht. Vorgegangene deutsche Krankenträger wurden von den Franzosen gefangen genommen und verhindert, uns zu verbinden. Erst am nächsten Morgen 10 Uhr fanden uns französische Krankenträger, welche uns mit Wasser erfrischten und nach Altkirch brachten, wo ich erst abends 7 Uhr verbunden resp. amputiert worden bin. — Die Behandlung durch die französischen Sanitäter und Ärzte war human und gut. Die Verpflegung war schlecht resp. ungenügend. Sie bestand aus Wasser und etwas Brot. Die Franzosen hatten auch für ihre eigenen Leute nichts anderes.
Für die wahrheitsgetreue Aufnahme der Angaben haften: Professor Dr. Jessen, Direktor Gustav Krautinger.
In einem Bericht des französischen Mitarbeiters der „Politiken", der

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

selbst wiederholte Besuche in den Militärlazaretten gemacht hat und die Verhältnisse, worüber er schreibt, aus eigener Wahrnehmung zu kennen scheint, liest man unter anderm folgende sehr bezeichnende Schilderung: Nach einem der erbitterten Kämpfe zwischen der deutschen Garde und den berüchtigten Turkos hatte einer der letzteren den Befehl erhalten, das Zelt zu bewachen, wohin nach und nach die verwundeten deutschen Soldaten gebracht wurden. Als die Ärzte die Runde machten und zu dem von dem Turko bewachten Zelt kamen, winkte er ab und sagte beruhigend in seiner halbfranzösischen Sprache: „Pa-malad-ichi" (keine Kranken hier!). Er hatte recht; ein französischer Arzt stellte fest, daß der Turko in seiner blinden Wut mit kaltem Blut allen deutschen Verwundeten, die seiner Obhut anvertraut waren — die Kehle durchgeschnitten hatte.

Daß die Franzosen gefangene deutsche Offiziere, die sogar verwundet waren, ohne jeden Grund fesselten, erfahren wir durch die eidliche Aussage des Fliegerleutnants S. vom Flieger-Bataillon 3, der Mitte August in französische Gefangenschaft geriet und aus ihr durch das siegreiche Vordringen unserer Westarmee befreit wurde: „Am 15. August 1914 hatte ich den Auftrag, von Luxemburg bis hinter die Maas einen Erkundungsflug vorzunehmen. Bei Florenville wurde ich heruntergeschossen, d. h. ich wurde durch einen Schuß am Bein verwundet und der Propeller beschädigt. Ich konnte noch im Gleitflug heruntergehen. Mein Begleiter, der Beobachtungsoffizier Leutnant L., war unverletzt. Dieser steckte das Flugzeug in Brand. Gleich fand sich auch eine französische Patrouille von Reitern ein, die ich für Dragoner hielt, vielleicht 20 Mann stark. Der Offizier erklärte uns beide für Gefangene. Nach eineinhalbstündigem Aufenthalt in Florenville wurde ich von einem Gendarm mit einer eisernen Kette an beiden Händen gefesselt, dergestalt, daß die beiden Hände durch die Kette verbunden waren, ich die Hände aber frei bewegen konnte. Der Gendarm begründete das Fesseln damit, daß dies sonst bei den Gefangenen nicht üblich sei, daß man aber bei Fliegern vorsichtig sein müsse. Im Kraftwagen wurde ich dann nach Corignan geführt und dort in der Behausung eines Gendarmen in eine Art Stall verbracht, in dem sich aber eine Pritsche befand. Der Leutnant L. erzählte mir, daß man vergeblich versucht

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

habe, ihn auszufragen, und daß er auch in einem Kraftwagen gefesselt nach Corignan gebracht worden sei. Über schlechte Behandlung hier kann ich nicht klagen. Am anderen Morgen bekamen wir ein trockenes Stück Brot und Kaffee. In einem gemeinsamen Kraftwagen wurden wir dann nach M. gebracht. Der Gendarm, ein anderer wie tags zuvor, erklärte mir, daß ich wegen meiner Verwundung nicht gefesselt werde. Leutnant L. aber bekam Daumenfesseln angelegt, d. h. die beiden Daumen wurden auf einem Schloß aneinandergekettet. In M. führte man uns beide ins Gefängnis in einen gemeinschaftlichen Raum, der drei Betten enthielt." — Daß dieser Fall nicht vereinzelt ist, beweisen Auszüge aus zwei Briefen des in französische Gefangenschaft geratenen Hauptmanns von W. an seine Frau: C..., 30. September 1914. Am 29. September nachmittags, plötzlich anziehen; ich wurde abtransportiert mit einem Gefangenentransport. Mit Ketten wurde ich abgebracht, die erst nachts gelöst wurden. Ich mußte fahren 2 Nächte, 1½ Tage, bis ich hierher kam, über T..., L..., N..., M..., bis direkt ans Mittelländische Meer und zum Hafen C.. Hier kam ich in dieses Hospital und bin mit vier anderen deutschen Offizieren auf einem Zimmer. Und aus einem Brief vom 3. November 1914: Die hiesigen Behörden wollten es mir nicht glauben, wie ich ihnen erzählte, daß ich von dem Hospital von V... — vielleicht!! — durch die besonders strenge Auffassung eines der mich begleitenden Gendarmen mit Ketten gefesselt auf der Krankenbahre die lange Zeit transportiert wurde.

Daß die Behandlung deutscher Gefangener stellenweise eine geradezu schandbare, menschenunwürdige ist, wird durch die Aussagen eines Sanitätsunteroffiziers Frank aus Cöln-Delbrück, eingestellt beim Landwehrinfanterieregiment N., der über die Schweiz aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, infolge der grausamen Behandlung in Frankreich im Lazarett in Freiburg Hilfe suchen mußte. Seine Aussagen waren amtlich zu Protokoll genommen und am 4. Oktober 1914 in der „Freiburger Zeitung" veröffentlicht. Frank wurde als Gefangener nach Clermont-Ferrand auf den Artillerieübungsplatz Puy de Dome gebracht. Im Auftrage der dort ebenfalls untergebrachten deutschen Offiziere hätte er diese Mitteilungen zu machen. Es sind in dem genannten Ort etwa 20 Offiziere und 700 Gefangene untergebracht. Der Übungsplatz liegt

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in 1000 Meter Höhe, die Baracken bestehen aus Holz und sind sehr zerfallen. Wind und Wetter fegt durch alle Wände. Die Mannschaften und Unteroffiziere mußten auf dem ebenen Steinboden liegen, der mit ganz wenig und schlechtem Stroh bedeckt ist. Die Offiziere sind in der schlechtesten Baracke untergebracht. Für sie sind Feldbetten vorhanden mit Matratze und einer wollenen Decke ohne Bezug. Die Offiziere sind verwundet oder krank; die Krankheit ist wie auch bei den Mannschaften meist nur durch das rauhe Klima und vor allem durch die außerordentlich schlechte Nahrung herbeigeführt. Sie erhalten 3,40 Frcs. für den Tag, dürfen sich selbst verpflegen. Das Essen soll aber sehr schlecht sein und sehr knapp. Die Mannschaft erhält je 3 Mann den Tag ein Brot von etwa 2 Pfund. Es ist ohne Salz gebacken und meist verbrannt. Erst zwischen 11 und 12 Uhr vormittags ¼ Liter Brotsuppe, abends 5 Uhr ¼ Liter Fleischbrühe mit Rindfleisch. Da die Fleischportion für die 700 Mann sehr gering bemessen ist, erhalten die etwa letzten 100 Mann oft gar kein Fleisch. Die Zuteilung der Nahrung wird ohne Unterschied verabfolgt, ob die Leute krank oder gesund sind. Die Gefangenen sind daher außerordentlich heruntergekommen. Es herrscht anscheinend starke Ruhr und Lungenentzündung. Auf diese Kranken wird absolut keine Rücksicht genommen. Sie liegen mit den anderen auf dem Steinboden; wenn der Arzt auch Lungenentzündung festgestellt hat, bleiben die Kranken so lange dort, bis sie eigentlich schon im Sterben liegen, ohne Decken, ohne Mäntel, zum Teil ohne Hemd, ohne Rock, Strümpfe oder Stiefel. Die fehlenden Sachen sind ihnen auf dem Transport zum Teil von den französischen Soldaten, auch Offizieren, zum Teil von dem französischen Pöbel abgerissen worden. Von den vorhandenen Kleidungsstücken wurden ihnen die Knöpfe, die Achselklappen und sonstiges heruntergerissen, sogar den Offizieren. Verbandzeug ist so gut wie gar nicht vorhanden, es fehlt vor allen Dingen an Watte und Medizin. Das Verbandzeug ist den Gefangenen abgenommen worden; dem, der es nicht abgeben wollte, wurde eine Arreststrafe von vier Tagen angedroht. Mit diesem Verbandzeug hat der Unteroffizier Frank nur die Schwerverwundeten verbinden können. Die Not und die Leiden der Gefangenen sind daher geradezu himmelschreiend und werden noch durch die große Kälte vermehrt.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bei vielen Verwundeten stellte sich Knochenfraß und Wundfieber ein. Die sonstigen hygienischen Verhältnisse in diesen „Lazaretten" spotten jeder Beschreibung. Die Zustände der Latrinen sind unglaublich, an Waschgelegenheit fehlt es fast völlig. Den Befehl über die Gefangenen, heißt es im Protokoll, führt ein Feldwebel, der in Marokko und in der Sahara Unteroffizier einer Strafkompagnie gewesen sein soll. Es ist ein dicker Unmensch, der über unser Leben und unseren Tod die Verfügung hat, z. B.: Ein Unteroffizier (Professor der Rechte aus der Schweiz) Dr. B., Husaren . . ., war krank und hatte von einem französischen Arzt Tee verschrieben bekommen, den er sich selbst kaufen durfte. Der Feldwebel bemerkte es, als der Posten dies dem Unteroffizier übergeben wollte. Er nahm dem Posten den Tee weg und schlug dem Unteroffizier B. derartig mit der Faust auf den Bauch, daß er rücklings hintenüber fiel. Außerdem bestrafte er ihn mit fünf Tagen Einzelhaft (Wasser und ein Stück Brot täglich). Der Unteroffizier fragte den Feldwebel, weshalb er ihn so hart bestrafe, er hätte die Erlaubnis vom Arzt bekommen, die Strafe wäre unerhört. Hierauf faßte der französische Feldwebel den Unteroffizier an und schlug ihn mit dem Kopf auf eine Steintreppe. Ein Posten hieb ebenfalls mit dem Kolben obendrein, bis B. herzzerreißende Schmerzensrufe von sich gab und die Besinnung verlor. F. wollte ihm helfen, wurde aber von der Wache mit dem Bajonett daran gehindert. Hierauf wurde der kranke Unteroffizier ohne Verhör zu 15 Tagen Einzelhaft verurteilt und tags darauf ins Gefängnis abgeführt. Acht Tage später teilte der französische Feldwebel mit, daß der Unteroffizier tot sei. Die Gefangenen vermuteten, daß er erschossen ist oder infolge der Mißhandlungen gestorben ist. Ein anderer Gefangener hatte beim Abladen des Proviants eine Pflaume, welche aus dem Korbe auf die Erde gefallen war, sich beigesteckt. Er wurde dabei ertappt und erhielt sofort acht Tage Einzelhaft.

Ähnliche Schilderungen, protokolliert und beeidet, haben wir vielfach. So schreibt ein Sanitätsunteroffizier in der „Kölnischen Volkszeitung" von den Erlebnissen der Mitglieder einer deutschen, von den Franzosen an der elsässischen Grenze aufgehobenen und verschleppten Sanitätskolonne: „Es wurde seitens der Franzosen versprochen, das Rote Kreuz

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu achten. Nur mußten wir die Waffen ablegen und durften das Haus nicht verlassen außer zum Verwundetentransport. Früh im Morgengrauen holte man uns von unseren Verwundeten weg. Die Franzosen rechts und links von unserer Marschkolonne trieben uns zu großer Eile an. Hinter uns schlugen deutsche Geschosse ins Dorf ein; noch sahen wir den Kirchturm stürzen. Der Kampf hat dann vier Tage dort getobt. Unsere Verwundeten blieben solange ohne weitere Hilfe liegen. Uns jagte man auf gedeckten Wagen drei Stunden weit durch feindliche Stellungen und Truppen bis Fraize. Hier durften wir mehrere Stunden ruhen. Die gedrückte Stimmung wurde noch schlimmer durch die Ankündigung eines französischen Offiziers, wenn einer von uns einen Fluchtversuch mache, würden 15 andere erschossen. Begründet wurde diese Schärfe damit, daß angeblich deutsche Soldaten verwundete französische Offiziere getötet hätten. Alle Messer, Bestecke, Taschenlampen usw. nahm man uns ab. Die Gesellschaft schien solche schöne Sachen vorher nie gesehen zu haben. Man sah ihnen an, welches Vergnügen sie an dem Raub hatten. . . . Auf dem ganzen Transport machten wir die bösesten Erfahrungen; besonders im Grenzgebiet zeigte sich die Bevölkerung so fanatisch, daß mancher sein letztes Stündlein gekommen glaubte. Der Zug hielt an jeder Station an, wo das Volk uns schon in dichten Reihen mit großem Geheul und Gejohle erwartete. In die Wagen regnete es Steine; besonders waren die Franzosen auf unsere Helme, Feldmützen, Mäntel erpicht. Wohl die Hälfte von uns verlor so die Kopfbedeckung. Wenn sich die Posten unser nicht angenommen hätten, wären wir auch ganz ohne Wasser geblieben. Schon in Mont-Brisson sprang ein französischer Offizier zwischen unsere Reihen und entriß einen Helm, ein anderer ließ einen Mann festhalten und schnitt sich Uniformknöpfe ab, aber nur im Rücken. Sogar von tätlichen Mißhandlungen blieben unsere Offiziere und Ärzte nicht verschont. Die Weiber waren die schlimmsten. Wenn die Lage nicht so ernst gewesen wäre, hätten wir an den hysterischen Gebärden und ihren Sprüngen Spaß haben können. Eine alte Megäre versetzte einem Mann einen Messerstich dicht über dem Auge.

Nach den Berichten von Zivilpersonen beiderlei Geschlechts, die aus französischer Gefangenschaft Mitte November zurückgekehrt sind, waren

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die durch den Kriegsausbruch überraschten feindlichen Staatsangehörigen auf dem Weg zu den Gefangenenlagern und während der Gefangenschaft roheſter Behandlung ausgeſetzt. Das nach vertrauenswürdigen Schilderungen aufgenommene Protokoll wurde der amerikaniſchen Botſchaft zur Weitergabe an die amerikaniſche Botſchaft in Frankreich übergeben, damit das Los der Gefangenen dort nach Möglichkeit erleichtert werde. In dem Protokoll heißt es unter anderm: Einige hundert Perſonen, und zwar Frauen, Männer und Kinder, haben die Fahrt von Lyon nach Chartreux unter Bewachung von Soldaten und begleitet von johlendem Pöbel mitgemacht. Hierbei wurde ein ſiebzigjähriger Mann buchſtäblich vom Pöbel zu Tode getreten. Vor den Augen der übrigen Gefangenen wurden jungen Mädchen die Kleider vom Leibe geriſſen bzw. abgeſchnitten, ſo daß ſie beinahe nackt den Leidensweg bis zu dem Beſtimmungsort ihrer Internierung antreten mußten. Wöchnerinnen wurden auf das unmenſchlichſte behandelt. Weder ärztliche Hilfe, noch ein Tropfen Milch, noch ſonſt eine Erleichterung wurde ihnen gewährt. Sie wurden ebenſo wie alle anderen Gefangenen rohen und gemeinen Soldaten zur Obhut übergeben. Die Nahrung beſtand aus altbackenem Brot, ſchlechtem Waſſer und Fleiſch von abgeſtandenem Vieh. Andere Einzelheiten über die Frauen und Mädchen zugefügten Beleidigungen laſſen ſich kaum wiedergeben.

Seit 13 Wochen, ſo heißt es in einem Brief aus Villefranche vom November, liegen wir hier mit 400 Perſonen in Südfrankreich in einem „Schloſſe" auf Stroh, das noch niemals gewechſelt iſt, und werden mit Waſſerſuppen und Brot ernährt. Fleiſch gibt es nur Sonntags, vier Zentimeter im Quadrat. Das Eſſen iſt abſcheulich. — Die gleiche Klage über das Eſſen enthält ein Brief aus Seminaire Ajain (Departement La Creuſe) vom 3. November: Als wir am 6. Auguſt in dem Camp militaire La Courtine ankamen, war natürlich nichts vorbereitet, aber auch gar nichts, kein Eſſen und gar nichts. In der erſten Nacht ſchliefen wir auf den blanken Pritſchen, ohne Decken, ohne alles. Erſt am folgenden Tage bekamen wir etwas Stroh, und die Decken bekamen wir 14 Tage ſpäter. Das Brot, das es zu eſſen gab, war zuweilen nur 14 Tage alt und oft innen ſchimmlig. Das allgemeine Eſſen, das gekocht wurde, war aber noch fürchterlicher. Mittags gab es halb-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gekochte Kartoffeln mit vollständig zähgekochtem Rindfleisch. Man bekam einen Löffel Kartoffeln und Fleisch, ungefähr die Quantität eines halben Knüppels. Ein andermal gab es weiße Bohnen, die etwas besser waren, und dasselbe Fleisch. Das Schauderhafteste, was wir zu essen bekamen, war gekochter Reis, der durch langes Liegen muffig, schmutzig und faul geworden war. Er soll bloß 14 Jahre im Lager gelegen haben. Abends gab es eine schauderhafte, Abwaschwasser ähnliche Brühe, die auf fünf Meter nach schlechtem Rinderfett stank. Nach fünf Wochen mußten wir ausziehen und wurden in großen Pferdeställen untergebracht. Dort schliefen wir auf unseren Strohsäcken auf dem Boden und mit einer Art Pferdedecke zugedeckt. Vorher wuschen wir uns noch in richtigen Waschräumen, hier aber mußten wir uns in den Trinktrögen der Pferde waschen. In den Ställen blieben wir, Gott sei Dank, nur elf Tage. Dann wurden wir in Gruppen zu 250 Personen verteilt. Bei dieser Verteilung kamen wir nach Ajain in ein halb verfallenes Seminar, das seit acht Jahren keinen Besen gesehen hatte. Vom Krieg hört man gar nichts ... Nach und nach kamen wir darauf, daß wir jedesmal, wenn sie (die Franzosen) eine Schlappe erlitten hatten, Zwangsarbeiten machen mußten. Erst kam das Wegereinigen, das ging noch an. Dann das Reinigen der Ställe; diese hatten seit ihrer Erschaffung keinen Besen gesehen, der Schmutz lag meterhoch. Nachher mußten wir sogar Klosetts reinigen. Schöne Arbeit. Auch zum Mistschaufeln wurden wir geholt. Die gemeinste Arbeit aber, die man uns machen ließ, war das Strohsäckestopfen. Diese wurden mit einem Stroh gestopft, das einem die Hände zerriß. Bei all diesen Zwangsarbeiten wurden wir von französischen Verbrechern, die man freigelassen hatte, beaufsichtigt und von Soldaten und Offizieren beleidigt.

In dem durchaus franzosenfreundlichen „Corriere della Sera" wird Anfang Januar 1915 das Konzentrationslager von Rochefort geschildert, wo über 800 Deutsche und Österreicher untergebracht sind. Das Lager besteht in einer Kaserne, wo die Zivilgefangenen schlimmer als Sträflinge behandelt und gehalten werden. Die Leute, unter denen viele Gebildete sind, welche die Grenze nicht mehr erreichen konnten, schlafen seit Kriegsbegimn auf demselben, niemals erneuten Stroh ohne Decken und erhalten ganz ungenügende Nahrung.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die russischen Barbaren:

Wie im Westen Belgien, England und Frankreich, so wetteifern im Osten Rußland nebst seinen Mitläufern und Verbündeten darin, das Völker- und Menschenrecht zu mißhandeln. Auch hier kann man alle jene Vergehen und Verbrechen feststellen, deren sich die Verbündeten im Westen schuldig machten, nur daß sie hier noch barbarischere Formen annahmen.

Frühe schon mußte die österreichisch-ungarische Regierung den Regierungen Deutschlands und der neutralen Staaten einen Protest gegen die Verletzungen der Genfer Konvention durch die Montenegriner zugehen lassen: Die Sanitätsambulanzen der 14. österreichisch-ungarischen Gebirgsbrigade wurden, so oft sie in Tätigkeit traten, von den Montenegrinern beschossen. Obgleich die Ambulanzen die Fahne mit dem Genfer Kreuz auf hohen Stangen angebracht hatten, beschossen die Montenegriner die Verbandplätze, und zwar am 13. August den am Lissac und am 18. August den in Cerovipolje in Montenegro mit Schrapnells und am 2. September den Verbandplatz in Grahovc in Montenegro mit Infanteriegeschossen. In Cerovipolje wurde die Errichtung des Verbandplatzes gänzlich verhindert, da die montenegrinische Artillerie sofort, nachdem das Rote Kreuz aufgepflanzt war, ihr Feuer darauf richtete.

Wie im Westen seitens unserer Feinde die deutsche Kriegführung als grausam verleumdet wird, lediglich aus dem Grunde, mit den eigenen Freveln die Deutschen zu belasten und die öffentliche Meinung der Neutralen und eigenen Völker mit Haß und Abscheu gegen die vorgeblichen Barbaren zu erfüllen, so versuchten es im Osten die Serben mit einer gleich bewußt lügenhaften Darstellung der Kampfesweise der Österreicher. Aber die Berichte von den serbischen Kampfschauplätzen stellten eine Reihe von Grausamkeiten der serbischen Kriegführung und ein völkerrechtswidriges Vorgehen der von den Behörden aufgehetzten Bevölkerung fest. Das österreichische Oberkommando unternahm Erhebungen, die für den Raum von Schabatz das Ergebnis lieferten, daß man bei Serbisch-Schabatz wiederholt Leichen verstümmelter öster-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reichischer Soldaten fand, so einen Leutnant mit aufgeschlitztem Bauch, einen Soldaten mit ausgestochenen Augen, in deren Höhlen Uniformknöpfe eingepreßt waren, und einen Soldaten, am Zaun hängend, dem Kopf und Arm fehlten. Selbst als Schabatz schon 24 Stunden in österreichischem Besitz war, wurde noch auf vorübergehende Soldaten geschossen. Die Schuldigen wurden standrechtlich erschossen. Aus einer Fabrik in Schabatz wurde wiederholt auf Österreicher gefeuert, einmal sogar von dem Fabrikschlot aus in die Offiziermenage auf die dort versammelten Offiziere. Die Fabrik wurde niedergebrannt. Bei Mischar wurden Leute, die auf durchziehendes Militär geschossen hatten, gefangen; ein Leutnant, dem die Gefangenen vorgeführt wurden, verfügte aus Menschlichkeit die Freilassung einer schwangeren Frau. Kaum freigelassen, zog das Weib einen Revolver und erschoß den Leutnant von hinten. Während des Kampfes bei Tekerisch wurde von serbischen Truppen die Parlamentärsflagge gehißt; der österreichisch-ungarische Kommandant befahl darauf die Einstellung des Feuers und näherte sich den Serben, die dann auf 300 Schritt Entfernung gegen ihn und seine Leute ein mörderisches Feuer eröffneten. Mit Vorliebe beschießen die serbischen regulären Truppen die österreichischen Verbandsplätze und Verwundetenträger; eine Patrouille, die einen verwundeten Oberst transportierte, wurde aus nächster Nähe niedergeschossen. Selbst serbische Kinder beteiligten sich an diesen Unmenschlichkeiten: ein zwölfjähriges Mädchen, das mit Gewehrschüssen in den Beinen im Spital zu Neusatz liegt, rühmt sich, 16 Bomben auf österreichisch-ungarische Soldaten geworfen zu haben.

Es ist erwiesen, daß serbische Frauen aus dem Hinterhalt schossen und erschöpften Soldaten vergiftetes Wasser reichten.

Die heimische Landbevölkerung unterstützte mit allem Eifer die serbische Artillerie; wohin sich die österreichisch-ungarische Infanterie bewegte, sah man überall Strohhaufen und Häuser in Flammen aufgehen, wodurch der serbischen Artillerie die Richtung angegeben wurde. In der Gruft der Kirche zu Schabatz fand man eine Telephonzentrale, von der unterirdische Kabel nach verschiedenen Stellungen der Serben gingen.

Soldaten des zweiten und dritten Aufgebots, sowie Komitatschis ent-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ledigten sich bei drohender Gefahr — wie in Belgien! — der Waffen und suchten als friedliche Bürger zu erscheinen. Bei getöteten Komitatschis fand man mit Nägeln und Kupfervitriolstücken geladene Patronen. Mehrfach stellten sich Komitatschis tot oder verwundet und warfen dann gegen die nahenden österreichischen Krankenträger Bomben, wie auch Gefangene versteckt gehaltene Handgranaten auf die sie begleitende Patrouille warfen und dann, die Verwirrung benutzend, flüchteten.

Als am 6. September 1914 starke Kräfte der aus dem Belgrader Kreis stammenden Donaudivision bei Kupinovo über die nur von schwachen Landsturmabteilungen gesicherte Savegrenze einbrachen, gerieten zwei Züge einer Landsturm-Husarendivision in stark bewaldetem und sumpfigem Terrain, als sie im Feuergefecht zu Fuß der feindlichen Umgehung entgegentreten wollten, in eine äußerst schwierige Lage. Der Kommandant der Halbeskadron, Leutnant Kis, und viele Husaren waren gefallen. Der Rest wurde von allen Seiten umzingelt, gefangen genommen, entwaffnet und nach Kupinovo getrieben. Dort verhörte sie ein serbischer Major, notierte ihre Namen und ließ dann je zwei zusammenbinden und vor den Ort führen, wo die eskortierenden Infanteristen auf zehn Schritt zurücktraten und so lange auf sie schossen, als noch einer aufrecht stand. Der Erzähler dieses unerhörten Verbrechens hatte zwei Schüsse erhalten; er stellte sich tot und sah nun, wie die serbischen Soldaten die Leichen plünderten. Dieser einzige überlebende Zeuge des von serbischen Linientruppen verübten Verbrechens, der Landsturmhusar Meinhardt Csaszar, flüchtete nach Einbruch der Dunkelheit in die Waldungen, wo er nach der Vertreibung der serbischen Truppen nach mehreren Tagen erschöpft, hungrig und halb tot von österreichischen Patrouillen aufgelesen wurde.

Das berichtet aus amtlicher Quelle unterm 5. Oktober 1914 das Wiener K. K. Telegr.-Korresp.-Bureau.

Wie die Franzosen und Belgier, plündern und brennen auch die Serben im eigenen Lande. Seit dem Beginn des Rückzugs befolgte die serbische Armee die Methode, ihre eigenen Ortschaften vor der Räumung zu plündern und zu zerstören. Von den österreichischen Truppen wurden die Ortschaften Krupanj, Zaolaka, Kamenica und Valjevo ganz verödet, geplündert, zerstört oder abgebrannt vorgefunden. Mit einzelnen zurückgebliebenen

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ortsbewohnern wurden seitens der österreichischen Militärbehörden Protokolle aufgenommen, die bestätigten, daß das serbische Militär vor dem Verlassen des Orts Geschäfte und Wohnungen plünderte und Häuser in Brand steckte. Die vom serbischen Militär verübten Plünderungen und Brandstiftungen wurden auch von einigen österreichischen Offizieren durch das Fernrohr beobachtet. Der Landstrich von der Drina bis Valjevo war einige Tage lang ganz entvölkert. Die serbische Regierung soll befohlen haben, die Zivilbevölkerung dieser Gegenden in Valjevo zusammenzutreiben, später aber, als sie den Rückzug der serbischen Armee hemmte, soll sie von den eigenen Soldaten zurückgetrieben worden sein.

Gleich den Barbaren hausten die Serben auch in Mazedonien unter den Bulgaren und Mohammedanern: In der Gegend von Gevgheli, Doiran, Ischtib, Radovitsch, Malechewo usw. nahmen die Mißhandlungen der Serben einen unglaublichen Umfang an. Der Türke Bedjet Tchaouch und zwei Bulgaren aus dem Dorf Udorvo und eine bulgarische Frau aus dem Dorf Sermehine wurden gekreuzigt und ihre Hände angenagelt, eine Tat, die nicht ihresgleichen hat, selbst in der am weitesten zurückliegenden Zeit der türkischen Herrschaft. Außerdem zwangen systematische Ermordungen und Räubereien die bulgarische und mohammedanische Bevölkerung, in den Bergen und in Bulgarien sich eine Zuflucht zu suchen. Am 11. Oktober kamen in Strumitza 54 Flüchtlinge an aus den Dörfern Berovo und Ratovo, unter denen sich sieben Leute befanden, die zu den größten Serbenfreunden gehören. Das zeigt allein, wie weit die serbischen Behörden ihre Drangsalierungen treiben. Diese neue Auswanderung beruhte außer den schon angeführten Gründen darauf, daß alle Männer bis zu sechzig Jahren unter die Fahnen gerufen wurden. Man weiß, daß die serbische Regierung als ein Mittel zur Vernichtung der bulgarischen Bevölkerung die Verschickung der mazedonischen Rekruten in die ersten Schlachtlinien ausfindig gemacht hat. Diese Maßnahme rief unter der bulgarischen Bevölkerung eine ungeheure Panik hervor und zwang sie, zu flüchten. Nach Aussagen dieser Flüchtlinge besuchten im Oktober 1914 der serbische Justiz- und der serbische Arbeitsminister das Dorf Berovo und fragten die Bevölkerung nach den Gründen ihrer fortgesetzten Auswanderung. Einige Dorfbewohner

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wagten den serbischen Ministern zu erklären, der einzige Grund ihrer Flucht wäre die unerträgliche Herrschaft, der sie unterworfen seien, eine Antwort, die ihnen ihre sofortige Verhaftung eintrug.

Der Kommandant von Strumitza berichtete unter dem 23. August, drei mazedonische Flüchtlinge, die sich auf bulgarisches Gebiet zu retten suchten, um serbischen Nachstellungen zu entgehen, wären von serbischen Grenzwächtern angegriffen worden, die den einen töteten, die beiden anderen verhafteten und auf grausame Weise folterten. Acht anderen von Gevgheli Geflohenen gelang es, in der vergangenen Nacht die bulgarische Grenze zu erreichen, nachdem sie den serbischen Gendarmen, die sie wahrscheinlich niedermetzeln wollten, entkommen waren. Ihr Besitztum wurde beschlagnahmt, ihre Kinder wurden festgenommen und gemartert.

Die Verfolgungen der Bulgaren dauern bis in diese Tage. In der letzten Dezemberwoche 1914 kamen mehr als 200 Flüchtlinge im Gebiet von Gornadjumaja an, die erzählten, daß der Verkehr zwischen den Dörfern des Landes von den Behörden mit äußerster Strenge unterbrochen worden wäre und die Militärbehörden angefangen hätten, die fünfzig- und sechzigjährigen Männer in die Stammrollen einzuschreiben.

Wie die Serben gegen die Bulgaren in Mazedonien und gegen die Mohammedaner vorgehen, so auch werden von den serbischen Behörden in Neuserbien in unerhörtester Weise die deutschen Landwirte behandelt, die seit Jahren in den ehemals türkischen Gebieten angesiedelt sind und die die einzigen Musterwirtschaften errichtet haben. Die deutschen Ansiedler, die die serbische Staatsangehörigkeit nicht erwerben wollten, als diese Gebiete an Serbien fielen, wurden nun von den serbischen Behörden aufgefordert, das Land und ihre Besitzungen zu verlassen, wie wir Ende September hörten. Die Ausweisungen erfolgten in der brutalsten Form und unter Drohungen. Die deutschen Ansiedler schickten zunächst ihre Frauen und Kinder nach Saloniki, die aber auf der Flucht in Gevgheli von serbischem Militär angehalten und belästigt wurden. Auf Veranlassung des deutschen Generalkonsuls in Saloniki begab sich ein Beamter des dortigen italienischen Konsulats nach Gevgheli, dem

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Befreiung der Frauen und Kinder gelang. Die deutschen Ansiedler dürften ihr ganzes Hab und Gut verlieren.

* * *

Der Russe von heute, so bemerkt der Kriegsberichterstatter M. Th. Behrmann, ist doch noch immer der kulturfremde Asiate, der wie vor Jahrhunderten Tamerlan und Dschingiskan auch noch heute mordend und sengend durch ein fremdes Land zieht, dort tötet und raubt, wen und was er kann, das sinnlose Zerstören als Selbstzweck betrachtet und vor dem Anprall größerer feindlicher Massen sich nicht ungern zurückzieht. Der Russe eröffnet nicht einen Feldzug, um eine gegnerische Armee zu besiegen, sondern überzieht ein fremdes Land mit Krieg, so wie man es im dunkeln Mittelalter zu tun pflegte. Diesen typischen Grundsatz des kriegführenden Rußlands darf man nie aus den Augen verlieren, wenn man sich ein richtiges Bild von dem russischen Feldheer verschaffen will: der Greuel, die Zerstörung von bürgerlichem Leben und Gut im Feindeslande ist bei dem Russen keineswegs etwas vereinzelt Vorkommendes, ist unter keinerlei Umständen eine nur nebensächliche Begleiterscheinung der rein militärischen Handlungen, sondern ein überaus wichtiger Bestandteil der Kriegführung selbst. Im Jahre 1410, erzählt Dethleffsen, brach zum erstenmal die slawische Flut über die Dämme, die abendländische Geistesbildung ihr errichtet hatte, in das Land des Deutschen Ordens ein. Grauenhaft waren die Verwüstungen, die sie anrichtete. Von 20000 Dörfern, die der Orden innegehabt hatte, waren nur 3000 übrig und davon die meisten entvölkert und verödet; über 1000 Kirchen waren verwüstet. So folgenschwer dieser Einfall war, so gehört er doch heute ganz der Geschichte an. Nicht so der zweite, der Tatareneinfall des Jahres 1656. Von ihm lebt noch das Gedächtnis im Volke selbst. Nahezu drei Jahrhunderte sind nicht lang genug gewesen, das Erinnern an das Morden und Brennen jener Zeit aus dem Gedächtnis auch des einfachen Mannes zu verwischen, und noch heute erzählt man sich von der Tatarenzeit und davon, was alles damals Fürchterliches geschehen und verübt worden ist. Dabei handelte es sich doch nur um einen verhältnismäßig kleineren Teil des Landes, um das Gebiet zwischen Passenheim und Ragnit.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nach der Schlacht bei Prostken 1656, 8. Oktober, waren die vereinigten Polen und Tataren eingefallen. Damals wurde die Stadt Lyck völlig zerstört, so daß kein Stein auf dem andern blieb. Im Amt Lyck wurden 67 Dörfer, 1 Flecken, 3 Kirchen, 3 Hospitäler eingeäschert, 2800 Personen fortgeführt und über 200 getötet. In Kalinowen wurden 800 Menschen niedergeschlagen oder fortgeschleppt. Die Stadt Oletzko wurde völlig in Asche gelegt. Im Amte Polommen raubten die Tataren alles, Bialla zerstörten sie, Drigallen ging in Flammen auf. In Neuhof verpesteten die Leichen der ermordeten Bewohner monatelang die Luft. In Gilgenburg wurde die gesamte Einwohnerschaft in der Kirche niedergehauen. Es wurden in Ostpreußen 13 Städte, 248 Flecken und Dörfer, 37 Kirchen eingeäschert, 23000 Menschen getötet, 4000 verschleppt. Aus der Zeit des Siebenjährigen Kriegs weiß das Volk die gleichen Schrecken nicht zu melden. So knüpft das Heute mittelbar an jene Zeit des 17. Jahrhunderts an, und wenn seit damals die Jahrhunderte nicht ausgereicht haben, die Zeit des Schreckens aus der Menschen Gedächtnis auszulöschen, dann kann, sagt Dethleffsen, diesmal ein Jahrtausend dazu nicht genügen. Denn so grauenhaft und unmenschlich ist vielfach verfahren, so weit reichen die Verwüstungen und um so viel größer als vordem ist der Gegensatz zwischen dem Geschehenen und der abendländischen Gesittung. Die Leiden der Bevölkerung stehen auf einem besonderen Blatt, hier soll nur von Gebäulichkeiten die Rede sein. Bei deren Vernichtung ging man ganz planmäßig vor. Es ist, als hätten die Feinde mit einer dauernden Besetzung des Landes nicht gerechnet und nur so viel wie möglich vernichten wollen, um wenigstens einen möglichst großen Schaden anzustiften. Sie kamen über die Grenze, jeder ein Bündel Zellstoffspäne im Ranzen, eigens für das Brandlegen hergestellte Zunder. Die warfen sie in die Wohnungen und Gehöfte, unter das Bett, in das Stroh des Daches, in die volle Scheuer, in eigens gehäufte Späne, und ein Hof, ein Dorf, eine Stadt nach der andern flammten auf, rote Lohe und schwarzer Rauch kennzeichneten den Weg, den die Russen im Lande nahmen. Zuerst befahlen sie den Bewohnern, zu räumen, ehe sie zündeten. Aber gegen alle Bitten um Schonung waren sie taub. Es waren richtige Brandkommandos, die der Truppe vorausgeschickt wurden. Sie gaben übereinstimmend an,

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß die Brandlegung auf Befehl erfolge, und es wurde gesagt, daß die brennenden Häuser dem Heere anzeigen sollten, wie weit die Flügel gekommen seien. Bald muß aber die Freude am Sengen diesen Gesichtspunkt der Heerführung beiseite geschoben haben, denn übereinstimmend wird von den in letzter Stunde geflohenen Bewohnern erzählt, wie überall, soweit das Auge reichte, alles brannte, was Menschenhand errichtet hatte. Bis über 30 gleichzeitige Brände sind an einigen Orten abends gezählt worden. Von der Kate des armen Mannes bis zu dem an Schätzen der Kunst und alten Überlieferungen reichsten Edelsitz, vom einfachsten Dorf bis zur wohlumfriedeten Stadt ist nichts verschont, an das die Brandfackel überhaupt geworfen werden konnte. Und was der Soldat nicht zerstörte, das wurde gestohlen und fortgeführt, was des Krieges Notwendigkeit nicht nahm, das wurde bewußt und absichtlich verdorben und vernichtet. Stehen in den Städten wenigstens die stärkeren Wände noch, so ist das bei den Fachwerk- und Holzbauten auf dem Lande anders. Von den Mühlen liegen nur noch Reste des Gangwerks auf freiem Felde in einem Häufchen Asche, die hölzernen Scheunen und Ställe sind ganz verschwunden, und von den Wohngebäuden ragt nur noch der Mittelpunkt des Hauses, der besteigbare sogenannte polnische Schornstein, umgeben von dem toten Ringe der verkohlten Bäume, in die Luft. Von Granaten aufgerissene Löcher, verstreute Spuren von Infanteriegeschossen und Schrapnells, wie vom Sturm durch den Luftdruck der platzenden Artilleriegeschosse durcheinander gewirbelte Dachsteine auf den Dächern geben auch an den vom Brande verschont gebliebenen Gebäuden Kunde davon, wenn sie im Feuer gewesen sind. Nicht aber Brand und Kugeln allein haben die Vernichtung von Hab und Gut besorgt. Man drang in die Häuser ein, in die Wohnungen, in die Läden und nahm zunächst alles, was man brauchen konnte, brachte fuhrenweise fort, was an beweglicher Habe dafür geeignet und genügend wertvoll erschien, und dann vernichtete man alles übrige. Alle Behältnisse wurden geleert, alle vorhandene Habe zu wüsten Haufen gestapelt, die Räume möglichst verdorben, der Hausrat zerbrochen, zerschlitzt, zerschlagen, und dann beschmutzte man endlich noch alles, jedes Stück und jeden Raum in jedem Hause. Das ganze von den Russen berührte Gebiet, die Regierungsbezirke Allenstein und Gumbinnen in weitestem

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Umfang und erhebliche Teile des Bezirks Königsberg sind gleichmäßig heimgesucht worden.

Ein Brief aus Angerburg erzählt: Am 4. August kamen die ersten Russen von der Littauer Straße gerade an unserem Haus vorübergesprengt. Sie winkten den Männern, herauszukommen. Wir Frauen traten auch auf die Schwelle, weil wir glaubten, die Russen würden uns etwas fragen. Da bedeuteten sie den Männern, von der Treppe herunter an die Wand zu treten, und schon knatterten auch die Gewehre. Was wir in dieser ganzen Zeit erlebt haben, ist nicht zu beschreiben. Nur soviel will ich sagen, daß hier zahlreiche Zivilisten von der Bande erschossen wurden. Geplündert, gesengt und gebrannt haben sie überall unmenschlich.

Am 3. August, so erzählt ein Einwohner aus der Umgebung von Bialla, stiegen plötzlich über dem Dorf Schwiddern starke Rauchsäulen auf. Die Bewohner wurden gehindert, ihre Habseligkeiten zu retten. Die angesehene Besitzersfrau Viktor wurde, als sie über die Straße ging und händeringend um Schonung bat, niedergeschossen. Ihre Leiche blieb fast zwei Tage auf der Straße liegen. Der einundachtzigjährige Altsitzer Sokolowski wurde auf der Schwelle seines Hauses erschossen. Das Gebäude wurde in Brand gesteckt, und die Leiche des alten Mannes warfen die Russen in die Flammen. In Schwiddern wurden 6 Personen getötet und ebenso viele verwundet. In Kosuchen wurde ein Schulmädchen getötet, ein Mann angeschossen und schwer verletzt. In Bialla wurde eine Postschaffnersfrau, Mutter von sieben Kindern, erschossen, als sie aus dem Fenster auf die Straße sah. Der Kaufmann Günther wurde vor die Tür gelockt und dann niedergehauen. In Bialla wurden sieben Personen ermordet und etwa ein Dutzend verwundet. Fast alle Schaufenster wurden zertrümmert und viele Läden geplündert. Die Dörfer Sulimmen, Belzonzen und Skodden sind fast völlig eingeäschert worden. Einem Mann aus Lodigowen wurde von zwei Kosaken der eine Arm abgehackt, damit er nicht zum Militär gehen könne. In Czyboren wurde der Kätner Michalzik, der ruhig vor seinem Hause stand und bei der Annäherung der Russen um Schonung bat, niedergeschossen, sein Haus wurde eingeäschert. Die Frau mußte mit ihren sieben Kindern mittellos anderweitig Unterkunft suchen.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In der Tilsiter Niederung, dem fruchtbaren Landstrich, der sich von Tilsit bis Labiau und zum Kurischen Haff erstreckt, hausten die Russen zwei Wochen lang; sie führten alle Männer unter 60 Jahren als Gefangene fort. Viele Dörfer wurden von ihnen niedergebrannt, weil die Leute nichts mehr herzugeben hatten. In Heinrichswalde steckten die Russen das Krankenhaus und das Gerichtsgebäude in Brand. Auch in Skaisgirren hausten sie furchtbar. Jedes von den Einwohnern verlassene Haus öffneten sie gewaltsam und zerstörten alles darin. Die Möbel wurden demoliert und in nicht wiederzugebender Weise beschmutzt, die Betten und Matratzen zerrissen und zerstreut, feine Wäsche als Toilettepapier benutzt.

In Gumbinnen zertrümmerten die Russen auf der Flucht viele Schaufenster, vernichteten oder stahlen die Waren und plünderten die Läden. In den Wohnungen erbrachen sie alles Verschlossene; was sie nicht brauchen konnten, warfen sie zur Erde. Auch Höhergestellte ließen sich zahlreiche Diebstähle zuschulden kommen, sogar dem dort eingesetzten russischen Landrat wird das nachgesagt. Eine Anzahl Einwohner im Alter von 18 bis 50 Jahren wurden aufgegriffen und nach Rußland geschleppt. In Rudbardszen erschossen sie ohne Grund die Besitzer Naujekat und Luschat, in Schmulken den Besitzer Rau.

In einem Ort stellten sie, wie der Kriegsberichterstatter R. Brandt schreibt, zehn Männer an die Mauer und erschossen sie ohne Grund, töteten sie die Krankenschwester in der barbarischsten Weise und erschossen den tüchtigsten und geschicktesten Handwerker der Gegend in seinem Keller wie einen tollen Hund.

Nach amtlichen Ermittlungen wurden eine Reihe von Landräten von den Russen festgenommen und nach Rußland geschleppt. Der Landrat von Goldap soll gezwungen worden sein, Vieh, das aus seinem Kreis von den Russen zusammengebracht wurde, nach Rußland zu treiben. Von vielen Gendarmen des Grenzgebiets fehlt jede Spur. Ein Gendarm aus dem Kreis Pilkallen wurde erstochen, ein anderer aus Bilderweitschen gefesselt auf einer Protze nach Eydtkuhnen gebracht und dann erschossen. Seine Leiche lag auf dem Markt von Kirbaty. Die evangelischen Pfarrer in Schareyken, Kreis Marggrabowa, und in Szittkehmen, Kreis Goldap,

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weigerten sich, den Russen Angaben über die Stellung deutscher Truppen zu machen und wurden deshalb in den Mund geschossen; der eine war tot, der andere wurde schwer verwundet ohne Hoffnung auf Genesung in das Krankenhaus nach Goldap gebracht. In einem Dorf im Kreis Pilkallen wurden Frauen und Kinder zusammen auf ein Gehöft getrieben, die Hoftore geschlossen, das Gehöft in Brand gesteckt. Erst als die Eingeschlossenen in höchste Not und Bedrängnis geraten waren, wurden die Tore geöffnet und die Gequälten herausgelassen. Auf einem Gutshofe bei Szittkehmen wurde der alte Besitzer erschlagen. Die Wirtin wurde genötigt, den Russen Speisen und Getränke zu bringen. Als alles aufgezehrt war, mußte sie in einer Gasse, die von den russischen Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett gebildet worden war, Spießruten laufen und wurde dabei schwer verletzt. In einem Dorf des Kreises Stallupönen wurde unter der unwahren Behauptung, daß aus dem Dorf geschossen worden sei, eine Reihe von Bewohnern, darunter Frauen und Kinder, nach vorheriger Marterung erschossen. Ebenso wurden in dem Dorf Schillehnen im Kreise Pilkallen zehn Personen unter dem gleichen falschen Vorgeben niedergemacht. In dem Dorf Radszen steckten die Russen fast alle Gebäude in Brand, so daß im Augenblick fast das ganze Dorf in Flammen aufging. Auf die unglücklichen Bewohner ging man mit Hieb- und Schußwaffen los. Getötet wurden in diesem einen Dorf 2 Männer und 8 Frauen, 3 Männer wurden verletzt. Bei den Mordbrennereien gingen die Russen in der Weise vor, daß zunächst die Domänengehöfte als königliches Eigentum mit allen Vorräten niedergebrannt wurden, dann wurden die Güter vorgenommen und dann die Dörfer. Bis zum 18. August waren aus dem Gumbinner Bezirk 6 Domänen, aus dem Pilkaller Kreise allein 15 Dörfer und Güter niedergebrannt.

Nachdem am 22. August, erzählt der Bürgermeister von Neidenburg, in unserer vom Militär gänzlich entblößten Stadt mehrere Kosakenschwadronen beim Durchreiten die Fenster zerschossen und dabei einige Personen zum Teil schwer verletzt hatten, wurde die wehrlose Stadt von 2 bis 5 Uhr von den Russen mit 300 Granaten beschossen und dadurch zum größten Teil in Brand gelegt. Etwa 200 Häuser wurden ein Raub der Flammen und nahezu die Hälfte der über 5000 Ein-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wohner zählenden Stadtgemeinde brot- und obdachlos. Nichts wurde aus diesen Häusern gerettet. Die einrückenden Russen vernichteten dann in blinder Zerstörungswut in den noch vorhandenen Häusern alles Mobiliar, Wäsche und Kleider usw. und traten es in den Kot. Gesindel von jenseits der Grenze stahl den Rest und fuhr ihn sogar auf Wagen fort, wobei es von den Russen unterstützt wurde. Die meisten Einwohner besitzen fast nur die Kleider auf dem Leibe.

Von einer schweren Massenbluttat, begangen an wehrlosen friedlichen Bewohnern des Kirchdorfs Abschwangen im Kreis Pr.-Eylau, erzählt der dortige Amtsvorsteher Graap: Trotz meiner ausdrücklichen Erklärung, die ich in meiner Eigenschaft als Amtsvorsteher dem russischen Offizier abgab und die dahin lautete, daß nicht von den Bewohnern, sondern von der deutschen Kürassierpatrouille aus dem Garten des Müllers Pankeien auf das russische Auto geschossen wäre, wurden alle noch anwesenden Ortsbewohner gewaltsam aus den Häusern zunächst auf die Straße geschleppt. Der Lehrer und Organist Hochwald, ein Vater von sechs kleinen Kindern, wollte sich schnell in die Kirche flüchten, um diese zu schließen. Von sechs russischen Kugeln durchbohrt, sank er nieder. Er verstarb bald darauf auf dem Transport nach Uderwangen. Während dieser Zeit wurden alle Ortsbewohner in zwei Hälften geteilt und nach beiden Enden des Dorfes abgeführt. Hier mußten sich die männlichen Bewohner über fünfzehn Jahren in Reih und Glied stellen, während Frauen und Kinder einige Schritt von uns entfernt Aufstellung nehmen mußten. Noch ahnten wir nicht, was die Russen mit uns beabsichtigten, doch ließen ihre grimmigen Mienen das Schlimmste befürchten. Jetzt erst eröffnete uns der russische Offizier, der übrigens die deutsche Sprache fast vollkommen beherrschte, daß, weil von Zivilpersonen des Dorfes auf das russische Auto geschossen wäre, alle aufgestellten männlichen Personen standrechtlich erschossen werden würden. Der Jammer unserer Frauen und Kinder, die nach den Bestimmungen der Russen Augenzeugen dieses entsetzlichen Massenmordes als „abschreckendes Beispiel" sein sollten, war herzzerreißend. Trotzdem wir alle, an meiner Seite mein fünfzehn Jahre alter Sohn, dem uns bevorstehenden Ende mutig entgegenschauten, schnitt uns das entsetzliche Weh und die traurige Zukunft unserer Frauen und Kinder gewaltig ins

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herz. Noch einmal schwor ich dem die „Exekution" leitenden russischen Offizier unter nochmaliger Abgabe meines Ehrenwortes, daß nicht von Zivilpersonen, sondern von der deutschen Patrouille geschossen wäre. Gleichzeitig zeigte ich dem Offizier ein Dankschreiben eines russischen Obersten vor, das letzterer mir für die gute Bewirtung seinerzeit übergeben hatte. Ob nun die Abgabe meines Ehrenwortes oder das Dankschreiben des Obersten den russischen Offizier milde und nachgiebig gestimmt hatte, konnte ich nicht ermessen. Genug, er ließ sich von dem herzzerreißenden Jammer der Frauen und Kinder erweichen und nahm von einer Exekution der einen Hälfte gegenüber Abstand. Schlimmer erging es freilich der anderen Hälfte unserer Dorfbewohner. Hier waren alle Tränen und Bitten der Frauen vergeblich. Eine krachende Salve vom entgegengesetzten Ende des Dorfes belehrte uns, daß ein Teil unserer Mitbewohner, zirka 40 an der Zahl, unter dem mörderischen Gewaltakt eines brutalen Feindes das Leben ausgehaucht. Eine junge, erst vier Wochen verheiratet gewesene Frau, die Gattin des Besitzers Riemann, trat im Angesicht der blutigen, zuckenden Körper ihres Ehemanns, des Vaters und des Schwiegervaters zu den Russen und bat, sie auch zu erschießen, da ihr Leben jetzt zwecklos wäre. Doch zogen die Russen ab und ließen die überlebenden Frauen und Kinder inmitten ihrer dahingemordeten Väter, Gatten, Brüder und Söhne in stummer Verzweiflung zurück. Die entsetzliche Greueltat wurde am Sonnabend, den 29. August, verübt. Am Dienstag, den 1. September, fanden die wieder zurückgekehrten Dorfbewohner die Leichen noch unbeerdigt liegen. Unter den Opfern russischer Willkür befand sich auch ein 80 Jahre alter Arbeiter, der mir 50 Jahre treu gedient und jetzt sein Gnadenbrot bei mir bis zu seinem traurigen Ende empfangen hatte.

In Frauendorf kamen, wie Paul Block erzählt, die russischen Vortruppen in das Haus des Postverwalters, als die Frau mit zwei Landbriefträgern beim Mittagessen saß. Die Briefträger hatten ihre Uniformen an und wurden deshalb von den Russen für Soldaten gehalten. Kein Protest half. Vom Mittagessen fort wurden die Armen über die Straße zur Wand des nächsten Hauses geführt und erschossen. — Der Wirt Repner aus Wormditt hat ein zwölfjähriges Mädchen aus der Gegend von Heilsberg gesehen, das im Sterben lag. Es hatte eine

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wunde in der Brust, aus der das Blut in Tropfen hervorsickerte. Weshalb das Kind erschossen war, ließ sich nicht feststellen.
Daß Fälle von Schändung sogar von Kindern vorkamen, ist erwiesen. Der Kriegsberichterstatter W. Scheuermann traf im Westen einen Soldaten, einen Landwirt aus der ostpreußischen Niederung, der ihm erzählte: „Meine alte Mutter hatten sie mit dem Beil erschlagen, und meine Frau und die beiden Kinderchen, Mädchen von acht und sieben Jahren, die haben sie geschändet, ehe sie ihnen die Kehle abgeschnitten haben."
In dem Feldpostbrief eines preußischen Offiziers lesen wir: Stallupönen ist ein Schutthaufen, um Eydtkuhnen mußten wir herummarschieren, weil die Hitze der brennenden Gebäude zu groß war. Dazu hie und da aufgespießte Kinderleichen, halbwüchsige Jungens, denen die rechte Hand abgeschlagen war, um sie für den Militärdienst untauglich zu machen, und viele Ermordete.
Es wäre unmöglich, wollte man nicht über die russischen Greuel allein einen Band schreiben, sie hier alle im einzelnen anzuführen. Es steht auch fest, daß nicht nur die Kosaken, wie man vielfach geglaubt hat, sondern auch sogenannte Eliteregimenter sich ebenso an den Mordbrennereien, Plünderungen, Schändungen beteiligt haben, daß hier im Osten, gleichviel, ob in Ostpreußen, Galizien, Polen, in Ungarn, der Bukowina und sonst russisches Soldatengesindel gehaust hat, für das der Tod durch die Kugel zu schade war und das seine Grausamkeit hätte unter der Knute büßen müssen.

* * *

Der Berichterstatter des „Nieuwe Rotterdamsche Courant", der auf Einladung des Großen Generalstabs an einer Besichtigung der ostpreußischen Schlachtfelder teilnahm, schrieb seinem Blatt: Nach fünftägiger Autofahrt durch unter russischen Greueln oft zwecklos geschädigtes Ostpreußen in Königsberg angelangt. Städte von Bedeutung, wie Ortelsburg, bis zu 70% niedergebrannt. Entsetzliche Schandtaten sind von Russen verübt, ohne jeden Grund. Wir haben überall Zeugen verhört. Kosaken und nicht nur sie allein sind Geißel des Landes

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewesen. — Es ist erwiesen, daß die Russen, wenn sie sich zum Abzug aus einer Ortschaft gezwungen sahen, die letzten Minuten vor ihrer Flucht noch benutzten, um wehrlose Bewohner in bestialischer Weise hinzumorden und durch Handgranaten die Häuser in Brand zu setzen. Allein in Angerburg sind kurz vor dem Abzug der Russen 13 männliche Personen, davon 8 mit einem Strick zusammengebunden, hingemordet worden. 50 andere, die dasselbe Schicksal erleiden sollten und bereits in einem Keller eingesperrt waren, konnten noch rechtzeitig befreit werden. Natürlich gaben die Russen vor, es sei von den Bewohnern der Ortschaft auf ihre Verwundeten geschossen worden. Tatsächlich haben russische Soldaten selbst Fehlschüsse auf das russische Lazarett abgegeben, um einen Schein des Rechts zu haben, gegen die unschuldigen Bewohner vorzugehen. — Der dann gefangene russische General Martos gab Befehl, alle Ortschaften im Bereich der russischen Truppen zu verbrennen und alle männlichen Bewohner niederzuschießen, auch wenn sie sich nicht am Kampf beteiligten, noch die Hergabe von Nahrungsmittel u. a. verweigerten. Der russische General Rennenkampf erließ Befehl, „durch eine besonders kuragierte Kompagnie alle Förster der Romintener Heide aufzuheben und zu erschießen".
Hier handelt es sich also um geradezu befohlenen Mord.
Mitte September 1914 wurden Schreiben veröffentlicht, die an das Armeeoberkommando gerichtet waren:
Zwei Tage nach der Schlacht bei Zorotbowo traf ich auf der Chaussee Guttstadt—Seeburg einen Trupp Rekruten, ca. 21 Mann, welche am Tage vorher von Kosaken überfallen worden waren. Man hatte den Rekruten entweder ein Bein oder eine Hand abgehackt und sie dann so an der Chaussee liegen lassen. Ein Gendarm hatte die Rekruten begleitet und lag auf der Chaussee so gefesselt, daß er knien mußte, die Hände auf dem Rücken gebunden. Ohren und Nase waren ihm abgeschnitten. Sie lebten zum größten Teil noch. Ich ließ sie durch Zivilpersonen aus Guttstadt dorthin bringen, hatte selbst keine Zeit, mich weiter um sie zu kümmern.

gez. von Tiedemann,
Oberleutnant der Res. Kür.-Regt. Nr. 5.

Ein Generalstabsoffizier erzählte den Kriegsberichterstattern, er habe

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

selbst gesehen [illegible]
junger [illegible]
hatten [illegible]
dem [illegible]
nahme [illegible]
[illegible]
Ein [illegible]
Nachdem [illegible]
Regt. [illegible]
Ersatz-Regt. [illegible]
der [illegible]
und [illegible]
der Reserve [illegible]
General des XI. Armeekorps und [illegible]
oberkommando zu melden, daß [illegible]
von den Russen fortgetrieben [illegible]
wurden.
Aus der Zeit der zweiten [illegible]
schädigtes und nicht [illegible]
gefallen, das für die [illegible]
Teil der russischen [illegible]
Zeugen folgenden [illegible]
Oberstleutnant Emerson [illegible]
deutsche Schule, [illegible]
er dort sah. Als [illegible]
zur Wiederherstellung [illegible]
Befehl hätten, alles [illegible]
Emerson [illegible]
furchtbare Verwüstung. [illegible]
in kleine Stücke [illegible]
wandte er sich mit folgenden [illegible]
Trophäen" und zeigte [illegible]
lumpen lassen. Es [illegible]
dahinterstehende Haus [illegible]
So wie hier der Oberstleutnant [illegible]

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewesen. — Es ist erwiesen, daß die Russen, wenn sie sich zum Abzug aus einer Ortschaft gezwungen sahen, die letzten Minuten vor ihrer Flucht noch benutzten, um wehrlose Bewohner in bestialischer Weise hinzumorden und durch Handgranaten die Häuser in Brand zu setzen. Allein in Angerburg sind kurz vor dem Abzug der Russen 13 männliche Personen, davon 8 mit einem Strick zusammengebunden, hingemordet worden. 50 andere, die dasselbe Schicksal erleiden sollten und bereits in einem Keller eingesperrt waren, konnten noch rechtzeitig befreit werden. Natürlich gaben die Russen vor, es sei von den Bewohnern der Ortschaft auf ihre Verwundeten geschossen worden. Tatsächlich haben russische Soldaten selbst Fehlschüsse auf das russische Lazarett abgegeben, um einen Schein des Rechts zu haben, gegen die unschuldigen Bewohner vorzugehen. — Der dann gefangene russische General Martos gab Befehl, alle Ortschaften im Bereich der russischen Truppen zu verbrennen und alle männlichen Bewohner niederzuschießen, auch wenn sie sich nicht am Kampf beteiligten, noch die Hergabe von Nahrungsmittel u. a. verweigerten. Der russische General Rennenkampf erließ Befehl, „durch eine besonders kuragierte Kompagnie alle Förster der Romintener Heide aufzuheben und zu erschießen".

Hier handelt es sich also um geradezu befohlenen Mord.

Mitte September 1914 wurden Schreiben veröffentlicht, die an das Armeeoberkommando gerichtet waren:

Zwei Tage nach der Schlacht bei Zorotbowo traf ich auf der Chaussee Guttstadt—Seeburg einen Trupp Rekruten, ca. 21 Mann, welche am Tage vorher von Kosaken überfallen worden waren. Man hatte den Rekruten entweder ein Bein oder eine Hand abgehackt und sie dann so an der Chaussee liegen lassen. Ein Gendarm hatte die Rekruten begleitet und lag auf der Chaussee so gefesselt, daß er knien mußte, die Hände auf dem Rücken gebunden. Ohren und Nase waren ihm abgeschnitten. Sie lebten zum größten Teil noch. Ich ließ sie durch Zivilpersonen aus Guttstadt dorthin bringen, hatte selbst keine Zeit, mich weiter um sie zu kümmern.

gez. von Tiedemann,
Oberleutnant der Res. Kür.-Regt. Nr. 5.

Ein Generalstabsoffizier erzählte den Kriegsberichterstattern, er habe

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

selbst gesehen, daß ein russischer Offizier einen abgeschnittenen Frauenfinger mit einem Ring daran in der Tasche gehabt habe. Die Russen hatten eine Frau im Schützengraben ermordet und ihr den Finger mit dem Ring abgeschnitten, so hatte man bereits erzählt. Die Gefangennahme des russischen Offiziers bestätigte es. Der Verbrecher wurde totgeschlagen, eine Kugel war er nicht wert.

Ein amtliches Schriftstück aus dem Armeeoberkommando enthält die Nachricht, daß der Wehrmann August Kurtz, 5. Komp. Landwehr-Inf.-Regt. Nr. 19, und der Wehrmann Hermann Fanseweh, 1. Komp. Ersatz-Regt. Nr. 152, eidesstattlich erklären, im Walde bei Grodtken, der erstere 11, der zweite 9 Frauenleichen mit abgeschnittenen Brüsten und aufgeschnittenen Bäuchen gesehen zu haben. — Der Rittmeister der Reserve de la Croix erhielt den Auftrag von dem Kommandierenden General des XI. Armeekorps und seinem Chef des Tages, dem Armeeoberkommando zu melden, daß aus Stallupönen Frauen und Kinder von den Russen fortgetrieben und auch Kindern die Hände abgehackt wurden.

Aus der Zeit der zweiten russischen Offensive ist ein vom Feuer beschädigtes und nicht in allen Teilen leserliches Blatt in unsere Hände gefallen, das für die russische Kriegführung und auch für den größten Teil der russischen Offiziere bezeichnend ist: Wir Unterzeichneten waren Zeugen folgenden Bildes, das nachher zum Marodieren Anlaß gab. Oberstleutnant Smirnow kam in Begleitung von sechs Kosaken in eine deutsche Schule, zog seinen Säbel und schlug alles kurz und klein, was er dort sah. Als ich das sah, ging ich mit dem Regimentsarzt herein zur Wiederherstellung der Ordnung. Die Kosaken sagten, daß sie Befehl hätten, alles zu demolieren, und zwar von Oberstleutnant Smirnow (2. Sotnje). Als wir ins Haus traten, sahen wir dort eine furchtbare Verwüstung. Möbel, Spiegel, Lampen, Geschirr, alles war in kleine Stücke zerschlagen. Als Oberstleutnant Smirnow mich sah, wandte er sich mit folgenden Worten an mich: „Das sind meine ersten Trophäen" und zeigte (unleserlich), „warum soll man das alles den Lumpen lassen? Es tut mir sehr leid, daß ich mir nicht auch das dahinterstehende Haus angesehen habe."

So wie hier der Oberstleutnant Smirnow hauste, ging es in den von

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Russen besetzten Landesteilen überall: Am 27. September rückten die Russen über Sensburg ein. Am Tor des königlichen Landgestüts Rastenburg erschien eine Spitze und nahm sofort den Rendanten, den Nachtwächter und einen anderen Gestütwärter gefangen und brachten sie zu einem Offizier. Nachdem sie einer Leibesvisitation unterworfen worden waren, wurden der Rendant und der Nachtwächter wieder freigelassen. Während der Zeit waren stärkere Abteilungen bereits auf das Gestüt gerückt und schossen einen Gestütwärter tot, alle anderen mußten mit. Von diesen entkamen drei nach einigen Tagen. Im Stall standen noch 22 ältere Hengste. Diese wurden sofort weggeführt und auch sämtliches Inventar geraubt. Dann ging es an die Demolierung der Wohnungen, wobei nicht das Geringste geschont wurde. Das Bureau wurde unglaublich verwüstet, mit Brechstangen die eiserne Vortür, der Geldschrank und jeder einzelne Raum aufgebrochen. Das ganze Gestüt bot einen grauenhaften Anblick.

Das Schloß des Grafen von Mirbach bei Sorquitten wurde in der Nacht vom 27. zum 28. August durch Teile der russischen vierten Kavalleriedivision mit Explosivstoffen in Brand gesetzt, so daß nur die Mauern übrig blieben. — Am 8. September 1814 wurde an das Ministerium des Innern das folgende Schreiben gerichtet:

Bujanken, Post Bittmannsdorf, Ostpr., 8. 9. 14.

Auf kurze Tage aus dem Felde hierher zurückgekehrt, um den Zustand der Domäne, welche die Russen vom 24. bis 29. August beherbergen mußte, festzustellen, lese ich den Aufruf um Mitteilungen über begangene Grausamkeiten, angerichtete Schäden usw. Der Umstand, daß ich mit mitgebrachtem Blei schreiben muß, läßt schon auf den Zustand meines Wohnhauses und der Beamtenwohnungen schließen. Seine Exzellenz der Generalleutnant von Hertzberg, entrüstet über den Anblick meines Hauses, ließ meinen zufällig hier mit ihm in Quartier liegenden Kutscher, Strutz, 3. Schweres Reiterregiment, hier zurück, um einen Schutz für das offene Haus zu bilden. Alle Schränke und Türen waren erbrochen, mit Arten eingeschlagen, die Sachen, soweit nicht gestohlen, in alle Winde zerstreut. Meine durch die Russen zerstreuten Ölporträts und andere Ölgemälde haben auf Befehl Seiner Exzellenz deutsche Soldaten

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vom Misthaufen gerettet. Die Wäsche war, soweit nicht gestohlen, in Orangtonnen gesteckt, mit Leim begossen, zu Haufen geschichtet im Hause, und dazwischen hatten die Russen ihre Notdurft befriedigt. Wertvolles Meißner Porzellan zerschlagen, die Suppenterrine als Nachtgeschirr benutzt, die Toiletten meiner Frau, soweit nicht gestohlen, in Tonnen gesteckt und mit Leim und Honig übergossen. An den landwirtschaftlichen Maschinen und der Brennerei waren wichtige Teile, Zahnräder usw. abgehauen und in alle Winde verschleppt. So ist von den vier Säemaschinen keine einzige zu gebrauchen. Alle Zäune, Scheunentüren zerstört. Im Park ist ein ganzer Teil durch Zerstören von Bäumen vernichtet. In den Ställen sind Boxen usw. mit Äxten zerstört, die Bohlen liegen daneben, die Hühner und Schweine kopflos auf dem Misthaufen. Mit dem Vieh meiner Leute ist ebenso verfahren worden. Zeugen sind: Exzellenz von Hertzberg, Führer der 35. Division, Major von Kameke vom 3. Schweren Reiterregiment Thorn, welche nach den Russen hier ankamen, sowie Erdmannsdorf, Oberstleutnant und Kommandeur des Grenzschutzes, Zachariae, Major und Kommandeur, Ersatzbataillon 175. Diese Herren haben in unserem Fremdenbuch, welches auch von den Russen geschändet ist, ihre Entrüstung niedergelegt. In der ganzen Gegend sieht es ebenso aus.

von Kameke,
Königlicher Domänenpächter, Führer der 2. Kompagnie Landsturmbataillon Marienburg.

So wie hier in Ostpreußen hausten die Russen auch in Galizien: Als die Russen die alte, ehemals mächtige Handelsstadt Dukla besetzten, brachen sie alle Häuser auf, brannten verschiedene nieder, plünderten alles Brauchbare und nahmen den Rest als Brennmaterial, wobei selbst ausgebrochene Fensterrahmen als Brennholz dienen mußten. Die Wohnhäuser, in denen nicht Soldaten einquartiert waren, wurden als Pferdeställe benutzt. Gleichwohl hatten die Russen die Naivität, einer zurückkehrenden Bürgersfrau vorwurfsvoll zu sagen: „Warum sind sie alle geflohen? Wir sind gute Leute und tun niemand etwas zuleide.“ Als die Frau ihre als Pferdestall mißbrauchte Wohnung aufsuchen wollte, wurde sie aber grob zurückgewiesen. — In Dembica wurde ein Teil der Stadt eingeäschert, das schöne Schloß Zawada wurde, da die einzige

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit der Aufsicht betraute Person sich weigerte, das ihr anvertraute Eigentum widerstandslos der Plünderung preiszugeben, vollkommen ausgeraubt, im Umkreise mit Petroleum begossen und angezündet. Alle Herrenhäuser bieten ein trauriges Bild der Zerstörung. Die meisten Möbel sind zerschlagen, die Spiegel mutwillig zerbrochen, die Matratzen zerfetzt, kostbare Gemälde zerschnitten und der Boden besät mit Bergen von Fetzen, Papieren und Scherben, kurz ein Bild des rohesten Vandalismus. Die russischen Soldaten gingen in den von ihnen besetzten Ortschaften nach dem gleichen, offenbar im vornhinein befohlenen System vor, das mit einer ehrlichen geordneten soldatischen Kampfesweise nichts gemein hat, sich vielmehr als ein unter dem Deckmantel militärischen Vorgehens unternommener Raubzug darstellt. Die Bewohner wurden auf der Straße einer Leibesvisitation unterzogen, und es wurde ihnen alles, was irgendeinen Wert hatte, abgenommen. Besonders hatten es die Russen auf Uhren abgesehen, die mit meist sehr unsanftem Griff aus der Westentasche des Besitzers in die Stiefelschäfte der Kosaken wanderten. Dem Pfarrer in Mrowla wurde die Beichtuhr, welche die Zahl der abgenommenen Beichten anzeigte, aus der Tasche gezogen; als man später erkannte, daß sie wertlos sei, wurde sie wieder zurückgestellt. Beim Rauben der Uhren taten sich auch die Offiziere keinen Zwang an. So erschien bei dem Rzeszower Uhrmacher Nikolaus Muscowski ein russischer Regimentsarzt, der ihn beauftragte, seine goldene Uhr zu reparieren. Die Uhr erkannte Muscowski als sein Fabrikat und wies es auch dem Regimentsarzte durch Vorlegung des Verkaufsregisters, aus dem die Nummer der Uhr und der Verkaufstag zu ersehen waren, nach. Geraubt wurde nach einem sehr einfachen und dabei praktischen System. Die Kosaken drangen in Rudeln von acht bis zehn Mann in die Läden und Wohnungen ein und packten unter Vorhaltung von Revolvern Kleider, Pelze, Wäsche und Einrichtungsgegenstände in mitgebrachte Säcke. Der Inhalt wurde sodann mit den Offizieren geteilt. Die römisch-katholische Geistlichkeit wurde unhöflich, oft brutal behandelt. So wurde der hochbetagte Kanonikus in Dembica gezwungen, die Kosaken persönlich zu bedienen und ihnen Löffel und Messer aus der Küche zu bringen, es wurde mit ihm nur in kurzem, barschem Ton verkehrt. Die Geistlichen wurden vielfach zur Öffnung

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Kirchen gewaltsam genötigt. In dem Spital zu Rzeszow wurden an zwanzig erkrankte österreichische und ungarische Soldaten aus den Betten gejagt, ein Beweis dafür, daß selbst den Kranken gegenüber das primitivste Gefühl der Menschlichkeit nicht beobachtet wurde. In vereinzelten Fällen wurden Waren und Lebensmittel bezahlt. Allerdings kam der Verkäufer meistens nicht auf seine Rechnung, da er die Quittung über den richtigen Empfang der Geldsumme ausstellen mußte, ohne den bestätigten Betrag zu Gesicht zu bekommen. Wurde tatsächlich bezahlt, so war dank des hinaufgeschraubten Kurses des Rubels, der mit 3 Kronen 30 Heller bestimmt war, der Preis auf ein Minimum herabgedrückt. Auch Verkäufe wurden von den russischen Soldaten durchgeführt. Namentlich geraubte Kühe wurden den Bauern der Nachbarorte um einen Spottpreis zum Kauf angeboten. War der Preis bezahlt, so erklärte der Verkäufer, daß er sich die Sache überlegt hätte, und zog mit der Kuh und dem Gelde davon. So wurden mit einer Kuh mehrere Verkäufe durchgeführt, der schließliche Besitzer aber blieb immer derselbe russische Soldat. — Besonders zu erwähnen ist, daß, wie aus einzelnen Bezirken gemeldet wurde, Frauen und Mädchen vergewaltigt wurden.

Wie in Galizien, ging es auch in allen anderen von den Russen besetzten Gebieten zu: Als die Deutschen aus strategischen Gründen im November 1914 Lodz verlassen hatten und die Russen wiederkamen, wurden die Leute auf den Straßen blutig gepeitscht, es wurde geraubt und geplündert und in geradezu bestialischer Weise gehaust. — Als die Russen Ardahan räumen mußten, setzten sie vor ihrer Flucht einen großen Teil der Stadt in Brand, plünderten das Eigentum der Mohammedaner, unterwarfen sie zahlreichen Folterungen, töteten zahlreiche unbewaffnete Männer und Frauen mit dem Bajonett und stachen einem Mann die Augen aus. — In der Bukowina, wie festgestellt wurde, raubten die Russen auf höheren Befehl die Rumänen aus, peinigten sie, hängten sie in Massen auf, schändeten ihre Frauen, beraubten sie ihrer Habe und ihres Guts und schenkten, was sie nicht mitnehmen konnten, an ruthenische Bauern. Ein Beispiel ist das Vorgehen auf der Herrschaft Grigorela, wo der Verwalter unzweifelhaft nachwies, daß die Herrschaft das Eigentum von Rumänen orthodoxer Konfession war.

Digitized by Google

Original from HARVARD UNIVERSITY

Generated on 2019-08-28 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der kommandierende Oberst spie dem Verwalter ins Gesicht, nannte ihn einen schurkischen Rumänen und plünderte das Schloß. Er selbst behielt die schönsten Pferde, ließ das Gesinde ausplündern, den im Keller vorgefundenen Wein auslaufen und lieferte die rumänischen Frauen seinen Kosaken aus. Der Schaden des Gutsbesitzers Janku wird auf 250 000 Kronen, der des Doktors Flondor auf 200 000 Kronen und der des Barons Hormuzki auf 120 000 Kronen beziffert. Die Kosaken plünderten die Kirchen und Schulen und hängten sofort jeden auf, der Widerstand leistete. Die Gemeinden und Städte Novozedlicza, Kotul, Ostrieka, Ros (Vorstadt von Czernowitz, wo kein einziges rumänisches Haus ungeplündert blieb), Prevorkie, Slanestic, Opriseni, Tereschény, Styrcze, Karapeny, Majdan, Panka, Ropcze, Jordanestic, Czudyn usw sind verwüstet und ihre Bewohner, durchweg Rumänen, an den Bettelstab gebracht. — Zahlreiche Meierhöfe und andere Gebäude wurden niedergebrannt, viele Wohnungen, auch in Czernowitz, geplündert, Passanten auf der Straße von Kosaken beraubt. In Czernowitz führten die Russen unter Mißachtung des Roten Kreuzes Sanitätssoldaten und Inspektionsoffiziere, zum Teil mit Ketten gefesselt, kriegsgefangen ab. Die ausschließlich von Rumänen bewohnte Gemeinde Maidan bei Storozynetz wurde in geradezu vandalischer Weise zerstört, ganz niedergebrannt und geplündert. Die Einwohner, die ihr gesamtes Hab und Gut verloren hatten, wurden davongejagt. Das Schloß der Witwe des rumänischen Politikers Ritters Wolcynski in Budnitz wurde unter Führung eines Offiziers geplündert. Im Gutshof des rumänischen Großgrundbesitzers Janosz in Panka wurde bestialisch gehaust. Alle Gebäude wurden niedergebrannt, die Vorräte geplündert, wodurch ein Schaden von mehreren hunderttausend Kronen angerichtet wurde. Die Gemeinde Roposo, wo auch sonst mehrfache arge Gewalttaten vorkamen, wurde geplündert. Der Bürgermeister, ein Rumäne, entging nur mit knapper Not durch Eingreifen einer zufällig ankommenden österreichischen Patrouille dem sicheren Tode.

So tapfer diese russischen „Helden" im Krieg gegen Wehrlose sind, werden uns auch, durchaus glaubhaft, von ihrem Heroismus in der Schlacht bezeichnende Züge erzählt: Österreicher, die bei Tomaszow und Lublin kämpften, sagten, am Waldrand von Tomaszow hätten die

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Russen in den angegriffenen Feldschanzen weiße Fahnen geschwenkt und die Gewehre niedergelegt. Der Regimentskommandeur ließ darauf das Feuer einstellen und wollte die Gefangennahme einleiten. Sein ruhig anmarschierendes Regiment wurde darauf mit Feuer überschüttet. Die russischen Maschinengewehre waren auf Bäumen postiert. Selbst eine Sanitätsanstalt wurde durch Schrapnelle vernichtet. Ärzte und Verwundete wurden getötet, die Verwundeten ausgeraubt. — So wie bei Tomaszow machten es die Russen auch mehrfach in Ostpreußen. Als z. B. nahe Tannenberg unsere Soldaten mit dem Bajonett stürmten, erhoben die Russen auf eine Entfernung von ungefähr 150 Metern zum Zeichen der Übergabe die Hände hoch. Wie aber die Unseren auf fünfzig Meter heranwaren, warfen sich die ersten Reihen der Russen zu Boden, um Raum zu geben den bisher versteckt gehaltenen Maschinengewehren, die ein mörderisches Feuer aus nächster Nähe auf die Unseren eröffneten. Und in dem Feldpostbrief eines Offiziers aus Szeldkehmen bei Rominten vom 16. September 1914 lesen wir: Die Russen schwenkten überall weiße Tücher, ein komischer Anblick: die aufgepflanzten Gewehre mit Taschentüchern, Hemden, ja Bettlaken behangen, trotzdem aber schossen die Kerle noch. . . . Auch jenseits des Dorfes hatten die Russen eine Stellung besetzt, die jedoch sofort ohne ernsten Widerstand genommen wurde. Die Russen hielten nämlich sofort die üblichen weißen Tücher hoch. Als die 5. Kompagnie darauf zustürmt, erhielt sie aus nächster Nähe, etwa 30 Schritt, Feuer. Ein Leutnant wird durch einen Schuß durch den Hals verwundet, glücklicherweise nicht lebensgefährlich. Diesmal erhielt keiner der verräterischen Tücherschwenker Pardon.

Es war aufgefallen, daß russische Patrouillen mit Vorliebe auf die weißen Mützen der Sanitätsmannschaften schossen. Russische Gefangene, die gefragt wurden, warum die Russen auf das Rote Kreuz schössen, gaben an, sie hätten gemeint, daß die weißen Mützen das Abzeichen besonders hoher preußischer Offiziere wären. Daß die Genfer Konvention von den Russen nicht beachtet wird, ist vielfach festgestellt worden: Durch Ohrenzeugen ist bewiesen, daß der russische General Rennenkampf am 24. August vormittags ausdrücklich erklärte, er respektiere das Neutralitätszeichen des Roten Kreuzes nicht, wofür ein von den Deutschen aufgefangener Truppenbefehl die Bestätigung bot. Auf dem

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Turm der Irrenanstalt Tapiau, wo preußisches Militär den Vorstoß der russischen Heere an der D.-Linie aufhielt, wehten noch am 19. September zwei zerschossene Rote-Kreuz-Fahnen. Der Turm war von vielen Geschossen getroffen. In der Irrenanstalt selbst wurden von einschlagenden Schrapnells und Granaten 15 Kranke getötet und 31 verwundet. — Am 21. November 1914 wurde in Brzeziny bei Lodz eine Sanitätskolonne, bestehend aus 45 Mann, unter Führung eines Chefarztes überfallen und gefangen genommen. Die drei Oberärzte konnten, da sie beritten waren, sich retten, die übrigen gerieten in Gefangenschaft und wurden nach Sibirien geschafft. — In Ostpreußen wurden von den Russen eine große Anzahl von Lazaretten und Krankenanstalten völlig ausgeplündert. — In der Gegend von Nawaruska wurde am 12. September 1914 gegen 4 Uhr nachmittags ein Spitalzug von einer aus sechs Geschützen bestehenden russischen Batterie, die in einer Entfernung von 1000 Metern aufgestellt war, beschossen. Die letzten Wagen zeigten deutlich Spuren der Beschießung. Eine Granate hatte einen Wagen durchschlagen, und außerdem war der Wagen von einer Menge Füllkugeln getroffen worden.

Dem völkerrechtswidrigen Verhalten der belgischen Bevölkerung hat sich mehrmals die Haltung der Russen in den von uns eroberten Gebieten würdig an die Seite gestellt. Wenn man erwägt, daß der Angriff aus dem Hinterhalt auf die eingerückten deutschen Truppen in Kalisch in der Nacht vom 14. zum 15. August bereits der dritte derartige Überfall war, der wie die anderen Male auch diesmal den Verlust braver deutscher Soldaten kostete (zwei Mann tot; zwanzig bis dreißig Mann verwundet), so kann man sich des Verdachts nicht erwehren, daß wie in Frankreich und Belgien so auch in Rußland diese Banden mit der Regierung in Verbindung stehen.

Daß jedes Mittel der Kriegführung, mag es auch noch so verworfen sein, angewandt wird, beweist der unerhörte Verrat eines griechisch-katholischen Pfarrers von Husiatyn: Am 18. August 1914 wurden viele österreichischen Offiziere, die mit ihren Truppen nicht weit von Husiatyn, einer 7000 Einwohner zählenden galizischen Stadt unmittelbar an der russischen Grenze, kampierten, von dem dortigen griechisch-katholischen Pfarrer zu einem Frühstück eingeladen. Vor dem Frühstück

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

forderte der Pfarrer die Gäste auf, zum Festgottesdienst in die wenige Schritte vom Pfarrhaus gelegene Kirche zu kommen. Die Offiziere folgten der Aufforderung. Kaum hatten sie die Kirche betreten, als die Glocken Sturm zu läuten begannen. Die Offiziere wurden unruhig, und ihr Verdacht wurde zur Gewißheit, als die Pfarrersmagd bleich hereinstürzte und ihnen zurief, daß sie verraten seien. Einige Offiziere stürzten hinaus. In diesem Augenblick schlugen einige Schrapnells ein. Mehrere Offiziere wurden verletzt, darunter auch der Hauptmann von Gastheimb, der zunächst das Bewußtsein verlor, nach einiger Zeit aber wieder zur Besinnung kam. Indessen waren die Soldaten alarmiert worden, überschritten an mehreren Punkten die Grenze und nahmen mit den in einiger Entfernung im Hinterhalt lauernden russischen Truppen den Kampf auf. Die Kanonenschüsse gegen die Kirche waren offenbar noch Tage zuvor genau berechnet worden. Es lag ein schändlicher Verrat vor. Was mit dem Pfarrer geschah, ist nicht genau festgestellt worden. Nach einer Version wurde ihm von einem Unteroffizier der Schädel zerschmettert.

Daß man die Bevölkerung, wo es nur anging, gegen die Deutschen und Österreicher mobil machte, konnte man bereits in den ersten Tagen des August 1914 erkennen, als der Petersburger Pöbel die deutsche Botschaft stürmte. Schuld daran trug nicht zuletzt die systematische Agitation in den konservativen russischen Zeitungen; so hatte „Wetschernaja Wremja" den Tag vor dem Exzeß einen längeren Artikel gebracht, in dem der Pöbel in versteckter Weise zu Gewalttaten aufgereizt wurde. Eine große Menschenmenge sammelte sich auch am folgenden Tage vor der Botschaft. Der Mob begann Steine gegen das Haus zu werfen und drang in das Haus ein, wobei der Tordiener niedergestochen wurde. Alle Kostbarkeiten wurden zertrümmert, und die Möbel wurden durch die Fenster auf die Straße geworfen. Die großen Bronzefiguren auf dem Dache wurden losgerissen und auf die Straße gestürzt. Das herausgeworfene Mobiliar wurde in einem großen Feuer eingeäschert und auch Kaiser Wilhelm in effigie verbrannt. Während der Plünderung wurde der Hofrat Kattner ermordet. Die verhafteten Personen, etwa hundert, wurden bald auf freien Fuß gesetzt, da sie nach Feststellung des Untersuchungsrichters nicht aus Plünderungslust, sondern aus edlen

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

patriotischen Motiven gehandelt hätten. Patrioten wie hier sind auch in Moskau am Werk gewesen, als man über das deutsche Konsulat herfiel. Bald standen von dem Gebäude nur noch die nackten Mauern. Obwohl ein großes Aufgebot von Schutzleuten zugegen war, geschah seitens der Mannschaften nichts, um der Zerstörungswut Einhalt zu tun. Während der Zerstörung des Konsulats kamen auch russische Offiziere vorbei, die noch anfeuernd den Zerstörern zuwinkten.
Daß es für die Konsulatsbeamten, wenn überhaupt, nur ungenügenden Schutz gab, braucht nicht betont zu werden.
Wie man gegen Konsuln selbst vorging, erfährt man aus der Behandlung, die dem ehemaligen türkischen Generalkonsul in Odessa, Kiamil Bei, dem österreichisch-ungarischen Generalkonsul Paumgarten und dem österreichisch-ungarischen Vizekonsul Fillunger in Odessa von den russischen Behörden zuteil wurde: Kiamil Bei wurde am Tage nach der Beschießung Odessas durch türkische Schiffe in seinem Hause vom Kommandanten der Gendarmerie, der mit mehreren Gendarmen erschien, aufgesucht. Man beschuldigte ihn der Spionage, da er, seiner Pflicht gemäß, an seine Regierung Berichte geschickt hatte. Die Gendarmen durchwühlten alle seine Papiere, nahmen die Schlüssel der Konsulatskasse und das Chiffrenbuch des Konsulats, schnitten das Telephon ab, ließen ihn und seine Frau nicht mehr aus den Augen und beobachteten ihn sogar durchs Schlüsselloch im Schlafzimmer. Nach vier Tagen brachte man ihn ins Gefängnis, ein käfigartiges steinernes Verließ, das durch eine Öffnung oben etwas Licht und Luft erhielt und in dem er 24 Tage verbringen mußte. Einmal am Tage durfte er eine Viertelstunde lang im Hof ein wenig spazieren gehen; seinen Käfig mußte er selbst reinigen. Während eines Spaziergangs wurde er im Gefängnishof Paumgartens und Fillungers aus der Ferne gewahr. Beide waren schon ein Vierteljahr vor ihm eingekerkert. Fillunger hatte sich, bevor er ins Gefängnis kam, während einer zehntägigen Überwachung im österreichisch-ungarischen Konsulat die dabei ausgestandenen Qualen so zu Herzen genommen, daß er einen Selbstmordversuch machte. Frau Paumgarten durfte ihren Mann nicht im Gefängnis besuchen, Kiamil Beis Frau diesen einmal in der Woche, aber nur hinter zwei Gittern mit ihm sprechen. Durch die Intervention des italienischen Botschafters

Generated on 2019-08-28 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY

in Petersburg kam Kiamil Bei endlich mit seiner Familie nach Petersburg, aber erst nach drei Wochen erhielt er die Erlaubnis, Rußland zu verlassen, während Paumgarten und Fillunger im Odessaer Gefängnis blieben.

Wenn man so mit den Angehörigen einer fremden Macht umsprang, kann man sich von der Behandlung der deutschen Bevölkerung in Rußland ein deutliches Bild machen. Die russische Regierung beschloß, die Majorate aller deutsch-baltischen Adelsfamilien, von denen irgendein Mitglied im deutschen Heere dient, als Staatsbesitz einzuziehen. Auch ist ein Gesetz geplant, das Deutschen und Österreichern in Zukunft den Besitz von Grundeigentum untersagt und das sich sowohl gegen die genannten als auch gegen die türkischen Staatsangehörigen richtet, die in Rußland Immobiliarrechte irgendwelcher Art haben, wie auch mit Beschränkung auf bestimmte Gouvernements gegen die zahlreichen und lebenskräftigen deutschen Bauernkolonien, deren Mitglieder die russische Staatsangehörigkeit besitzen, aber Sprache, Religion und Sitte ihrer Vorfahren treu bewahrt haben und die jetzt entweder vollständig russifiziert oder kurzer Hand enteignet werden sollen. — Vom Tag der Mobilmachung an gestaltete sich das Leben für die Deutschen in Rußland immer unerträglicher. Sie waren ohne Schutz in Feindesland und wurden, so in Warschau, ohne Grund von der Straße weg verhaftet und ins Gefängnis geworfen, gleichviel, ob jung oder alt, ob Mann oder Frau. Wer das Unglück hatte, in den Augusttagen in Rußland zu weilen, war seiner Freiheit und seines Eigentums, ja oft nicht seines Lebens sicher. Wie man mit den zivilen Kriegsgefangenen umgeht, mag aus der Fülle uns vorliegender Berichte nur der folgende bezeugen, des Leiters der deutschen Taimyr-Landexpedition, die 1913, unterstützt von dem hamburgischen Museum für Völkerkunde, eine Forschungsreise durch Sibirien antrat. Oscar Iden-Zeller, der Leiter dieser Expedition, zeigt durch einen Brief vom 13./26. August 1914 der „New Yorker Staatszeitung" an, daß er in Irkutsk in russischer Kriegsgefangenschaft schmachtet; sein ganzes wissenschaftliches Material wurde beschlagnahmt, er selbst verhaftet: Da meine Frau sich weigerte, mich allein zu lassen, wurden wir beide 200 Kilometer auf offenen Bauernkarren (Telegas) unter polizeilicher Bedeckung wie Verbrecher durch die Steppe nach Irkutsk transportiert, unterwegs

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von der Landbevölkerung mehrfach attackiert. Schon in Manzurka hatten die Bauern gedroht, meiner Frau und mir den Bauch aufzuschlitzen, so daß wir nur mit dem Gewehr im Arm schlafen konnten. Bei der Ankunft in Irkutsk wurden wir wieder von der Gendarmerie einem Verhör unterworfen. Während meine Frau freigelassen und ihr der Aufenthalt in Irkutsk unter polizeilicher Aufsicht gestattet wurde, führte man mich wie einen gemeinen Mörder unter Bedeckung von zwei Gendarmen, die den Zeigefinger am geladenen Browning hielten, zu Fuß durch die Straßen von Irkutsk zum Lager der Kriegsgefangenen, das sich in einer Schule in der Amurkajastraße befindet. . . . Jetzt bin ich seit elf Tagen mit 79 Leidensgenossen in einer Schule eingesperrt. Unsere Kost besteht aus Kohlsuppe, Fleisch, Grütze und Schwarzbrot, sowie pro Tag drei Stücke Würfelzucker, außerdem Wasser für Tee dreimal am Tage. Unser Lager besteht aus Holzgestellen. Noch nicht einmal einen Strohsack hat man uns geliefert. Wir sind von 15 Kosaken bewacht, die alle 24 Stunden abgelöst werden. Zur Ehre dieser Kosaken sei es gesagt, daß sie durchweg anständige Menschen sind, während sich die Gendarmen wie eine Gesellschaft von Bluthunden benehmen. —
Ähnlich wie Iden-Zeller schildert der Reichstagsabgeordnete Dr. Ablaß die Verhältnisse: Die Behandlung in den Gefängnissen spottete jeder Beschreibung, ebenso auch auf den Etappen. Vielfach wurden die Deutschen durch die Straßen geführt, begleitet von Militär unter Vorantritt von Kettensträflingen, deren Ketten auf dem Pflaster klirrten. Meilenweit mußten die Verschickten bei Schnee und Eis, teilweise barfuß und in den dürftigsten Sommerkleidern, stundenlang marschieren. Auch Kranke und Gebrechliche blieben von dem Schicksal nicht verschont. Andere wurden auf offenen Booten zu Wasser in der bitterkalten Witterung nach ihrem Bestimmungsort verschickt. Viele der Ärmsten starben bei diesen Transporten an Erschöpfung, Hunger, Kälte und Krankheiten. —
Der russische Gesandte in Bern hat bekanntlich auf die Enthüllungen des Ingenieurs Peter Müller in den „Münchner Neuesten Nachrichten" die Frechheit gehabt, zu leugnen, daß Deutsche nach Sibirien geschleppt wurden. Ihm begegnete aber dabei das Mißgeschick, daß die Petersburger Telegraphenagentur am 21. Oktober 1914 diese Tatsache bestätigte,

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

indem sie aus Krasnojarsk in Westsibirien meldete: „Hier sind 1145 gefangene Österreicher, darunter 33 Offiziere, eingetroffen." Und aus Barnaul: „Hier trafen 6142 Kriegsgefangene mit 170 Offizieren, darunter 2 österreichische Obersten, ein."

„Jetzt kommt der große Progrom, da werden wir die Juden und die Preußen zugleich los!" erklärte ein russischer Polizeioffizier einem Deutschen in Libau, als er den Verhafteten verhörte. Der Lügenfeldzug der verbündeten Mächte, der mit so großem Erfolg im Gegensatz zum Schlachtfeldzug geführt wird, bewirkte es, daß man außerhalb Rußlands an eine bereits erfolgte Besserung der rechtlosen Lage der russischen Juden glaubte. Es tauchte sogar in sehr bestimmten Formen das Märchen von einem Manifest des Zaren „an seine lieben Juden" auf. Es scheint von russischen Agenten speziell für das Ausland fabriziert worden zu sein. In Wahrheit hat sich die Lage der russischen Juden infolge des Kriegs noch hundertfach verschlechtert. Alle mittelalterlichen Härten und Grausamkeiten, die die Judengesetzgebung in Rußland mit sich führt, treten gegenwärtig doppelt scharf hervor. Der Ansiedlungsrayon besteht nach wie vor. Sogar jetzt werden zahllose jüdische Familien aus ihren Heimatsorten, die von der korrupten russischen Polizei als außerhalb des Rayons liegend gedeutet werden, ausgewiesen. Während der Krieg an der östlichen Grenze, dem Hauptsitz der jüdischen Bevölkerung tobt, während 350000 bis 400000 jüdische Soldaten für das „Väterchen Progrom" kämpfen, werden ihre Angehörigen außerhalb des Rayons nicht geduldet. Die sozialistische Organisation des jüdischen Proletariats in Rußland hat durch ein ausländisches Komitee in Genf an die Kulturvölker ein Manifest erlassen, das mit einer allgemeinen Charakterisierung des reaktionären Regimes beginnt, von den Verfolgungen im allgemeinen spricht und dann auf die Lage der Juden eingeht, die sich seit Kriegsbeginn geradezu erschreckend gestaltet habe. Der Aufruf berichtet von russischen Flüchtlingen, die verjagt und von Stadt zu Stadt gehetzt werden, von regelrechten Progromen, die in Polen wie in Friedenszeiten veranstaltet werden. Diese Progrome gehören nach einem treffenden Wort des bekannten polnischen Politikers W. Feldmann zu dem militärisch administrativen System, denn sie treffen die Juden sowohl als Juden wie auch als Angehörige der anti-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

russischen Orientation. In Lemberg hat Rußland seine Regierung durch einen Progrom inauguriert, in dem 14 Juden getötet und nahezu 50 verwundet wurden. Ähnlich haben sie in jeder von ihnen besetzten galizischen Stadt getan: so haben sie z. B., wie durch amtliche Ermittlungen festgestellt wurde, nach der Besetzung von Galizisch-Dolhopole einen Juden erschossen, einen zweiten an zwei zusammengewachsenen Fichten gekreuzigt. Vor dem Gemarterten unterhielten sie drei Tage lang, bis er starb, eine Wache.

Der deutsche Feldrabbiner Dr. Arthur Levy hat festgestellt, daß die Russen sich der empörendsten Schandtaten gegen polnische Juden schuldig machten, und darüber dem „American Hebrew" in einem offenen Brief berichtet: Ich sprach in diesen Tagen einen alten Mann. Er war zu mir gekommen, sich mit mir auszusprechen und bei mir Rat und Trost zu holen. Ich konnte ihn nicht trösten, sein Unglück ist zu groß, aber ich hoffe, ihm helfen zu können. Seine Geschichte ist folgende: Mendel Janowski war Gutsbesitzer in Russisch-Polen, wo er im Dorf Chozew bei Widawa ein Besitztum hatte. Im Anfang des Kriegs kamen die Deutschen ins Dorf, und acht Offiziere bezogen auf seinem Gut Quartier. Als acht Tage später die Russen zurückkamen, denunzierten die Bauern den Juden bei den Kosaken, die ihn als „Spion" einsperrten, bis er nach 14 Tagen von den wiedereinrückenden Deutschen freigelassen wurde. In sein Dorf zurückgekehrt, drohten ihm die Bauern, wenn die Kosaken wiederkämen, würde er aufgehängt und sein Gut an die Bauern aufgeteilt werden. Janowski hatte unter diesen Umständen nicht den Mut, im Dorf zu bleiben, und zog von dort fort, seinen siebenundzwanzigjährigen Sohn auf dem Gut zurücklassend. Als am 24. November die Russen wiederkamen, nahmen die Kosaken diesen Sohn gefangen und erschossen ihn, nachdem die Bauern ihn als deutschen Spion denunziert hatten. Das Haus wurde ausgeraubt und ausgeplündert, dann in Brand gesteckt. Nicht einmal die Leiche des Erschossenen gaben die Russen heraus, sondern ließen es zu, daß sie von den Bauern aufgespießt und ins Feuer des brennenden Hauses geworfen wurde. Der Tote hinterläßt Frau und vier kleine Kinder, denen nichts geblieben ist als die Kleider, die sie auf dem Leibe trugen. — In Slupci erschienen eines Tages die Russen auf dem Gut des Besitzers

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hoffmann und nahmen dort alles fort, was sie vorfanden: Pferde, Wagen, Getreide, Hab und Gut. Als sie mit dem Plündern fertig waren, fragten sie den Besitzer, was sie sonst noch haben könnten. Dieser, für sein Leben fürchtend, bot ihnen Speise und Trank an und führte sie in sein Haus. Dort gewahrten sie sein Weib, eine schöne Frau, und machten sich daran, sie für die Offiziere mitzuschleppen. Hoffmann stellte sich ihnen wehrend in den Weg, und kalten Blutes schlugen sie ihn nieder und warfen seine Leiche in ein Loch am Wege, von wo sie dann später mit Erlaubnis der inzwischen eingerückten Deutschen nach dem Friedhof in Wloclawek überführt worden ist. — In Subota wurden eines Tags der Rabbiner und fünf Gemeindemitglieder verhaftet. Man wußte nicht, was mit ihnen geschah und wohin sie gebracht wurden; sechs Wochen später fand man sie im Subotaer Wald alle sechs aufgehängt, zum Teil schon verwest und angefressen. — In Brzeziny wurde in einer Dezembernacht eine russische Abteilung von deutscher Kavallerie überfallen und gefangen genommen. Am anderen Tage kam von Lodz aus Verstärkung nach B. Ihre erste Tat war, daß sie 26 Juden gefangen nahmen und 13 von ihnen, darunter sehr angesehene Männer, als die verräterischen Urheber des deutschen Überfalls umbrachten. Bei zweien nur wurde gestattet, daß sie auf dem jüdischen Friedhof beerdigt wurden. — In Plawna wurden zwei Juden ohne Grund aufgehängt und alle jüdischen Geschäfte geplündert. Bei einer Frau Golda Schersack wurden die Betten aus dem Hause geschleppt und auf der Straße verbrannt. In Klomnic wurde der Schneidermeister Chaim Kalischer aufgehängt, weil die Deutschen bei ihm gewohnt hatten. Der Jude Meier Chatka aus Klomnic wurde in Noworadomsk aufgeknüpft. — In Wloszczowa wurde die ganze Stadt progromiert und acht Juden erschossen, weil sie Proviant für die österreichische Armee geliefert hatten. In Janow wurden an einem Tage vier Juden, Abr. Grünbaum, J. und M. Tennenbaum und Ruben Tschennotz, aufgehängt, ihre Frauen geschändet. In Sieradz wurden alle jüdischen Häuser geplündert, der Schlächter Samuel festgenommen und grausam mißhandelt. Eine Frau wurde einige Tage nach ihrer Niederkunft vergewaltigt. — In Sloti Pateck wurde das Haus der Familie Blumke von allen Seiten an-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gezündet. Eine Frau und ihr neunjähriges Kind verbrannten. In Koniezpol wurden sämtliche Häuser vollständig ausgeplündert, neun Juden festgenommen und mit der Nagaika mißhandelt. Einem kleinen Juden, Leibel Kutscher, wurde auf dem Wege zum Cheder die Hand abgeschnitten. Eine Frau wurde geschändet. — Nach Wielem brachten die Russen drei Juden, die sie bei Sieradz gefangen genommen hatten. Zehn Tage saßen sie im Gefängnis, und die Juden durften ihnen kein Essen bringen. Am elften Tage wurden sie aufgehängt. Die Stadt wurde progromiert und zwei Frauen, davon eine unmittelbar nach ihrer Niederkunft, geschändet. — In Noworadomsk gingen Mannschaften und Offiziere jede Nacht von Haus zu Haus und vergewaltigten Frauen und Mädchen. In das Haus eines angesehenen sehr reichen Mannes kamen zwei Offiziere und verlangten, mit dem Tode drohend, daß er ihnen seine Tochter ausliefere. Mit großer Mühe gelang es ihm, sein Kind mit 2000 Rubel loszukaufen und die Schande von seinem Haus fernzuhalten. — In Ozurek haben die Russen Juden mißhandelt, Frauen geschändet und alles ausgeplündert. Was sie nicht fortschleppen konnten, wurde verbrannt. In das Haus des frommen und hochangesehenen Juden Ehrlich drangen zwei Offiziere und forderten, daß dessen Tochter sich ihnen preisgebe. Da der Vater ihnen dies verweigerte, zog der eine Offizier seinen Säbel, legte dessen Schneide Ehrlich drohend an die Kehle, während der andere sich daran machte, die schlafende Tochter aus dem Bett zu zerren. Als der Vater helfend seinem Kinde beispringen wollte, schnitt ihm der eine Offizier mit seinem Schwert die Kehle durch. Angesichts der Leiche wurde das Mädchen mißbraucht. — Ein Bräutigam Israel aus Konin fuhr mit Rad nach Slupci, um dort seine Braut zu besuchen. Zufällig stammte das Rad aus einer deutschen Fabrik und trug deutsche Marke. Für die Russen, die ihm begegneten, Grund genug, ihn zu verdächtigen. Sie rissen ihn vom Rad herunter, steckten ihn in einen Sack und haben ihn lebendig begraben. Hatten sogar kaltes Blut genug, zu diesem teuflischen Geschäft jüdische Soldaten heranzuziehen und so Brüder zum Henker des eigenen Bruders zu machen. — Die Progrome früherer Zeiten sind nichts gegen die rasende Vernichtung jüdischer Häuser und jüdischen Lebens, die mit dem russischen Heer sich durch ganz Polen wälzt, mit ihm vorwärts

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und rückwärts geht und es begleitet wie ein Schatten. In mehr als 215 Ortschaften wurde bisher progromiert. In Staschew wurden elf Juden in der Synagoge aufgehängt. In Klodawa wurden zwei der angesehensten jüdischen Bürger an einem Freitagabend, als die Juden aus der Synagoge kamen, am Balkon des eigenen Hauses aufgehängt, nachdem die Frau des einen selber die Stricke hatte holen müssen. Vierundzwanzig Stunden mußten die Leichen hängen bleiben, und die Juden der Nachbarschaft durften die Fensterläden nicht schließen, damit sie sich dem entsetzlichen Anblick nicht entzögen. Auf die Brust hatte man den Getöteten einen Zettel mit der Aufschrift geheftet: Gehängt, weil sie ein Dreirubelstück nicht wechseln wollten. In Schidlowec warfen sich jüdische Mädchen in den Pilicer Teich, weil sie geschändet worden waren und diese Schmach nicht durchs Leben tragen wollten. In Lowicz wurden zwei junge Juden aus Zgierz, Sandberg und Trenkel, wegen angeblicher Spionage verhaftet und nach vorheriger Verstümmelung aufgehängt, ebenso auch der Getreidehändler Moses Lipschitz, ein geachteter Talmudgelehrter, weil er vor dem Krieg Geschäfte nach Deutschland gemacht hatte. In Bechawa (Lubliner Gouvernement) wurden im Oktober 78 Juden an einem Tage wegen „Spionage" aufgehängt. In Kramostow wurden viele Häuser eingeäschert, die Juden (200 Familien) zum großen Teil mit Frauen und Kindern vernichtet. In Zdunska-Wola wurden jüdische Frauen und Mädchen geschändet, selbst eine Wöchnerin am dritten Tage nach ihrer Niederkunft und Kinder von sechs und sieben Jahren blieben nicht verschont. Eine Frau, deren Mann im Krieg war, starb an den Folgen der Vergewaltigung. Bald darauf kehrte der Mann verwundet heim. Er fand sein Kind ohne Mutter und seine Frau von einem „Kameraden" geschändet.

Ich habe, so schließt Dr. Levy seinen Brief, Fakten an Fakten gereiht, die sich zu einer schreienden Anklage verdichten müssen gegen eine brutale Barbarei, die Entsetzlichkeiten verübt, von denen man sich nicht vorstellen kann, wie Menschenhirne sie ausdenken und Menschenhände sie vollführen können, Dinge, ob deren, um ein biblisches Wort zu gebrauchen, jedem, der sie hört, die Ohren gellen müssen.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nachwort:

An die Völker germanischen Blutes!

Im Schützengraben geschrieben von Freiherrn Marschall von Biberstein, Kgl. preußischem Landrat und Hauptmann d. R. des ersten Garde-Regiments zu Fuß, gefallen am 11. November 1914 auf französischem Boden:

Drei der einschneidendsten Umwälzungen in der Geschichte der Menschheit sind das ureigenste Werk germanischer Rasse: die Auflösung des Römerreichs und seine Ersetzung durch eine Reihe neuer Staatsgebilde, die aus Anlaß der Völkerwanderung sämtlich mehr oder minder einen Einschlag germanischen Blutes erhielten; die Reformation und die Durchsetzung des Gedankens der persönlichen Selbstverantwortung gegenüber dem mittelalterlichen Autoritätsglauben; und endlich das Aufkommen des Deutschen Reiches im 19. Jahrhundert durch den Zusammenschluß des Grundstocks der germanischen Rasse im Herzen von Mitteleuropa. Welche unendlichen Fortschritte in der Entwicklung menschlichen Geistes und menschlicher Kultur — der alleinige Wertmaßstab alles irdischen Geschehens — haben sich an diese drei großen Etappen der Menschheitsgeschichte geknüpft! Freilich, Deutschlands zahlreiche Feinde werden dies bezüglich der letzten eben aufgeführten Tatsache bestreiten und in dem Aufkommen des Deutschen Reiches wahrscheinlich anstatt einen Fortschritt eine Schädigung der Menschheit erblicken, indem sie auf die angeblich stete Bedrohung des Weltfriedens durch den sogenannten deutschen Militarismus und seine Expansionsbestrebungen verweisen. Indes, auch sie werden nicht leugnen können, daß, wie jedes lebende Wesen in der Natur, so erst recht ein Volk, eine Nation, ihr Recht auf Existenz, auf Durchsetzung der Individualität hat und daß vom Standpunkt des Menschheitsganzen aus das Aufkommen eines neuen, kräftig sich regenden Staatsgebildes auch

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dann einen Vorteil bedeutet, wenn seine Lebensäußerungen für die Nachbarn unbequem, ja sogar gefährlich werden.

„Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten,
Nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen,
Rufet die Armee die Götter herbei."

Leben heißt kämpfen — nicht notwendig in den Formen des Krieges! — das gilt wie für alle Gebilde der Natur, so erst recht für die hochstehendsten uns bekannten, die Völker und Nationen. Deutschland war reif zur Einigung, es mußte ans Licht treten, mußte leben und sich regen, ganz gleich, ob es dadurch seinen Nachbarn einen Teil der Nahrung, Luft und Sonne wegnahm. Und wenn jene nunmehr diese Entwicklung rückgängig machen, das junge Gebilde unterdrücken und klein halten wollen, so wiederholt sich hier nur im grandiosen Ausmaß ein Schauspiel, das wir im kleinen täglich in der Natur beobachten können: die erstarkte junge Eiche versucht durchzustoßen ihre Wipfel hinaus an die Sonne, in den Äther, hindurch durch das hemmende Geäst der älteren Nachbarn; wer will hier sagen, wo Recht, wo Unrecht liegen, ob die Eiche hätte klein und niedrig bleiben müssen, ob die Nachbarn Licht und Luft genug hatten, um auch dem neuen Emporkömmling sein Teil abzugeben — πόλεμος πατὴρ πάντων, der Kampf ist der Vater aller Dinge, er wird entscheiden.

Bis dahin aber bleiben wir Deutschen bei der Behauptung: die Gründung unseres Reiches, die Entstehung der deutschen Nation im neuen Deutschland, unsere eigenste Tat, ist ein ungeheurer Gewinn für die Menschheit, und wie im allgemeinen jede Differenzierung ein Zeichen des Fortschrittes darstellt, so ist auch die von uns erkämpfte Schaffung eines germanischen Nationalstaates im Herzen von Europa und das damit uns gewonnene Mehr an innerer Kultur und Wohlfahrt den andern Völkern in reichem Maße zugute gekommen, übergenug, um als Ausgleich für die ihnen etwa erwachsenen Nachteile zu gelten.

Ist damit nun schon abschließend der Rahmen dessen gegeben, was die Germanen der Welt zu leisten vermögen, soll die von uns erhoffte endgültige Durchsetzung des deutschen Nationalstaates für absehbare Zeit den Abschluß einer geschichtlichen Entwicklung bedeuten, an der die europäische Völkerfamilie im 20. Jahrhundert zu zehren hätte, oder sind

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wir Germanen stark und lebenskräftig genug, um unserer Zeit weitere, höhere Ziele zu stecken?

Wer diesen Krieg in vorderster Linie mitkämpft, wer sich vergegenwärtigt all das Elend, all den unsagbaren Jammer, den ein moderner Krieg einesteils durch die entsetzlichen Geschoßwirkungen unserer heutigen Waffen aller Art, anderenteils indirekt durch den wirtschaftlichen Ruin von Hunderttausenden bei den so kompliziert ineinandergreifenden ökonomischen Beziehungen der Völker untereinander hervorruft, der wird sich zu der Überzeugung durchringen müssen, falls er sie nicht schon vorher gehabt: die Menschheit muß den Krieg überwinden lernen, es ist nicht wahr, daß der ewige Frieden ein Traum sei und noch dazu kein schöner, es muß, es wird eine Zeit kommen, die den Krieg nicht mehr kennt, und diese Zeit wird gegenüber der unsrigen einen gewaltigen Fortschritt bedeuten. Wie menschliche Gesittung den Kampf aller gegen alle überwunden, wie der einzelne sich hat gewöhnen müssen, sein Recht beim Staate zu suchen, nachdem der allgemeine Landfriede Blutrache und Einzelfehde abgelöst, so wird auch die Entwicklung im Leben der Völker Mittel und Wege finden, um die auftretenden unvermeidlichen Konflikte anstatt in den Formen des Krieges in irgendwelchen geordneten Verfahren zu erledigen, gleichgültig, wie wir uns die Einzelheiten denken wollen.

Auf diesem Wege winkt uns Germanen eine neue gewaltige Aufgabe! Jetzt schon hat der Gedanke des Pazifismus bezeichnenderweise gerade in den germanischen kleineren Staaten: in Holland, der Schweiz, in Norwegen, Schweden und Dänemark die meisten Anhänger gefunden, also gerade dort, wo das germanische Blut sich am reinsten erhalten hat und wo man daher am wenigsten vermuten darf, daß die alten Rassenseigentümlichkeiten, die germanische Waffenfreudigkeit und die eifersüchtige Wahrung der Selbständigkeit des Stammes sich verflüchtigt haben zugunsten eines weichherzigen, tatenunlustigen Kosmopolitismus. Nun, ihr Germanen, die Zeit zum Handeln ist gekommen! Wie ihr einst dem Christentum zum Durchbruch verholfen, wie ihr seine kräftigste Fortentwicklung in der Reformation durchgesetzt habt, so führt jetzt den tiefsten christlichen Gedanken — von der Welt auch so ganz ver-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gessen! — endlich zum Siege, den Gedanken der Liebe, die alte Verheißung des Friedens auf Erden — wollt es, und ihr könnt es, unsterblicher Ruhm wird euch werden!

Und die Mittel, der Weg! Nicht papierne internationale Gesetze, nicht ausgeklügelte neue Verfahren, die nackte Tatsache des Zusammenschlusses alles dessen, was germanischen Blutes und Geistes ist, sie würde uns das Heil bringen — sie würde die größte weltgeschichtliche Tat der Germanen bedeuten!

Denken wir uns ein solches neues politisches Gebilde im Herzen von Europa — im Innern locker gefügt, doch nach außen zu kraftvoller Abwehr geeint, von den Alpen reichend bis zum Nordkap, von der Maas und der Schelde bis nach Finnland und zur unteren Donau, wer wollte ihm zum Trotz in Europa einen Krieg entfachen! Von dem germanischen Gerechtigkeitsgefühl und Billigkeitsgefühl aber dürfte die Welt erwarten, daß ein solcher Staatenbund seine ungeheure politische Macht nicht zu unbilligen Anforderungen oder gar Vergewaltigungen der Nachbarn mißbrauchen würde, zumal bei den so verschiedenartigen Interessen der einzelnen Bundesstaaten zunächst eine lebhafte aktive Politik im Gegensatz zu der bloßen Abwehr von Angriffen gegen das Bestehende und zunächst neu zu Ordnende kaum zu erwarten sein würde.

Der Zusammenschluß der Völker germanischen Blutes ist eine geschichtliche Notwendigkeit, er wird, er muß kommen, und die Frage ist nur, wann die Völker einsichtig werden, ihn zu vollziehen. Was ist es, das uns trennt, außer dem alten, schon erwähnten Nationalfehler der Germanen, ihrer Uneinigkeit? Vor allem wohl die so erschreckende Unbeliebtheit der Deutschen, über die uns gerade der jetzt entbrannte große Krieg jäh die Augen geöffnet hat. Jedes Ding hat seine Ursache, und so müssen wir auch diesen uns entgegengebrachten Haß verursacht, zum Teil wohl auch verschuldet haben — nach dem Frieden wird Zeit genug sein, sich über die Gründe zu unterhalten, und nicht der letzte Gewinn des Krieges wird es hoffentlich sein, daß der Deutsche nach dieser Richtung Einkehr bei sich hält und seine Fehler zu erkennen und zu bessern sucht. Indes, wie sehr man auch das uns Trennende betonen, wie stark man auch die sonst noch geltend zu machenden

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unterschiede unter den einzelnen in Frage kommenden Staaten in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht unterstreichen mag, das Einigende überwiegt doch: es ist der gemeinsame germanische Kulturbesitz, die Seelenverwandtschaft aller germanischen Völker, und da der Geist stärker ist als die Materie, so wird auch dieses seelische Band sich stärker erweisen als alle kleinlichen nationalen Sonderinteressen und partikularen Selbständigkeitsgelüste. Kant, Schiller, Goethe, die deutschen Romantiker, der Schweizer Gottfried Keller, der Holländer van Eeden, der Däne Brandes, die Nordländer Ibsen, Björnson und Strindberg, um nur die Größten, Bekanntesten zu nennen, die deutsche Musik, was hat dem allem das Romanentum an die Seite zu stellen, und ist nicht in all dem die große Entwicklungslinie und ein gemeinsamer seelischer Grundgehalt deutlich fühlbar! Es ist also keine Phrase, es gibt einen germanischen Idealismus, nennt es den kantischen deutschen Pflichtbegriff, evangelischen Wahrheitsdrang oder modernes Höherstreben zu tieferen seelischen Formen im Übermenschentum, es ist im wesentlichen das gleiche, und ist germanischen Ursprungs, gemeinsam allem, was unseres Blutes ist; diese Seelenübereinstimmung aber wird die Wurzel sein, aus der einst auch eine politische Einigung erwachsen muß.

Verstehen wir uns recht! Wir Deutschen begehren keine fremde Hilfe in dem jetzt tobenden Kampfe. Nach dem, was wir bisher erreicht, dürfen wir hoffen, den Krieg aus eigenen Kräften mit Ehren bestehen zu können. Aber wenn der Friede geschlossen, wenn die Landkarte Europas neu aufgestellt sein wird, dann sollten wir Germanen sorgen, daß dieses grauenhafte Gemetzel das letzte gewesen ist, das Europa gesehen hat — ihr könnt es, wenn ihr wollt! Reicht uns die Hand zu dieser alsdann größten Tat der germanischen Rasse!

Generated on 2019-08-28 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY

Der Kriegspolitische Kultur-Ausschuß der Deutsch-nordischen Richard Wagner-Gesellschaft verweist im Anschluß an das Schwarzbuch auf die Schrift von Wilhelm Marten: „Deutsche Barbaren und englische Kultur-Dokumente", welche eine wertvolle Ergänzung zu unseren vorstehenden Darlegungen bildet. Der Verfasser hat sich aus eigenem Antrieb und nicht ohne persönliche Gefahr als Privatmann in das belgische Kriegsgebiet gewagt, um allen Verdächtigungen, die gegen das deutsche Heer ausgestreut waren, auf den Grund zu gehen. Obgleich als Deutsch-Amerikaner stark mit seinem zweiten Heimatlande verwachsen und gewissen Richtungen des deutschen Gefühlslebens entfremdet, vermochte er die feindlichen Verleumdungen dennoch nicht mit seinen persönlichen Erfahrungen bezüglich deutscher Kultur und Selbstdisziplin logisch in Einklang zu bringen. Was er in Deutschland zur Zeit des Kriegsbeginnes erlebte, bewies ihm eine ungeheuere Steigerung der edelsten Tugenden des einigen Volkes und weckte seine innerste Anteilnahme.

Seine Feststellungen in Belgien entschleierten in unzweideutiger Weise die sträfliche Unwahrhaftigkeit des feindlichen Verleumdungsfeldzuges und rissen ihn zu einem Abscheu gegen die mit so niedrigen Mitteln arbeitenden Gegner und zu einer Begeisterung für die deutsche Sache fort, die in den Ausführungen des sonst nicht schriftstellerisch tätigen Mannes wahrhaft zündend zum Ausdruck kommt.

Sätze wie die folgenden legen dafür beredtes Zeugnis ab:

„Wenn restlose Hingabe für Art und Heimat, Eintreten mit Gut und Blut für Kaiser und Reich, wenn Heldenmut und Herzensgüte, wenn Manneszucht und Samaritertum, wenn Teilen der Mahlzeiten mit Armen, wenn das Füttern kleiner Kinder im Feindeslande, wenn all' das ‚Barbarismus' ist, dann sollte man eine Denkmünze prägen: ‚Ich bin ein Barbar' und sie jedem deutschen Soldaten als Ehrenzeichen umhängen." —

„Dann zittere, Trugwelt der Entstellungen! Durch Nacht und Grauen wurden Unzählige zu Sehenden, zu Wissenden! Angesichts des in tausend Gestalten grinsenden Todes wurde ihnen höchste Erkenntnis, die noch so geartete, mindere Absichten durchschaut!

Mit Flammenzeichen wurde in Millionen Herzen das eine Wort un-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auslöschbar eingebrannt: das Wort, das uns heute mächtig packt, das heilige Wort: Vaterland.“ —

Die Ausführungen des Verfassers sind aber nicht nur deshalb wertvoll, weil sie ein unparteiisch gesammeltes Beweismaterial gegen die feindlichen Lügennachrichten bringen — so z. B. eine Reihe photographischer Aufnahmen von Schußverletzungen durch feindliche Dum-Dum-Geschosse, Momentaufnahmen aus dem Leben im Felde stehender deutscher Krieger und vor allem auch angeblich zerstörter Kunstdenkmäler, von denen die feindliche Presse irreführende Photographien verbreitet hatte, wie das von Wilhelm Marten dem Schwarzbuch zur Verfügung gestellte Titelbild —, auch die Gefühlswerte und logischen Deduktionen, die aus seinem Werke sprechen, haben tiefgehende Beweiskraft und werden den Absichten des Verfassers wie den Zwecken des Kriegspolitischen Kultur-Ausschusses, in dessen Organisationsstab Herr Wilhelm Marten als Vorstandsmitglied berufen ist, und seiner Aufklärungsarbeit erfolgreich dienen.

Die Schrift von Wilhelm Marten soll vorzugsweise im Auslande verbreitet werden. Interessenten, Logen, Orden und Verbindungen (gleichviel welcher Konfession und Art) werden gebeten, sich zu wenden an Wilhelm Marten, Berlin-Steglitz, Birkbuschstraße 6.

Im Auftrage:

Kurt L. Walter van der Bleek.
Wilhelm Borngräber.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Buch, das jeder Deutsche besitzen muß!

Soeben erschien das 21. bis 30. Tausend!

Die Vernichtung der englischen Weltmacht und des russischen Zarismus durch den Dreibund und den Islam

Unter Mitarbeit von
Dr. Drechsler, Direktor des Amerika-Instituts, Exzellenz Dr. Fr. Dernburg, Prof. Dr. Freiherrn v. Lichtenberg, Prof. Dr. Karl Lamprecht, Prof. Dr. Jos. Kohler, Prof. Dr. Ernst Haeckel, Prof. Dr. Rudolf Eucken, Dr. Sven Hedin, Aage Madelung, Karin Michaelis und dem türkischen Botschafter herausgegeben von Kurt L. Walter van der Bleek

21. bis 30. Tausend

Ein starker Band eleg. brosch. 1,80 Mark

Erste Männer der Zeit haben sich hier zusammengetan, um das größte Problem der Gegenwart zu erörtern. Sie stimmen darin überein, daß die Vernichtung der englischen Weltmacht und des russischen Zarismus die eiserne Forderung der Kulturerhaltung Europas ist. — Was England betrifft, so führt Geheimrat Witting aus:

Es ist ein Kampf auf Leben und Tod zwischen England und Deutschland, wenn nötig, ein Kampf bis zum letzten Mann. Wir verlangen keinen Pardon von England und werden auch keinen geben. England, und England allein, hat diesen Krieg heraufbeschworen, aus Habsucht und Neid, um Deutschland zu erdrücken. — Diese Worte kommen nicht von einem Fanatiker, sondern von einem kühl erwägenden Geschäftsmann, der die Gefühle seines Volkes kennt, und weiß, was in diesem Titanenkampf auf dem Spiele steht. Bei Gott, wie wir England und die Engländer hassen! — Dieses Volk von Heuchlern und Verbrechern, die all das Blut über uns und die Welt gebracht haben! Und warum? Weil sie ihren Niedergang empfanden und fürchteten, ihre Herrschaft über die Welt zu verlieren. Für Frankreich fühlen wir nur Mitleid und Bedauern, der Haß gegen die Russen läßt nach, wogegen Haß und Verachtung gegen England bei Hoch und Niedrig immer schärfer zum Ausdruck kommen. Wir sind auf drei Jahre vorbereitet, und zum Schluß wird es nur noch einen Kampf zwischen Deutschland und England geben. Die Engländer sind fest entschlossen, unser Vaterland zu vernichten. Wir haben die Herausforderung angenommen und keine deutsche Regierung würde auch nur einen Augenblick geduldet werden, die einen von England diktierten Frieden eingehen würde: London wird angegriffen werden! Wir können noch Millionen ins Feld stellen!

Wilhelm Borngräber Verlag Berlin W

Digitized by Google

Original from HARVARD UNIVERSITY

Generated on 2019-08-28 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dies Buch wurde gedruckt in
der Buchdruckerei F. E. Haag
in Melle i. H. für den Verlag
Wilhelm Borngräber in Berlin

Generated on 2019-08-28 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
HARVARD UNIVERSITY

Generated on 2019-08-28 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
HARVARD UNIVERSITY

Digitized by Google

Original from
HARVARD UNIVERSITY

Generated on 2019-08-28 15:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

3 2044 050 829 605

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

Harvard College Widener Library
Cambridge, MA 02138 (617) 495-2413

WIDENER
WIDENER
SEP 18 2000
SEP 10 2000
CANCELLED

Generated on 2019-08-28 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from HARVARD UNIVERSITY

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2019-08-28 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044050829605
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google